Zur Homepage der Dissertation

Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien
Band 18

Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien

Schriftenreihe des
Studiengangs Jüdische Studien im Fak. IV
der Carl von Ossietzky Universität

Band 18

Herausgeber
Aron Bodenheimer, Michael Daxner
Kurt Nemitz, Alfred Paffenholz †
Friedrich Wißmann (Redaktion)
mit dem
Vorstand des Studiengangs Jüdische Studien
und dem Dekan der Fakultät IV

Mit der Schriftenreihe „Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien“ tritt ein junger Forschungszweig der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg an die Öffentlichkeit, der sich eng an den Gegenstand des Studienganges *Jüdische Studien* anlehnt. Es wird damit der Versuch unternommen, den Beitrag des Judentums zur deutschen und europäischen Kultur bewußt zu machen. Deshalb sind die Studiengebiete aber auch die Forschungsbereiche interdisziplinär ausgerichtet. Es sollen unterschiedliche Themenkomplexe vorgestellt werden, die sich mit Geschichte, Politik und Gesellschaft des Judentums von der Antike bis zur Gegenwart beschäftigen. Ein anderes Hauptgewicht liegt auf der biblischen und nachbiblischen Religion. Ergänzend sollen aber auch solche Fragen aufgenommen werden, die sich mit jüdischer Kunst, Literatur, Musik, Erziehung und Wissenschaft beschäftigen.

Die sehr unterschiedlichen Bereiche sollen sich auch mit regionalen Fragen befassen, soweit sie das Verhältnis der Gesellschaft zur altisraelischen bzw. Jüdischen Religion berühren oder auch den Antisemitismus behandeln, ganz allgemein über Juden in der Nordwest-Region informieren und hier auch die Vernichtung und Vertreibung in der Zeit des Nationalsozialismus behandeln. Viele Informationen darüber sind nach wie vor unberührt in den Aktenbeständen der Archive oder auch noch unentdeckt in privaten Sammlungen und auch persönlichen Erinnerungen enthalten. Diese Dokumente sind eng mit den Schicksalen von Personen verbunden. Sie und die Lebensbedingungen der jüdischen Familien und Institutionen für die wissenschaftliche Geschichtsschreibung zu erschließen, darin sehen wir eine wichtige Aufgabe, die mit der hier vorgestellten Schriftenreihe voran gebracht werden soll.

Die Herausgeber

Detlef Garz & Gesine Janssen

Über den Mangel an Charakter des deutschen Volkes

Zu den autobiographischen Aufzeichnungen des jüdischen Arztes und Emigranten Dr. Julian Kretschmer aus Emden

BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

BIS-Verlag, Oldenburg 2006

Verlag / Druck / Vertrieb:
BIS-Verlag
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Postfach 25 41, 26015 Oldenburg
Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040
E-Mail: verlag@ibit.uni-oldenburg.de
Internet: www.bis.uni-oldenburg.de

ISBN 3-8142-2041-2
ISBN 978-3-8142-2041-3

Inhalt

	Vorwort	13
	Einleitung	15
1	Herkunft, Leben und Lebensverhältnisse der Familie Kretschmer	17
2	Die Zeit in Breslau 1882–1907	23
2.1	Breslau am Ende des 19. Jahrhunderts	23
2.2	Juden und Christen in Breslau	25
2.3	Julian Kretschmer: Die frühe Kindheit 1882–1888	31
2.4	Das „königliche König-Wilhelms-Gymnasium“ (KWG) 1888–1901	35
2.5	Das Studium der Medizin 1901–1906	41
2.6	Studentenverbindungen	43
2.7	Die praktische Ausbildung in der Königlichen Universitäts-Frauenklinik	47
2.8	Der Zionismus	49
2.9	Die zionistische Ortsgruppe in Breslau	52
2.10	Beginn der Berufstätigkeit und Promotion 1906-1907	54
3	Berlin, das ‚Eldorado‘, 1907–1914	57
3.1	Berliner Ärzte	58
3.2	Assistenzarzt bei Professor Albu	59
3.3	Dr. Julian Kretschmer: Soziale Beziehungen	64

4 Die Ehefrau Elsbeth Valk und ihre Familie 69
4.1 Familie und Ehe der jüdischen Bevölkerung im Kaiserreich 69
4.2 Hochzeit in Emden 70
4.3 Familie Valk – seit Generationen Kaufleute in Emden 73

5 Der Weltkrieg 1914–1918 79
5.1 Die Situation der jüdischen Bevölkerung im Kaiserreich bis zum Ausbruch des Krieges 79
5.2 Dr. Kretschmer meldet sich freiwillig – Stationen des Krieges 80
5.3 Kriegsende 88
5.4 Rückkehr aus dem Krieg und Wochen der beruflichen Entscheidung 90

6 Neuanfang in Emden: Die Jahre 1919–1922 95
6.1 Umzug nach Emden 95
6.2 Wohnung und Praxis Schweckendieckplatz 1 96
6.3 Eröffnung der Praxis 99
6.4 Die politische Situation in Emden nach Kriegsende 104
6.5 Die ‚Naturforschende Gesellschaft‘ und der ‚Klub zum guten Endzweck‘ 107
6.6 Die Bevölkerung Ostfrieslands 109
6.7 Antisemitismus nach dem Krieg 110
6.8 Die ‚Bezirksgruppe heimattreuer Oberschlesier‘ in Emden 114

7 Emden: Die Jahre 1923–1930 117
7.1 Politische Ereignisse und Krisen 117
7.2 Ärztliche Tätigkeit in Emden 118
7.3 Mitglied im ADAC, im Schulelternrat, im Emder Turnverein sowie Betrachtungen über die ‚Honorationen‘ der Stadt 120
7.4 „Eine Zeit, in der alles drunter und drüber geht“ 125

8 Die Jahre 1930–1933 127
8.1 Beginn der politischen Krise – Höhepunkt der Praxis 127
8.2 Beginnender Druck der Nationalsozialisten und Verdächtigungen der Kollegen 129
8.3 Der latente Antisemitismus geht in Gewalttätigkeiten über 131

9 Die Jahre 1933 und 1934 137
9.1 Nach der Regierungsübernahme Hitlers am 30. Januar 1933: „Das feinere Ohr der Juden“ 137
9.2 „Wir waren auf das Schlimmste gefasst – man sprach sogar von einem Pogrom“ 139
9.3 Der antijüdische Boykott 142
9.4 Dr. Herz – Neermoor 146
9.5 Das Arierprinzip 147
9.6 Die Situation in Deutschland wird unhaltbar 149
9.7 Kollegen und Patienten 151
9.8 Dr. Kretschmer als Mieter im EVAG-Haus 154

10 Die Jahre 1934 und 1935 159
10.1 Ruth „geht auf Hachschara“ 159
10.2 Es gibt keine Zukunft für Juden in Deutschland – Beispiele 160
10.3 Die Reise nach Palästina 163
10.4 „Nazimethoden“ 166
10.5 Tapfere Leute – treue Patienten 172

11 Von den Nürnberger Gesetzen 1935 bis zu dem Novemberpogrom 1938 und dessen Folgen 177
11.1 Ehrenkurkarten nur für ‚Arier‘ 177
11.2 ‚Arisierung‘ des Kaufhauses Valk 179
11.3 Ein großzügiger Chef 179
11.4 „Keiner wollte mir helfen“ 182
11.5 Ruth Kretschmer emigriert und heiratet in Palästina 183
11.6 Neue schwere Schläge 184

11.7 Die letzten Wochen vor dem Berufsverbot für jüdische Ärzte 190
11.8 Der Pogrom vom 9. auf den 10. November 1938 193

12 Vom Konzentrationslager in die Emigration: 1938 und 1939 207
12.1 Sachsenhausen: „Jetzt haben wir euch, ihr Juden!“ 207
12.2 Entlassung aus dem Konzentrationslager 216
12.3 Nach dem Novemberpogrom in Emden 217
12.4 Die letzten Wochen in Emden 219
12.5 Die Zurückgebliebenen der Israelitischen Gemeinde Emden 222

13 Von Palästina zum Staat Israel 1939–1948 227
13.1 Die ersten Monate in Raananah 227
13.2 Übersiedlung nach Kfar Warburg 238
13.3 Armut 243
13.4 Ein kleines Haus auf dem Migrasch der Kinder 245
13.5 Kfar Warburg 1942 254
13.6 Praxis in Raananah 255
13.7 Arzt in Kfar Warburg 1944 257
13.8 Deutschland 1945 259
13.9 Tod in Kfar Warburg 1948 260

Anhang I – Hedwig, Alma und Elisabeth Kretschmer 263

Anhang II 267

Zeitzeugeninterviews in Deutschland 267
1 *Frau Gesine Wetzig* – „Meine Freundin Ruth Kretschmer“ 268
2 *Frau Irmgard Höppner* – „Es kommt mir vor wie ein Filmriss“ 270
3 *Frau Dr. Winterberg* – „Mein Vater musste Emden verlassen“ 278
4 Frau Böttcher, geb. Huisinga – „Ob Christ, ob Jud, ob Hottentot, wir glauben alle an einen Gott“ 279

5 *Frau Wöltjen* – „Dieser Mann hat mir das Leben gerettet“ 280
6 *Frau Karb* – „Mein Vater schwor auf Dr. Kretschmer“ 283
7 *Frau Talaska* – „Eine Pillendose und eine Kandiszange“ 285
8 *Frau Sott: Dr. Kretschmer* – „Haus und Hotelarzt des Weißen Hauses in Emden“ 286
9 *Herr Hinrich Swart* – „Das bin ich meiner Tante Etta schuldig“ 287
10 *Herr Helmut Barghoorn* – „Eines Tages fanden auch wir uns in braunen Hosen und Hemden wieder“ 288
11 *Frau Rena Petersen* – „Man hörte, registrierte und sah – und sah doch nichts“ 291

Zeitzeugeninterviews in Israel 293
12 *Frau Ilse Joseph, Kfar Warburg* – „Wir sind die letzten von den zehn deutschen Familien“ 293
13 Frau Sonja B., in Kfar Warburg – „Er war unser Doktor“ 295
14 Shulamith Jaari (in Emden Sophie Nußbaum), Beer Tuwija – „Dr. Kretschmer war ein außergewöhnlicher Arzt“ 296
15 Herr Jürgen Valk – „Unsere Lebenspläne wurden von einem auf den anderen Tag zerstört“ 298
16 Herr Heinz Löwenstein (früher Emden) in Kfar Saba – „Er hat sich als Arzt berufen gefühlt“ 303

Literatur 305
Archivalien 311
Aufstellung der Bilder 313
Danksagung 315

Vorwort

Die folgenden Ausführungen sollen Auskunft geben über das Leben des jüdischen Arztes Dr. Julian Kretschmer, der 1881 in Breslau geboren wurde, dort und in Berlin seine Ausbildung erhielt und der nach seiner Kriegsteilnahme von 1919 bis zu seiner Emigration nach Palästina im Februar 1939 in Emden praktizierte. Dr. Kretschmer hat seine Biographie für ein von der Harvard Universität im Jahr 1939 initiiertes Preisausschreiben niedergeschrieben und ein Manuskript eingereicht, das 83 eng beschriebene Schreibmaschinenseiten umfasst.

Unsere Aufgabe bei der Präsentation der Lebensgeschichte von Dr. Julian Kretschmer sehen wir darin, sein autobiographisches Manuskript durch die Ergebnisse unserer Recherchen zu ergänzen und auch in aller Vorsicht zu interpretieren. Dies gilt besonders für jene Punkte, die Julian Kretschmer nur knapp behandelt hat, obwohl sie für sein Leben einen bedeutenden Stellenwert aufweisen. Hier sind vor allem jene Aspekte zu nennen, die eher privaten Charakter haben, wie seine Heirat, sein Familienleben und die Familie seiner Frau. Julian Kretschmer ist nicht der einzige, der diesen familiären Bereich nur ‚im Vorübergehen' erwähnt. Im Gegenteil: Bei einer Vielzahl der Teilnehmer, also den Männern des vorliegenden Preisausschreibens, sind die Angaben dazu sehr kurz. Das Hauptgewicht der Darstellungen liegt demgegenüber auf dem Beruf und zum Teil, so auch bei Julian Kretschmer, auf ihrer Rolle als Staatsbürger. Bei Dr. Kretschmer scheint hinzuzukommen, dass er, wie sich aus einigen Bemerkungen in seinem Beitrag entnehmen lässt, kein spannungsfreies Verhältnis zu der Familie seiner Frau hatte. Dies resultiert unseres Erachtens zum einen aus der Situation, in die er durch das Kriegsgeschehen 1914 und den daraus resultierenden Folgen hineingeriet. Zum anderen fanden einige Entscheidungen, vor allem das Zögern der Familie im Hinblick auf eine frühe Emigration in den 30er Jahren, die zu Geldverlusten und großen psychischen Belastungen führte, nicht seine Zustimmung. Aber auch die Zeit seiner Inhaftierung durch die Nationalsozialisten wird von ihm nicht erwähnt, so dass wir an dieser Stelle Aussagen von anderen Beteiligten hinzufügen.

Schließlich rücken wir seine Äußerungen häufig in einen größeren Kontext. Einen Kontext, von dem Julian Kretschmer noch annehmen konnte, dass er

dem fachkundigen Leser im Jahr 1940 vertraut war. Davon können wir heute, mehr als 65 Jahre später, nicht mehr ohne weiteres ausgehen. Insofern sehen wir unsere Aufgabe auch darin, Zusammenhänge zu erläutern, Verbindungen herzustellen bzw. Konstellationen aufzudecken und generell Erläuterungen einzufügen, die uns Nachgeborenen kaum mehr bekannt sind. Weiterhin nehmen wir gelegentlich Kommentierungen vor, die sich aus dem Zusammenhang des Manuskripts erschließen lassen, auch wenn Julian Kretschmer dies nicht explizit getan hat.[1]

1 Wir haben einige Stellen des Manuskripts wie auch dessen Zusammenfassung mithilfe der Methode der ‚objektiven Hermeneutik' interpretiert. Für eine ausführliche Darstellung dieser in der deutschsprachigen Sozialwissenschaft weitverbreiteten Methode vgl. Oevermann 2000.

Einleitung

Julian Kretschmer eröffnet seine Autobiographie, indem er ihr als Motto eine Strophe aus Heinrich Heines Gedicht ‚Hans ohne Land', das in den Jahren 1853/54 entstanden ist, voranstellt.[1]

> „Ihr Deutschen seid ein großes Volk,
> So simpel und doch so begabet!
> Man sieht euch wahrhaftig nicht an, daß ihr
> Das Pulver erfunden habet."[2]

Warum ein Gedicht, und warum gerade dieses?

Zunächst weist eine entsprechende Eröffnung darauf hin, dass Julian Kretschmer sich als literarisch gebildeter Mensch, dem die Poesie ‚der deutschen Klassiker' nicht unvertraut ist, präsentieren will. Lyrik, mithin menschliche Empfindsamkeit, ist ihm nicht fremd. Da es sich bei Heinrich Heine um einen jüdischen Schriftsteller handelt, der aus politischen Gründen aus Deutschland (nach Frankreich) emigrierte und dessen ambivalentes Verhältnis zu Deutschland seine Werke durchzieht, liegt es nahe, dass Heine für Julian Kretschmer eine Identifikationsfigur darstellte – möglicherweise auch in politischer Hinsicht. Darüber hinaus lässt die Auswahl des Gedichtes ‚Hans ohne Land' durchaus Parallelen zu der zionistischen Vorstellung eines ‚Volkes ohne Land' erkennen.

Der Titel des Gedichts ‚Hans ohne Land' verweist ja auf einen Zustand der Landlosigkeit, im weiteren Sinn den der Heimatlosigkeit, womit sowohl Emigration als auch z.B. die Vertreibung eines Bauern von seinem Land oder eben die Situation eines Kaisers, der über kein eigenes Land (mehr) verfügt, verstanden werden kann. Wie wir sehen werden, trifft diese Beschreibung für den Autor des Manuskriptes, das 1940 in Palästina erstellt wurde, zu. Inhaltlich thematisiert die ausgewählte Strophe Schein und Sein der Deutschen, ein ironisch gebrochenes Schwanken zwischen Bewunderung der ‚Größe' und ‚Begabung' und Kritik an der Einfachheit und Unbedarftheit („simpel") der Deutschen durch das lyrische Ich. Deutlich wird weiter, dass das lyrische Ich

---

1 Für Anregungen, vor allem zu diesem Abschnitt, danken wir Herrn Dr. Axel Fehlhaber.
2 Heine, H.: Gedichte 1853 und 1854; 1992, S. 225.

aus einer Position ironischer Distanz zu den Deutschen spricht. Es gehört nicht zu ihnen, steht aber dennoch gewissermaßen auf ‚Du und Du' mit ihnen, wenn es sie als ‚Ihr Deutschen' anredet und Einsicht in ihre nicht offen zu Tage liegenden ‚Begabungen' hat, womit es zugleich eine gewisse Empathie für sich reklamiert, vielleicht sogar ein ‚Mit-Leid' ausdrückt. Es liegt nahe, anzunehmen, dass Heines Verse Julian Kretschmers Leiden an den Deutschen seiner Zeit trafen, eventuell auch sein Verhältnis als ‚ein' Jude zu ‚den' Deutschen, und deshalb von ihm als Motto seiner Autobiographie vorangestellt worden sind.

1 Herkunft, Leben und Lebensverhältnisse der Familie Kretschmer

Zu Beginn der Darstellung und Interpretation des vorliegenden autobiographischen Manuskriptes soll die Person Julian Kretschmer in ihren familiengeschichtlichen Kontext eingerückt werden: Julian Kretschmer kommt am 15. September 1881 in Leobschütz (Oberschlesien) als viertes Kind des Ehepaares Ferdinand und Goldine Kretschmer – und zwar in einigem Abstand nach den Schwestern Hedwig (*1871), Alma (*1874) und Elisabeth (*1875), genannt Ella – zur Welt. Da die Mutter zu diesem Zeitpunkt bereits 36 Jahre alt war, wird deutlich, wie sehr dem Ehepaar an einem Sohn, einem Stammhalter, gelegen war.

Julian Kretschmer selbst beginnt seine Erzählung wie folgt (JK 3)[1]:

> „Meine Eltern heirateten im Frühjahr 1869[2]. Über die amtliche Eheschliessung besteht nachstehend wörtlich wiedergegebene Urkunde:
>
> Laut Verhandlung vom 15. April 1869, Band 55. Seite 139 der Akten die Beglaubigung von Heiraten der Juden betreffend,haben die jüdischen Glaubensgenossen, der Kaufmann Ferdinand Kretschmer aus Beuthen O/S, 26 Jahre alt, Sohn des Restaurateurs Isaac Kretschmer und dessen verstorbener Ehefrau Bertha geborene Itzinger aus Beuthen O/S und das Fräulein Goldine Freund aus Rosen, 24 Jahre alt, Tochter des Kretschambesitzers Julius Freund und dessen Ehefrau Rosalie geborene Spitzer aus Rosen erklärt, dass sie fortan als ehelich verbunden sich betrachten wollen.
>
> Eingetragen zu Beuthen O/S den fünfzehnten April achtzehnhundert neun und sechzig.
>
> gez. Unterschrift — gez. Unterschrift
> Kreisgerichtsrat — Kreisgerichtsbureauassistent
> als Protokollführer“

1 Zitate werden hier wie im Folgenden in der Originalfassung belassen; kleine Fehler werden stillschweigend berichtigt.

2 Im gleichen Jahr, also 1869, erlangte die jüdische Bevölkerung die rechtliche Gleichstellung im Norddeutschen Bund, welche durch die Reichsverfassung von 1871 vollendet wurde. Der Reichstag des Norddeutschen Bundes verabschiedete am 3. Juli 1869 mit einem einzigen Paragraphen die Gleichstellung. Er lautet: ‚Alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte werden hierdurch aufgehoben‘. Zum Norddeutschen Bund gehörten Preußen und die norddeutschen Kleinstaaten.

Julian Kretschmer weist unmittelbar im Anschluss an die Wiedergabe dieses Dokuments darauf hin, dass hierdurch die Ehe, nachdem der Rabbiner die Eheleute bereits getraut hatte, ein weiteres Mal beglaubigt werden musste, während bei christlichen Eheschließungen damals die Trauung durch den Pastor oder den Priester genügte. Er betont in diesem Zusammenhang jedoch ausdrücklich: *„Diese aus der Urkunde hervorgehende unterschiedliche Behandlung der Juden bei der Eheschliessung war nicht als wertvermindernde Distanzierung anzusehen, sondern war ein Ersatz der noch nicht bestehenden Standesamtsregister, der durch die mangelhafte Registerführung der manchmal noch etwas rückständigen Rabbinate erforderlich wurde“* (JK 3).

Julian Kretschmer will mit seinem Hinweis offenkundig hervorheben, dass seiner Meinung nach keine Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung vorlag, sondern dass diese Maßnahme durch die unzureichende Bürokratie der Rabbinate selbst verschuldet wurde. – Dies ist eine gedankliche Figur, die sich wiederholt im vorliegenden Manuskript findet: Sie enthält eine Entlastung der nichtjüdischen und eine Belastung der jüdischen Beteiligten. Julian Kretschmer wird immer wieder Nichtjuden einen großen ‚Vertrauensvorschuss‘ gewähren, den er auch gegenüber Widrigkeiten aufrechterhält. Die hier angesprochene klare Trennung zwischen der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung macht er darüber hinausgehend dadurch deutlich, dass er, und zwar durchgehend, von Deutschen einerseits und von Juden andererseits spricht.

Julians Eltern, Ferdinand und Goldine Kretschmer, nahmen ihren Wohnsitz in Beuthen, einer kleinen Stadt in Oberschlesien mit etwa 20 000 Einwohnern, in der auch ihre Eltern lebten. Die Stadt wies einen hohen jüdischen Bevölkerungsanteil von fast 20 %[3] auf. Wahrscheinlich haben die jungen Eheleute zunächst sogar noch bei den Eltern gewohnt, um sich ein kleines Kapital anzusparen. Erst etwa zwei Jahre später, *„kurz vor oder nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71“* (JK 3), zog das junge Paar nach Leobschütz, einer stark katholisch geprägten Kreisstadt mit etwa 10 000 Einwohnern im preußischen Regierungsbezirk Oppeln am Ostrand der Sudeten, etwa

3 Um den hohen jüdischen Bevölkerungsanteil 1846 in Beuthen von 18,5 % zu verdeutlichen, vergleiche man ihn mit den Angaben aus dem Jahre 1848 für Berlin = 2,3 %, Breslau = 6,7 % und Prag 9 %.

75 km südwestlich von Beuthen entfernt.[4] Verschiedene Gründe werden die Eltern bewogen haben, nach Leobschütz zu ziehen, um dort selbständige Unternehmer zu werden. Entscheidend scheint dabei der Umstand gewesen zu sein, dass sich in Leobschütz bereits vor vielen Jahren ein Onkel Ferdinands mit seiner Familie niedergelassen hatte. Der Onkel legte dort den ihn als Juden kennzeichnenden Namen Kretschmer ab und nannte sich ‚Beuthner', also der, der aus Beuthen kommt.[5] Sicherlich konnte die junge Familie Kretschmer in diesem Umfeld, wo zwischen 1871 und 1881 die vier Kinder zur Welt kommen sollten, auf Unterstützung rechnen.

Leobschütz war eine aufstrebende Stadt mit großen Getreide- und Flachsmärkten. Garnhandel, Leinwand-, Strumpf- und Tuchmanufakturen bildeten den Haupterwerb der Einwohner. Die handwerkliche Leineweberei des Mittelalters war ebenso wie die Verarbeitung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse in die industrielle Herstellung des 19. Jahrhunderts überführt worden. Dieser wirtschaftliche Aufschwung, verbunden mit der Mobilität vieler Menschen und besonders das sprunghafte Anwachsen der Textilindustrie bot den Eheleuten Kretschmer in Absetzung vom jahrhundertealten jüdischen Krämerhandel die Chance, *„mit den ihnen zur Verfügung stehenden, nach heutigen Begriffen winzigen Mitteln ein Strickereiunternehmen zu eröffnen"* (JK 3). Schließlich schien der Kreis Leobschütz, der mit seinen ca. 75 000 Einwohnern zugleich zu den bevölkerungsdichtesten in Oberschlesien gehörte, auch genügend Absatzmöglichkeiten im Umland zu bieten.

Aber treten wir noch einmal einen Schritt zurück und schauen uns die Herkunft sowie die familiäre Eingebundenheit der Eltern an.[6] Ferdinand Kretschmer wurde 1843 als Sohn des Restaurateurs, d. h. Gastwirts, Isaac Kretschmer und dessen Ehefrau Bertha, geb. Itzinger, geboren. Isaac Kretschmer führte in Beuthen bereits ein ‚gehobenes Lokal', in dem auch warme Mahlzeiten zubereitet und Übernachtungen angeboten wurden. Diese Lokale

---

4 Im Jahr 1840 zählte die Stadt Leobschütz 6 110 Einwohner, im Jahr 1890 lag die Einwohnerzahl schon bei 12 586, davon 10 754 Katholiken, 1 488 evangelische, 3 ‚andere Christen' und 341 Juden.

5 Die Eltern und Großeltern von Julian Kretschmer weisen durch ihre Namen und Vornamen überwiegend noch ihre jüdische Zugehörigkeit aus: Isaac Kretschmer und (Bertha) geb. Itzinger, Julius Freund und Rosalie geb. Spitzner sowie (Ferdinand) und Goldine Kretschmer. Julian und seine Schwestern Hedwig, Alma und Elisabeth (Ella) erhalten demgegenüber bereits alle ‚typisch deutsche' Vornamen, die nicht mehr auf ihre jüdische Herkunft hindeuten.

6 Über das Leben der Großeltern mütterlicherseits ist nichts bekannt.

wurden vor allem von dem höheren Bürgertum besucht, von der christlichen ebenso wie von der jüdischen Bevölkerung.

Isaacs Vater wiederum, der vermutlich zwischen 1810 und 1820 geboren wurde, hatte wahrscheinlich nur einen Kretscham gepachtet, da der jüdischen Bevölkerung zu dieser Zeit im ländlichen Gebiet Schlesiens nur wenige Berufsmöglichkeiten zur Verfügung standen. Die Haupteinnahmequelle für viele Juden in dieser Gegend war der Betrieb einer Schankwirtschaft, eines Kretscham. In diesen einfachen Schankstuben, in denen vorwiegend Branntwein und Bier ausgeschenkt wurde, verkehrten jüdische Händler und die Einwohner der Orte. Isaac Kretschmer knüpfte an die berufliche Tradition des Vaters zwar an, war jedoch zum Besitzer eines Restaurants avanciert.

Als das Edikt, das die „bürgerlichen Verhältnisse der Juden in dem Preußischen Staate“ betraf, am 11. März 1812 Gültigkeit erlangte, wurden die zu diesem Zeitpunkt in Preußen lebenden Juden preußische Staatsbürger, wobei sie sich verpflichten mussten, innerhalb von sechs Monaten feste Familiennamen anzunehmen. Dieses Edikt verpflichtete also auch den Vater von Isaac, sofern er damals schon in Preußen gelebt hat, sich einen Familiennamen zu suchen und ihn zu führen. Wie viele andere Juden entschied er sich dafür, diesen von seinem Beruf abzuleiten – Kretschmer[7].

Vor seiner Eheschließung war Ferdinand Kretschmer Soldat und hatte 1866 an dem deutsch-österreichischen Krieg teilgenommen. Durch den unerwarteten und glänzenden Sieg der preußischen Truppen wurde er zu einem begeisterten Anhänger des deutschen Heeres. Die technische Überlegenheit der preußischen Waffen, die gute Ausbildung und die militärische Führung von Generalstabschef Helmuth von Moltke hatten den jungen Mann nachhaltig beeindruckt und geprägt.

Anfang der siebziger Jahre verließen Ferdinand Kretschmer und seine Frau, wie bereits erwähnt, mit *„winzigen Mitteln“* (JK 3) versehen, ihre Heimatstadt Beuthen und gründeten in Leobschütz ein kleines Strickereiunternehmen. Dieser auf Aufstieg gegründete Lebensplan wurde allerdings bereits einige Jahre nach der Existenzgründung, nämlich 1882, zerstört: Das Strickereiunternehmen brach zusammen, und Ferdinand Kretschmer und seine Familie verließen Leobschütz. Dort war für das Ehepaar ein Lebenstraum zu Ende

7 „Kratschmer is the Jiddish for the operator of a Kretschme (country inn). Inns were practically a Jewish monopoly in Poland. The name sometimes appears as Kretschmer or Krachman” (Kaganoff, B.C. 1977).

gegangen, ihre beruflichen Pläne waren gescheitert, und mit den vier kleinen Kindern wird es schwer gewesen sein, Perspektiven für die Zukunft zu entwickeln.

Julian Kretschmer hat den Niedergang des kleinen Strickereiunternehmens und die damit zusammenhängenden Konflikte, die finanziellen Sorgen der Eltern und ihre große persönliche Enttäuschung nicht bzw. nur indirekt erlebt. Soweit sich aus den Unterlagen ersehen lässt, konnten diese negativen Erfahrungen durch die liebevolle Familienatmosphäre, das ‚Behütetwerden' des jüngsten Kindes und einzigen Sohnes durch die Eltern und die drei älteren Schwestern aufgehoben werden. Das Kind wuchs eingebettet in geordneten Familienverhältnissen heran, d. h. Geborgenheit und emotionale Sicherheit sind für die erste Sozialisationsphase des jungen Julian bestimmend. Die Familie wanderte weiter und ließ sich 1882 in Breslau nieder.

Bevor Julian Kretschmer jedoch mit der Schilderung seines Lebenswegs in Breslau beginnt, geht er noch auf zwei weitere familiengeschichtliche Zusammenhänge ein, die auf Schwierigkeiten der jüdischen Assimilation aber auch auf den vorhandenen Patriotismus hindeuten:

Zunächst weist er auf den Bruder des Großvaters Isaac und dessen Söhne sowie deren Aufstieg nach der erfolgten Taufe hin, womit bereits zu Beginn seines Manuskripts deutlich wird, welchen Stellenwert berufliche Karriere, gesellschaftliche Anpassung und Akzeptanz sowie die damit verbundene Thematisierung der Taufe für Julian Kretschmer wie für die Mehrzahl der jüdischen Männer aus seiner Generation hatten.

Der zweite Hinweis gilt dem Onkel der verstorbenen Großmutter (also einem noch weiter entfernten Verwandten), der als Freiwilliger bei den Lützower Jägern kämpfte und an den Befreiungskriegen 1813–1815 gegen die Franzosen teilnahm:[8] Der preußische König Friedrich Wilhelm III. hatte im März 1813 mit dem Aufruf „An mein Volk" die wehrfähigen Männer zur freiwilligen Meldung mobilisiert. Die Massenbegeisterung für die Freiheitskämpfe zog Bildungsbürger ebenso wie Handwerker in die Freikorps, in die auch preußische Juden aufgenommen wurden. Aus Beuthen nahmen immerhin acht Juden „ehrenvoll" an den Freiheitskriegen teil. Bis in sein hohes Alter trug der Onkel stolz seine Kriegsauszeichnungen, das Eiserne Kreuz und

8 Das ‚Lützowsche Freikorps' bestand ausschließlich aus Freiwilligen. Jeder Freiwillige musste sich aus eigenen Mitteln kleiden und selbst für ein Pferd sorgen. Der Onkel konnte daher kein ganz armer Jude gewesen sein (vgl. Geiss 1993).

einen russischen Orden . Damit wollte und konnte dieser beweisen, dass er für ‚sein Vaterland‘ gekämpft hatte und dafür ausgezeichnet worden war.

2 Die Zeit in Breslau 1882–1907

2. 1 Breslau am Ende des 19. Jahrhunderts

Breslaus Name, lateinisch Wratislawa (heute Wroclaw), bezieht sich auf den böhmischen Herzog Wratislaw, der die erste Burg am Oderstrom – wahrscheinlich um 900 – erbaute. Breslau wurde im Laufe der Zeit zu einem wichtigen Kreuz- und Knotenpunkt nicht nur der ältesten Handelsstraßen von Nord nach Süd, sondern vor allem von Ost nach West und in umgekehrter Richtung. Im „Habelschen Führer“ von 1908 heißt es, die Phantasie anregend: „Die Ostsee sandte von Danzig die Fische, Venedig führte die Gewürze des Orients, feurigen Wein und Werke der Kunst ein, aus den Niederlanden kam Tuch, und Polen, Rußland, Ungarn und Galizien waren mit ihren Rohprodukten vertreten.“[1]

„An der Grenze des ozeanischen West- und des kontinentalen Ost-Europas“[2] hatte sich im 19. Jahrhundert aus einem mittelalterlichen Stadtkern eine moderne Stadt entwickelt. Im Jahr 1875 zählte die Stadt 239 050 Einwohner. Nur 30 Jahre später hatte sich die Einwohnerzahl fast verdoppelt und war auf 470 904 angewachsen.[3] Davon waren 276 056 (58,6 %) Personen evangelisch, 172 285 (37,2 %) katholisch und 20 356 (4,3 %) jüdisch, wobei die jüdischen Einwohnerzahlen im Verhältnis deutlicher angestiegen waren: 1849 lebten in Breslau 7 384, im Jahr 1871 waren es 13 916 und 1880 bereits 17 543 Juden.[4]

Der wirtschaftliche Aufschwung während dieser Jahrzehnte, in Breslau besonders gefördert durch die weit reichenden Handelsbeziehungen, ließen die Stadt zu einem Großumschlagplatz für Kohle und Erz, für Hüttenerzeugnisse und landwirtschaftliche Produkte aus Oberschlesien werden; im Stadtgebiet siedelten sich Konfektionsindustrie, Holz- und Papierwerke und die Lokomotivenfabrik an.

---

1 Scheyer 1969, S. 9.
2 Ebd.
3 Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs 1908/1988
4 K. Fuchs, Jüdisches Unternehmertum in Schlesien in: Mitteilungen Nr. 64/1998 des Verbandes ehemaliger Breslauer in Israel e.V. 1998.

In der Altstadt, in den Neubauvierteln der Gründerzeit und in den Vororten wohnten die Bürger aus den verschiedensten Lebensbereichen: aus dem Kleineleutemilieu, dem soliden Bürgertum, den Offizierskreisen, dem Landadel der umliegenden Güter, den Hausmädchen, die in den begüterten Häusern dienten, und aus den Mannschaften der Garnison. Zum Symbol der Gründerjahre wurden die mehrstöckigen Mietskasernen, die gebaut wurden, um die zuziehenden, in der Industrie tätigen Menschen zu beherbergen. Dazu kamen die Künstler, Wissenschaftler und Gelehrten der bedeutenden, 1702 gegründeten Breslauer Universität, der Technischen Hochschule und der vielen Ausbildungsstätten, Kunstanstalten und Institute in den unterschiedlichsten Bereichen.

Breslau war zur siebtgrößten Stadt des Deutschen Reiches geworden. Dies verdankte sie neben der Aufnahme der industriellen Fertigung hauptsächlich der Eisenbahn und der Anlage ihrer Bahnhöfe. Bereits im Jahr 1842 hatte die Eröffnung der ersten Eisenbahnstrecke stattgefunden, die Breslau nicht nur mit dem oberschlesischen Industriebezirk bis hin nach Warschau verband, sondern auch mit Berlin, Dresden und Stettin.

Im Jahre 1891 erlebten die Breslauer, wie die erste elektrische Straßenbahn nach Errichtung der städtischen Elektrizitätswerke in Betrieb genommen wurde. In den Sommermonaten lud die „Elektrische“ mit offenen Sommerwagen alsbald zu Ausflugsfahrten ein, welche dann auch von dem Hufschlag der Droschkenpferde auf dem Pflaster begleitet wurden.

Den begüterten Breslauer Einwohnern standen die beliebten Droschkentaxameter an 18 Halteplätzen zur Verfügung. Gemäß der gesellschaftlichen Ordnung waren die Droschken eingeteilt in die Droschken erster Klasse mit den ausrangierten Vollblutpferden, deren Kutscher weiße Zylinder trugen, und die der zweiten Klasse, deren Kutscher schwarze Zylinder trugen. Erst 1909 fuhren die ersten neun Kraftdroschken, deren Haupthalteplatz sich an der Schweidnitzertorwache befand.[5]

---

5 Der 1890 in Breslau geborene Ernst Marcus erinnert sich wie folgt. „Die Welt meiner Kindheit erscheint in meiner Erinnerung wie ein Bilderbuch aus alter Zeit. Das Hauptverkehrsmittel meiner Vaterstadt … bestand in der Pferdebahn, einem von einem dicken Pferd gezogenen Schienenfahrzeug, mit dem wir am Sonntag nachmittag Ausflüge nach einem der vor der Stadt gelegenen Kaffee-Gärten machten. Meine Mutter trug Kleider, wie sie heute unter der Bezeichnung ‚Edwardian‘ oder ‚Victorian‘ in den Kostümausstellungen zu sehen sind“ (EM 151, S. 1).

Für Schüler, Jugendliche und sicher auch die ärmere Bevölkerung waren Fahrräder das bevorzugte Verkehrsmittel. Deren Zahl wurde um die Jahrhundertwende auf 200 000 geschätzt. Nicht wegzudenken aus dem bunten Straßenbild der Innenstadt und der Bahnhöfe waren weiterhin die Breslauer Dienstmänner mit den roten Wachstuchmützen und Blechmarkennummern. Für 20 Pfennig nahmen sie Aufträge, Briefe und Pakete entgegen. Eine Reihe von Pensionen und mehr als dreißig Hotels luden Geschäftsleute und Besucher der Stadt zur Übernachtung ein. Für eine Übernachtung im Hotel mussten die Gäste zwischen zwei und drei Mark zahlen, das Frühstück kostete durchschnittlich 80 Pfennig bis eine Mark und ein Mittagessen zwei bis drei Mark.

Durch die Eingemeindung der umliegenden Dörfer wie Scheitnig und Pöpelwitz waren die Brückenbauer gefordert und konzipierten neue eiserne Brücken, die die Oder überspannten und der Stadt ein neues Aussehen gaben.

2.2 Juden und Christen in Breslau

Die prosperierende Stadt wies mit knapp 5 % einen bedeutenden jüdischen Bevölkerungsanteil auf, erkennbar daran, dass Breslau hinter Berlin die zweitgrößte jüdische Gemeinde in Preußen stellte. Der größte Teil der jüdischen Bürger fühlte sich als Angehöriger des deutschen Volkes und viele waren bemüht, nicht als Jude erkennbar zu sein.

Die politische Emanzipation der Juden hatte nicht nur politische und religiöse Freiheiten und Bürgerrechte mit sich gebracht, sondern für viele Kaufleute und Unternehmer einen bisher kaum erreichten Reichtum und Wohlstand. „Schon 1874 gehörten 15 Prozent der Juden und nur 2 Prozent der Gesamteinwohnerschaft zur obersten Steuerklasse, in der mittleren Steuerklasse betrug das Verhältnis 49 Prozent jüdische Steuerzahler zu 13 Prozent aller Steuerzahler, und in den unteren Steuerklassen befanden sich nur 36 Prozent der Juden, aber 85 Prozent aller Steuerpflichtigen.“[6]

Im Jahre 1829 wurde die Synagoge „Zum weißen Storch“ (Bezeichnung des Baugrunds am Rand der Innenstadt) mit ihren edlen, klassizistischen Formen ihrer Bestimmung übergeben. Fünfzig Jahre später war die Synagoge zu klein geworden, und die Gemeinde errichtete die „Neue Synagoge“, deren gewal-

6 Vgl. Richarz 1997, S. 64.

tige orientalisch anmutende Kuppel zum Wahrzeichen des Tautentzien-Viertels wurde.[7]

Zwischen der christlichen und jüdischen Bevölkerung Breslaus gab es im Alltagsleben nur begrenzte gesellschaftliche Kontakte. Im Geschäftsleben wurde miteinander gehandelt, aber auf privater Ebene blieb man unter sich: Noch im Jahre 1870 berichtete die „Breslauer Morgenzeitung“ ironisch über den ersten gemeinsamen Ball der christlichen und jüdischen Kaufleute der Stadt. „Unsere christlichen und jüdischen Kaufleute haben zusammen marchandiert, discontiert, diniert, soupiert, smolliert, sie haben sich sogar spousiert, aber niemals miteinander getanzt. Ist das nicht merkwürdig?“

Ein nicht unerheblicher Teil der Breslauer Juden war aus dem Osten zugewandert. Die aufstrebenden jüdischen Einwanderer strömten im 19. Jahrhundert verstärkt in die Stadt, wo ihnen allerdings vielfach hochmütige Ablehnung entgegenschlug. Den in immer größerer Zahl als einfache Arbeiter einwandernden Ostjuden standen die alteingesessenen Breslauer Juden in Glaubens- und Lebensweise häufig ferner als ihren deutschen Mitbürgern. Viele der bereits in Deutschland lebenden Juden zogen es vor, still ihr ‚Assimilationsprojekt‘ durchzuführen. Man verheimlichte zwar nicht sein Judentum, aber in einer nichtjüdischen Umwelt wollte man nicht daran erinnert werden. Mit den Ostjuden tauchten nun Glaubensgenossen auf, denen man ihr ‚Anderssein‘ bereits an ihrer Kleidung ansah: Die Männer trugen Kniehosen, weiße Strümpfe, lange schwarze Kaftane, schwarze Hüte oder Pelzmützen und ringelförmige Schläfenlocken, die sie aus rituellen Gründen nicht abschneiden oder rasieren durften. Viele Ostjuden behielten ihre jiddische[8] Muttersprache nach der Rückwanderung bei und lebten traditionsgemäß so, wie sie es in ihrem östlichen Schtetl[9] erlernt und lieben gelernt hatten. Diese

---

7 Diese zweitgrößte Synagoge Deutschlands wurde in der Pogromnacht vom 9. zum 10. November 1938 zerstört, während die Synagoge ‚Zum Weißen Storch wegen einer möglichen Gefährdung der umliegenden Häuser verschont blieb.

8 „Die nach Polen ausgewanderten Aschkenasim brachten ihre jüdisch-deutsche Sprache (Teusch, Judendeutsch, Ivre-Deutsch) in der hebräischen Schriftform mit nach Polen, wo diese unter dem Einfluß des Slawischen zu einer selbständigen Sprache wurde ... Jiddisch wurde zur Muttersprache des Ostjudentums, der nichtassimilierten aschkenasischen Juden“ (Gräfe 1997, S. 84).

9 Jüdisch geprägte Orte in Osteuropa, in denen jüdisches Leben in einer nichtjüdischen und bäuerlichen Umgebung stattfand. Die Synagoge bildete den Mittelpunkt des religiös-kulturellen und politisch-autonomen Gemeindelebens. Dem Schtetl wurde ein großes Maß an Autonomie gewährt. „Eine scharftrennende Unterscheidung zwischen religiösen und säku-

Werte, die durch klar definierte Rollenerwartungen geprägt waren, wurden in den Familien weitergegeben. Die Mütter vermittelten ihr Wissen um die besondere religiöse Verantwortung, die den Frauen oblag, an ihre Töchter.

Durch Beibehaltung ihres orthodoxen Glaubens, die Einhaltung der jüdischen Speisegesetze, ihre Kleidung und Sprache sonderten sich die Ostjuden von den bereits in Breslau lebenden Juden ab und ‚verweigerten' die Anpassung an die deutsche Kultur. Die Assimilationsbemühungen ihrer Glaubensgenossen betrachteten sie aus der Distanz. Diese wiederum zeigten deutlich ihre durch Assimilation, Bildung und ökonomischen Aufstieg erworbene scheinbare Überlegenheit und lehnten ihrerseits jede Gemeinsamkeit ab.[10]

Die alteingesessenen Juden befürchteten zudem von dieser Zuwanderung ein Anwachsen des Antisemitismus. Auch aus diesem Grund wollten sie mit den Ostjuden nicht gleichgesetzt werden, die als eine arme unkultivierte Gruppe betrachtet wurden, die den Nichtjuden ein fortwährendes, anscheinend nicht integrierbares fremdes Element vor Augen führte und damit einen Störfaktor der Assimilation darstellten.

Im Gegensatz zu den Ostjuden rechneten sich viele Breslauer Juden zu den Anhängern des Reformprozesses (Haskala), der von Moses Mendelssohn (1729–1786) und David Friedländer (1750–1834) in Berlin begonnen und von dem Rabbiner Abraham Geiger (1810–1874), der von 1838 bis 1863 in Breslau wirkte, fortgesetzt und ausgebaut wurde. Geiger drängte mit seinen Anhängern zur Annäherung an die deutsche Kultur und propagierte eine Moderne im Sinne einer sozialen und kulturellen Wiedergeburt der Juden mittels der Entwicklung von Wissenschaft und Philosophie.[11]

Der Zusammenhalt der jüdischen Bevölkerung in Breslau wurde im Wesentlichen von dem jüdischen Vereinswesen getragen: So existierten um die 1900 bei einer jüdischen Bevölkerung von knapp 20 000 Einwohnern (das waren etwa 4,7 % der Gesamtbevölkerung) über fünfzig Vereine, deren Mitglieder sich aus allen innerjüdischen Strömungen zusammensetzten.

---

laren Funktionen wird nicht gemacht, denn im Schtetl ist Judentum keine Religion, sondern ‚way of life'"; Gräfe 1997, S. 83.

10 Gräfe 1997, S. 84. Nicht immer sind diese Unterschiede in der Realität so stark ausgeprägt, wie hier dargestellt.

11 Dies führte ebenso zu tief greifenden Veränderungen im jüdischen Leben der Anhänger dieses Reformprozesses wie zu einer Bekämpfung der mystisch gefärbten Volksfrömmigkeit der Ostjuden.

Die wohlhabenden Juden Breslaus unterstützten mit ihren Beiträgen und großzügigen Spenden die Wohlfahrtseinrichtungen und kamen für die Kosten des jüdischen Krankenhauses auf. So sammelte die ‚Israelitische Krankenverpflegungs-Anstalt und Beerdigungsgesellschaft' in Breslau über zwei Millionen Reichsmark für den Neubau eines der modernsten und größten jüdischen Krankenhäuser in Deutschland.[12] Der Bau wurde ausschließlich aus Spenden finanziert.

Das Jahr 1871 stellte mit der vollständigen rechtlichen Gleichstellung durch die Reichsverfassung einen weiteren Schritt zur Emanzipation der Juden dar, eine scheinbare Erfüllung aller Hoffnungen der assimilationsbereiten deutschen Juden. Die Wiederkehr bzw. das Fortbestehen des alten Hasses in Teilen der deutschen Gesellschaft äußerte sich jedoch bald in antisemitischen Kampagnen. Der Antisemitismus mit seinen neuen Formulierungen, die sich darin ausdrückten, keinen einfachen Gegensatz zwischen Christen und Juden zu konstruieren, sondern einen unüberbrückbaren Antagonismus zu unterstellen, war eine Reaktion auf den Versuch der Emanzipation.[13]

Welche wirtschaftliche, geistige und kulturelle Bereicherung die Stadt ihrem jüdischen Bevölkerungsanteil verdankt, lässt sich mit einer Auswahl herausragender Namen zumindest andeuten. Aufgrund einer Spende des Kommerzienrates Jonas Fraenckel konnte bereits im Jahr 1854 das „Breslauer Seminar" gegründet werden. Der erste Direktor wurde der Rabbiner Zacharias Frankel (1801–1875). Es war die erste Ausbildungsstätte für jüdische Geistliche in Deutschland und ein unabhängiges jüdisch-theologisch wissenschaftliches Institut, das internationalen Ruf erlangte, zunächst aber ‚nach innen' wirkte. Viele Juden standen vor der Entscheidung, entweder in strenger Orthodoxie den Glauben zu bewahren und damit aus dem Ghetto der verachteten Minderheit nicht herauszukommen, oder sich zu assimilieren und damit die eigene Kultur zu verlieren. Fraenckel sah den Ausweg, „in voller Freiheit ein neues und tieferes Verständnis für das eigene kulturelle und religiöse Erbe zu gewinnen und es neu zu beleben. Damit setzte er eine jüdische Renaissance in Gang, die bald über Deutschland hinaus ganz Europa ergriffen hat."[14] Die Rabbiner, die an diesem Seminar ausgebildet wurden, waren in ihrer Mehrheit assimilationsbereit und entschiedene Gegner des Zionismus, da sie die Idee eines Nationalstaates für Juden für falsch hielten.

---

12 Vgl. van Rahden 1996.
13 Ebd.
14 In: Elze 1993, S. 97.

Aber es gab auch andere Stimmen. Im September 1905 wurde der ‚Verein Jüdischer Kaufleute' (V.J.K.) in Breslau gegründet. Die Umstände, die damals zu dieser Gründung führten, werden deutlich in der Rede von Max Walk zum ersten Stiftungsfest des Vereines am 13.9.1906, „kommt doch in [ihr] der Meinungskampf einer positiv jüdisch empfindenden Minderheit im deutschen Vorkriegsjudentum zum beredten Ausdruck"[15]. Sie spiegelt die Denkstrukturen dieser Minderheit, welche die Assimilation ablehnte und versuchte, die „sklavische Ergebenheit" gegenüber allem Nichtjüdischen in ein selbstbewusstes Judentum zu verändern. Im Folgenden werden Auszüge aus dieser Rede wiedergegeben:

„Von einer Schar begeisterter Jungjuden im Spätsommer des vorigen Jahres gebildet hat sich der V.J.K. in erster Linie die Pflege und Hebung des jüdischen Selbstbewußtseins unter der jüdischen Kaufmannschaft zur Aufgabe gesetzt. Als wir an die Gründung des Vereins herantraten, waren wir uns wohl der Schwierigkeiten unserer Aufgabe bewusst, da wir nur zu gut den Indifferentismus in jüdischen Dingen unter den Kaufleuten kannten. ... Das deutsche Judentum bot im verflossenen Jahrhundert ein zerrissenes Bild. Die den Juden gewährte Emanzipation liess eine Assimilationsbewegung entstehen, die bis in die jüngste Zeit dem Judentum manch schweren Schaden zufügte. Die deutschen Juden hatten die Emanzipation, nicht wie es heute unter unzähligen Opfern unserer Brüder in Russland geschieht, erkämpft, sondern sie wurde ihnen gewissermassen geschenkt. In ihrer Dankbarkeit glaubten sie nun alles Jüdische verleugnen und sich immer mehr und mehr dem Deutschtum assimilieren zu müssen. Mit einer gewissen Scheu trat man an das Jüdische heran; die Selbstverleugnung trieb in dieser Zeit ihre üppigsten Blüten. Eine Folge dieser Zustände war das Heranwachsen eines Geschlechtes, welches nicht in sich die Grösse der Makkabäer fühlte, sondern in sklavischer Ergebenheit allem Nichtjüdischen zujubelte und alles Jüdische verachten lernte. In dieser schmachvollen Periode der jüdischen Geschichte erhob der moderne Antisemitismus sein Haupt und beginnt seit den 70er Jahren seinen Siegeslauf durch die deutschen Lande. Doch noch immer wollte man nicht einsehen, welch Antagonismus zwischen den Juden und den anderen herrschte. Man merkte nicht, dass das deutsche Volk unsere Verschmelzung nicht wünschte und begann noch immer nicht einzusehen, dass ein freies sich

15 Abgedruckt und kommentiert von dessen Sohn: Walk, J.: Verein Jüdischer Kaufleute in Breslau. In: Mitteilungen des Verbandes ehemaliger Breslauer in Israel, Nr. 27. 4. 1970, S. 10.

selbstbewusstes Volk sich die Achtung der Mitmenschen erringen, während eine sich selbst verleugnende Nation die Nichtachtung, ja den Hass anderer erwecken muss. Die Flutwelle des Antisemitismus ergoss sich nun über ganz Deutschland und hat sich bis heute aller Gesellschaftsschichten bemächtigt.

Da entstand eine Bewegung, welche anfangs verspottet und verlacht sich bald die Achtung aller selbstbewussten Juden errang. Ein neuer lebendiger Strom durchzog das Judentum und wirkte befruchtend nach jeder Richtung.

Unser Verein ist nicht in Erscheinung getreten, um die schon bestehenden geselligen Vereine um einen zu vermehren, sondern ist einem notwendigen Bedürfnisse entsprungen, um dem eben gezeichneten Treiben eines grossen Teiles der jüdischen Kaufmannschaft einen Damm entgegenzusetzen. …

Wenn Sie in unsere Reihen eintreten, werden Sie Arbeit finden, Arbeit die Sie nach jeder Richtung hin befriedigen wird, die Sie zu freien aufrechten Menschen machen wird. Dann wird man nicht wie bisher mit Verachtung von dem deutschen jüdischen Kaufmannsstande sprechen. Die oft gezeichneten Karikaturen werden allmählich verschwinden.

Das jüdische Volk steht momentan an einem Wendepunkt in der Geschichte. Der grösste Teil unserer Brüder liegt in einem schweren Kampfe mit gewaltigen Mächten in Russland. …

In dieser Periode des verzweifelten Ringens des jüdischen Volkes ist es Pflicht eines jeden, mannhaft in die Reihen zu treten, um für die Ehre und Freiheit des jüdischen Volkes zu kämpfen und sich nicht feige zurückzuziehen.“[16]

Die Kritik ist offensichtlich: Ein großer Teil der Breslauer Kaufleute hatte sich assimiliert und lehnte alles ‚Jüdische‘ ab. Walk begründet „die Flutwelle des Antisemitismus“ mit der „geschenkten“ Emanzipation und der darauf folgenden „Flutwelle der Assimilation“, und er sah das jüdische Volk an einem Wendepunkt der Geschichte. Walk propagierte und trat für ein selbstbewusstes jüdisches Volk ein, welches nur die Achtung der Christen erringen kann, wenn es sich nicht selbst verleugnet.

Auch Julian Kretschmers Familie gehörte offenbar zu der von Walk beschriebenen Gruppe der Juden, die ihr Judentum nicht betonten, sondern sich damit arrangierten, dass sie zu einer marginalisierten Minderheit gehörten.

16 Ebd.

Hier passt die wiederholt von Julian Kretschmer gebrauchte Metapher des „verständigen Juden“, die seine Anpassungsbereitschaft ausweist, zugleich aber einen resignativen Grundton trägt, ein Gefühl der Ungerechtigkeit bei gleichzeitiger Unabänderlichkeit der vorliegenden Fakten.[17]

2.3 Julian Kretschmer: Die frühe Kindheit 1882–1888

Auch Julians Eltern nahmen ihren Wohnsitz in Breslau, und zwar in der Sadowastraße, nur etwa einen Kilometer vom Hauptbahnhof entfernt.[18] Die Bahnlinie trennte die Altstadt von der Südstadt, in der die Neubauviertel der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts lagen. Bauunternehmer hatten dort herrschaftliche Mietwohnungen für die Kaufmannschaft erstellt, die nicht mehr in der Altstadt wohnen wollte. Diese stattlichen Wohnungen waren groß und vornehm ausgestattet, wie es für Kaufmannsfamilien mit Personal damals üblich war. Die großen Hausportale waren üppig geschnitzt oder kunstvoll in Eisen geschmiedet und die Fassaden mit Stuck im Stil der italienischen Renaissance verziert.[19]

Die in das Zentrum der Stadt führende Kaiser-Wilhelm-Straße kreuzte die Sadowastraße[20], in der die Familie Kretschmer wohnte. Sie war die erste Parallelstraße zur Bahnlinie in Richtung Südstadt. Alljährlich wurde hier die Kaiserparade abgehalten, die zu einem Volksfest wurde. Die Familien mit ihren Kindern mussten oft lange Zeit auf den Vorbeiritt des Kaisers warten. Die Stunden wurden verkürzt mit Leckerbissen für die Kinder und ‚Trinkbarem‘ für die Erwachsenen.

Im Laufe der Jahre weitete sich die Stadt in Richtung Süden immer mehr aus. In der neuen Südstadt baute die christliche und jüdische Oberschicht Breslaus große Einfamilienhäuser und prachtvolle Villen. Auch der alte jüdische

---

17 Geht man heute über den wenig zerstörten und gut erhaltenen Breslauer jüdischen Friedhof an der Lohestraße, spiegelt sich diese Aufspaltung auch in den Inschriften auf den Grabsteinen. Dort sind Zeichen der unterschiedlichen Anpassung der Juden an die deutsche Kultur und Sprache erhalten. Interessanterweise befinden sich auf den Grabsteinen von Angehörigen der Familie Kretschmer nur Buchstaben in lateinischer Schrift, was auf den Willen zur Assimilation verweist. Demgegenüber finden sich auf der Rückseite von anderen Grabsteinen oft hebräische Inschriften. Nur wenige Grabsteine sind ausschließlich hebräisch beschriftet (Bericht von Dr. Klaus Wendtland, Marl).

18 Eventuell hat die Familie zunächst in einer bescheideneren Gegend gewohnt.

19 Vgl. Grundmann 1972.

20 Der Name der Straße erinnerte an die Schlacht bei Sadowa in Böhmen, wo im Krieg 1866/67 Preußen die österreichischen Truppen entscheidend geschlagen hatte.

Friedhof lag weit im Süden der Stadt. Die Sadowastraße wurde überwiegend von wohlhabenden jüdischen Bürgern bebaut, die dort entweder selber lebten oder Wohnungen vermieteten. Die Bewohner der Straße waren ‚gutbürgerliche' Juden und Nichtjuden, die in vier- bis fünfstöckigen, zum Teil im Jugendstil errichteten Häusern lebten.

Aus diesen Angaben lässt sich erschließen, dass Ferdinand Kretschmer vermutlich wieder über ein gesichertes Einkommen verfügte und Wert darauf legte sowie es sich auch leisten konnte, in einer guten Wohngegend zu residieren. Die Kinder konnten den Vater zum Bahnhof begleiten, wenn dieser aufbrach, um als Vertreter von Textilfabriken die Geschäfte im Umland zu bereisen. Die Eisenbahnzüge mit den qualmenden und pfeifenden Lokomotiven und dunklen Eisenbahnwagons prägten das Leben der Familien in der Sadowastraße. So hatten Eltern und Kinder zumindest in ihrer Vorstellungswelt Anschluss an das verlockend erscheinende Berlin, oder auch nach Beuthen, wo die Großeltern noch wohnten.

Auch in Breslau war die Familie Kretschmer um Anpassung bemüht, ohne sich jedoch formell vom Judentum loszusagen. In Julian Kretschmers Manuskript finden wir jedoch keine Hinweise oder Erinnerungen an jüdische Bräuche und Feste. Kein Wort lässt darauf schließen, dass die Familie eine Verbindung zu der jüdischen Synagogengemeinde hatte oder an den hohen jüdischen Festtagen die Synagoge besuchte.

Insgesamt berichtet Julian Kretschmer nur von einer einzigen frühen Kindheitserinnerung, welche er in den Zusammenhang *„mit einem für die weitere politische Entwicklung Deutschlands nicht unwesentlichen Ereignis, nämlich dem Tod Kaiser Wilhelms I. im März 1888 und der Krankheit seines Nachfolgers"* rückte (JK 4). Noch während des Schreibens seiner Autobiographie in Palästina im Jahre 1940 erinnert sich Julian Kretschmer daran, dass sein Vater weinte, als er von dem Tode des Kaisers hörte und schmerzbewegt ausrief: *„Was wird jetzt aus Deutschland werden!"* (ebd.).

Julian Kretschmer bezeichnet seinen Vater als einen Mann mit fortschrittlicher, demokratischer Gesinnung, die jedoch mit tiefster Kaisertreue einherging und bis zu seinem Tod im Jahre 1919 fortdauerte. In den Kindheitstagen versäumte der Vater nie, mit seinem Sohn zur Kaiserparade zu gehen, die am Geburtstag des Kaisers Wilhelm II., dem 27. Januar, alljährlich stattfand.

Abb. 1: Julian Kretschmer mit seinen Eltern und Schwestern

Dieses festliche Ereignis lockte große Menschenmengen in die Straßen der Stadt. Die Parade wurde abgehalten vom kommandierenden General, seinem Stab und der großen Breslauer Garnison und schloss mit den traditionellen 101 Kanonenschüssen Salut. Der kleine Junge erschrak in jedem Jahr erneut über die donnernden Schüsse.

Es liegt auf der Hand, dass die Eheleute Kretschmer – mittlerweile 40 Jahre alt – in Breslau unter sehr schwierigen Bedingungen neu anfangen mussten: Der Vater hatte sich beruflich zu orientieren. Zugleich musste er die Familie mit den vier kleinen Kindern versorgen. Breslau war eine fremde und auch große Stadt, die Familie hatte hier weder Verwandte noch Freunde. Mehr noch: Die Breslauer jüdische Bevölkerung schaute geringschätzig auf die aus dem Osten kommenden Oberschlesier herab, was die Familie zu einer marginalisierten Gruppe in doppeltem Sinne machte: zunächst als Juden, sodann als Juden, die aus dem ländlichen Osten Oberschlesiens stammten. Zudem war die Familie noch mit Schulden aus der Leobschützer Zeit belastet.

Schließlich fand der vormals selbständige Unternehmer Ferdinand Kretschmer eine Arbeitsstelle als Vertreter für Textilfabriken, also eine Erwerbstätigkeit, in der er als Fachmann seine Kenntnisse und seine Kontakte aus der Leobschützer Zeit verwerten konnte.[21] Insofern handelte es sich um keinen vollkommenen beruflichen Neuanfang. Vielmehr lässt sich ein sozioökonomischer Abstieg erkennen; dies trifft sowohl im Hinblick auf den gesellschaftlichen Status als auch auf das erwartbare Einkommen zu.

Im Elternhaus von Julian herrschte durchaus Sparsamkeit, auch wenn die Familie nicht in Armut lebte. Der Geldmangel konnte jedoch die Eltern nicht davon abhalten, ihren vier Kindern eine gute Schulbildung zu ermöglichen. Nach der misslungenen Unternehmerexistenz befanden sie sich wieder in einem kleinbürgerlichen jüdischen Milieu, dem sie nur durch einen bildungsorientierten Aufstieg entrinnen konnten. Dass dieser Aufstieg ein Projekt war, das vor allem seine Eltern, aber eben nicht nur diese, energisch vorantrieben, wird in dem folgenden Zitat sehr schön deutlich. *„Trotzdem ermöglichten meine Eltern ihr Bestreben – der allgemeinen Tendenz der deutschen*

21 Wir können vermuten, dass Ferdinand Kretschmer seine negativen Erfahrungen durch das Schreiben von Gedichten kompensierte. Zu vielen Festlichkeiten oder besonderen Ereignissen schrieb er Gedichte oder Briefe in Versform. Zur Geburt seiner Enkel Lothar und Ruth in Berlin begrüßte er diese und die Eltern mit zärtlichen romantischen Reimen. Julian Kretschmer konnte diese wertvollen Erinnerungen mit nach Emden und, wichtiger noch, mit in die Emigration nach Palästina nehmen.

Juden besonders in diesen Jahrzehnten entsprechend – ihre Kinder gut ausbilden zu lassen, um ihnen einen Aufstieg in höhere Gesellschaftsschichten zu sichern, wie sie glaubten" (JK 4).

Nach Jahrhunderten der erzwungenen Tätigkeit im Handel und einigen wenigen weiteren Berufen bestand jetzt erstmals für junge Juden in größerem Umfang die Möglichkeit, nicht mehr zwangsläufig den Beruf des Vaters übernehmen zu müssen, sondern einen anderen, häufig einen akademischen Beruf wählen zu können. Konkret, sowohl auf den Ort als auch auf die sozialen Umstände bezogen, lässt sich dies in der Beschreibung des aus Breslau stammenden Ernst Scheyer nachvollziehen. Scheyer bezeichnet die Geschichte seiner Familie als eine für das Judentum im Osten Deutschlands typische, die sich in vier Generationen erfüllte. „Bildung war ein überlieferter Wert von den Urvätern her und später das Mittel, sich der deutschen Kultur zu verbinden. Mein Vater hatte eine ans religiöse grenzende Verehrung für Bildung, das hieß, den Sohn auf die Universität zu schicken."[22]

2.4 Das „königliche König-Wilhelms-Gymnasium" (KWG) 1888–1901

Ab 1888 besuchte Julian Kretschmer das König-Wilhelms-Gymnasium in der Sonnenstraße im westlichen Stadtteil Breslaus, der als besonders vornehm galt. Der frühe Einschulungstermin weist darauf hin, dass Julian dort zunächst die dreijährige Vorbereitungsklasse absolvierte, die dem Gymnasium voran ging. Auch die Kinder jüdischer Eltern fanden auf dem KWG ohne Schwierigkeiten Aufnahme. Mit einem Prozentsatz von 20 % war der Anteil der jüdischen Schüler sogar hoch.[23] Das Schulgeld betrug 120 Mark, allerdings waren Befreiungen möglich. Der wohl berühmteste Absolvent des Gymnasiums, der spätere Nobelpreisträger für Physik, Max Born, besuchte die Schule zeitgleich mit Julian Kretschmer und gehörte auch seinem Abiturjahrgang an (vgl. Born 1975, S. 48ff.), ohne dass Julian Kretschmer – das vorliegende Manuskript stammt immerhin aus dem Jahr 1940 und Max Born hatte einige Berühmtheit erlangt – diesen erwähnt.

---

22 Scheyer 1962, S. 163. Scheyer studierte zunächst Nationalökonomie, wurde promoviert, studierte anschließend Kunstgeschichte, Soziologie, Ethnologie und Philosophie und schloss diese Studien mit einer weiteren Promotion ab. Seit 1938 war er Professor für Kunstgeschichte und Vergleichende Kulturgeschichte an der Wayne-Universität in Detroit.

23 Max Moses Polke, der das KWG etwa fünfzehn Jahre später besuchte, berichtet von einem noch höheren Prozentsatz jüdischer Schüler (25–30 %); vgl. die Autobiographie von Dr. Polke: Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933, S. 1.

Die soziale Zugehörigkeit der Schüler umfasste ein breites Spektrum, sowohl Jungen der mittleren als auch der oberen Schicht waren vertreten. So werden im Programm des König-Wilhelms-Gymnasium für das Schuljahr 1900/1901 unter den lfd. Nr. 5–15 die Berufe jener Väter angegeben, deren Söhne sich zum ‚Abiturium' gemeldet hatten: „Postsekretär, Eisen.-Betr. Controleur, Major u. Bataillons-Commandeur, Kaufmann [Julians Vater; die Verf.], Landgerichts-Direktor, Prem.-Lt. A.D., Eisenbahn-Sekretär, Hauptlehrer, Kaufmann, Pro.-Steuer Sekretär, Geh. Justizrat und Gerichts-Kassierer."[24]

Im Hinblick auf das KWG, auf die Lehrer und Schüler seines Gymnasiums, vor allem in Bezug auf die Beziehungen zwischen ihnen, aber auch auf seine schulische „Karriere", hebt Julian Kretschmer in seinem autobiographischen Manuskript vor allem vier Aspekte hervor.

1. Die politische Ausrichtung des Lehrkörpers

„Die Mitglieder des Lehrkörpers, besonders der Direktor, waren (...) überwiegend politisch rechts gerichtet, konservativ, einige wenige neigten wohl auch zu demokratischen freisinnigen Parteien ... Socialdemocraten – damals die einzige republikanische Partei Deutschlands – galten als außerordentlich anrüchig" (JK 4).

Diese Ansicht wird von Max Born im Hinblick auf die Lehrkräfte differenziert, bezüglich des Direktors aber voll und ganz geteilt. „Wir hatten … einige sehr liberale Lehrkräfte, deren Nationalismus von jener liebenswerten romantischen Art war, welche die Demokraten von 1848 sowie das in der Paulskirche zusammengetretene Parlament vertraten. Völlig entgegengesetzt war unser Schulleiter, Direktor Eckhart, …, der typisch preußische Beamte. … Er war vielleicht ein wenig engstirnig und streng, doch andererseits gerecht und nett. Antisemitismus wurde in seiner Amtszeit kein Raum gegeben" (Born 1975, S. 50f.).

2. Den Umgang der Lehrer mit den jüdischen Schülern, der, auch nach Einschätzung Julian Kretschmers, frei von Vorurteilen war.

„Etwa bestehende antisemitische Neigungen der Lehrer kamen bei den Zeugnissen oder sonstiger Bewertung der Schüler nicht zum offenkundigen Ausdruck" (JK 5). Diese Beobachtung wird, wie schon erwähnt, auch von Max

24 Leider liegen nur die Angaben über die laufenden Nr. 5 bis 15 im Städtischen Schulmuseum in Wroclaw vor.

Born geteilt. „Zu Ehren der Lehrerschaft muss ich feststellen, daß von ihrer Seite kaum ein rassisches bzw. religiöses Vorurteil zu spüren war“ (Born 1975, S. 37).

„Eine Ausnahme davon“, so wiederum Julian Kretschmer, *„leistete sich ein Zeichenlehrer, Klaus, der in Unter- oder Obertertia – 1894 oder 1895 – vor 13-14 jährigen Schülern die läppische und taktlose Äußerung machte, die Zeichnungen der jüdischen Schüler wären besonders schmutzig“* (JK 5f.).

Als diese Bemerkung in einer Zeitung publiziert wurde, musste der Lehrer die Schule verlassen. Julian Kretschmer bezeichnet die Bewertung der jüdischen Schüler im Nachhinein als *„läppische und taktlose Äußerung“* und verharmlost mit seiner Einschätzung den Antisemitismus des Zeichenlehrers. Für ihn ist vielmehr wichtig, dass der Zwischenfall eine prompte Erledigung fand, indem der Lehrer *„sang- und klanglos verschwunden“* (JK 6) war. Dieses „Beschönigungsraster“, d. h. die Tendenz, den Antisemitismus „zu normalisieren“, wird Julian Kretschmer bis zu seiner Emigration beibehalten.

3. Eine unterschiedliche Behandlung der Schüler je nach sozialer bzw. ‚nationaler‘ Herkunft und Zugehörigkeit, und zwar in dem Sinne, dass einerseits die Kinder der im Status höher stehenden Eltern bevorzugt wurden, andererseits wurden Kinder mit polnischem Hintergrund durchweg, d. h. auch bei hoher Statuszugehörigkeit, insgesamt schlechter behandelt.

So spricht Julian Kretschmer ausführlich von der Bevorzugung von Schülern aus „vornehmen“ Familien. Die Väter dieser Kinder waren höhere Offiziere oder Beamte. Als Beleg berichtet er von dem Sohn eines evangelischen Divisionspfarrers, der einen schwächeren, kleineren Kameraden mit solcher Wucht gegen die Wand des Klassenzimmers stieß, dass dieser ohnmächtig zusammenbrach und nach Hause gebracht werden musste. Es erfolgte eine Untersuchung des Falles, von der die Mitschüler nichts erfuhren. Sie endete mit *„zwei Stunden ‚Karzer‘, d. h. Einzelhaft“* (JK 5). Julian Kretschmer kommt zu dem Schluss, dass ein aus einer weniger bevorzugten Gesellschaftsschicht kommender Schüler eine viel schwerere Strafe, vielleicht sogar den Ausschluss, erhalten hätte.

Welchen Einfluss die Kombination von Assimilation, ausgedrückt in der Taufe, und hohem Status für einen Juden haben konnte, zeigte sich für Julian Kretschmer daran, dass zu den privilegierten Schülern auch der Sohn des Universitätsprofessors Ladenburg gehörte, der getaufter Jude war. Dieser

Sohn war entsprechend der Schichtzugehörigkeit befreundet mit dem Sohn eines Militärarztes, im Rang eines Generalmajors. Die genannten Vorkommnisse und Freundschaftsbeziehungen vermittelten dem Schüler Julian sehr deutlich, dass er zu denen gehörte, die aufgrund des Festhaltens am Judentum sowie der sozialen Stellung seiner Eltern eher abseits standen.

Weiterhin beschreibt Julian Kretschmer ausführlich den Sonderstatus der polnischen katholischen Schüler, deren Benachteiligung auch nicht vor dem Sohn des „vornehmen" Oberlandesgerichtsrates Thiel Halt machte. Dessen Sohn, Stanislaus, verkehrte wiederum häufig mit jüdischen Schülern und lud auch seinen Klassenkameraden Julian in sein Elternhaus ein. – In Julian Kretschmers Biographie ist dies der einzige Hinweis auf Kontakte mit einem Klassenkameraden.

Abb. 2: Julian Kretschmer im Alter von 10 Jahren

4. Aber auch über die an ihn herangetragenen Leistungsansprüche und die damit verbundenen Gerechtigkeitsvorstellungen äußert sich Julian Kretschmer.

Nach der Absolvierung von neun Schuljahren sollte er 1897 in die Obersekunda versetzt werden. Der Oberlehrer Dr. Sylvius von Monsterberg prüfte ihn schriftlich und mündlich in Geschichte. Es war *„v. Monsterberg, unser Geschichtslehrer, der mich scheitern liess... u.zw. prüfte mich v. M. über die Erbansprüche Friedrich des Grossen auf Schlesien, eine äusserst verwickelte und künstliche staatsrechtliche und dynastische Konstruktion, deren Darstellung mir nur mangelhaft gelang"* (JK 7). Nach der mündlichen Prüfung glaubten dennoch alle Klassenkameraden und auch Julian selbst, dass er die Prüfung bestanden habe. Er musste die Klasse jedoch wiederholen.

Den Oberlehrer von Monsterberg bezeichnet der Autor als eine *„hervorstechende Persönlichkeit, einen fanatischen Lutheraner, ...Katholiken hatten es bei ihm nicht gut“* (JK 7). *„Ein katholischer Schüler mit polnischem Namen“* (JK 6) wurde von v. Monsterberg aufgrund einer Bemerkung derart verprügelt, *„dass wir alle ausser uns vor Aufregung waren“* (JK 6). In seiner Biographie schreibt der 1895 in Breslau geborene Max Moses Polke, der das KWG bis zu seinem Abitur im Jahr 1914 besuchte, dass von Monsterberg über die Kreise des Gymnasiums hinaus auch im Rufe eines Antisemiten stand, und viele jüdische Schüler deswegen die Schule gewechselt hätten. Dr. Polke schätzte ihn jedoch als einen „Alldeutschen“[25] ein.

Auch in diesem Zusammenhang versucht Julian Kretschmer mit seiner Beschreibung des Dr. von Monsterberg ein besonders objektives Bild zu zeichnen und kommt nicht auf die Idee, dass sein *„Scheitern“* auf Antisemitismus zurückgeführt werden könnte.

Das Urteil ‚Sitzen-geblieben‘ traf den ehrgeizigen Schüler und dessen Eltern empfindlich und brachte Julian in eine biographisch schwierige Situation. Seine Eltern hatten viele ihrer Hoffnungen nicht nur in den einzigen Sohn gesetzt (man erinnere sich daran: *Ihr Bestreben war es*), sondern auch in die ältere Schwester Ella, die zu dieser Zeit bereits das Lehrerinnenseminar absolviert und als Lehrerin gearbeitet hatte und sich jetzt auf ihr Studium der Philosophie vorbereitete. Es ist anzunehmen, dass ein starker Druck auf dem jetzt 15jährigen lastete und die Frage lautet, wie er mit diesem *„Missgeschick, das meinen und meiner Eltern Ehrgeiz empfindlich traf“* (JK 7), umgehen wird.

Um vor sich selber, aber auch den (signifikanten) anderen bestehen zu können, sah Julian Kretschmer nur einen radikalen Ausweg: Er fasste den Entschluss, sich vom 15. bis zum 19. Lebensjahr, also bis zum Abiturium, mit nichts anderem zu beschäftigen, als mit seinen Schulaufgaben. Dies ist eine extreme Entscheidung und Julian Kretschmer erahnte selbst, dass diese Vereinseitigung *„in Jahren geistiger und körperlicher Entwicklung ... für meine weitere Entwicklung in den nächsten Jahren vielleicht von einer gewissen Bedeutung war“* (JK 7). Der Gymnasiast Julian fühlte nicht nur den Druck,

---

25 Politische Organisation, die 1891 gegründet und anfangs Allgemeiner Deutscher Verband genannt wurde. Er setzte sich ein für die Belebung des Nationalbewusstseins, die Förderung des Deutschtums im Ausland und eine dynamische Außen-, Flotten- und Kolonialpolitik. Der Form nach war der Verband überparteilich, geriet aber immer mehr in die Nähe rechtsradikaler Strömungen (vgl. Brockhaus Enzyklopädie 1986, Bd. 1).

waren alle Erwartungen doch darauf gerichtet, dass er sein Abitur ablegen und studieren würde, sondern er erkannte darüber hinaus, zumindest im Nachhinein, auch den Preis, den er für die Erreichung des „Abituriums“ zahlen musste, nämlich den Verlust bzw. den Rückzug aus allen sozialen Beziehungen und Bindungen in einer Entwicklungsphase, in der die Loslösung vom Elternhaus durch den Eintritt in die Gruppe der Gleichaltrigen, auch durch erste Kontakte mit Partnerinnen und schließlich durch einen wie auch immer rudimentären Erwerb einer politischen bzw. staatsbürgerlichen Haltung hätte erfolgen sollen.

Das „Lernprogramm“ jedenfalls war von Erfolg gekrönt – *„Mein Fleiss und meine Leistungen wurden auch von den meisten Lehrern anerkannt“* (ebd.) – so dass Julian Kretschmer sein Abiturium mit 20 Jahren, zu Ostern 1901, erfolgreich absolvieren konnte. Das formale Ziel, das Abitur, war nun erreicht, aber Julian Kretschmer benennt selbst das Defizit, das damit einherging. Dieses Manko, in seinen Worten, *„eine Unberührtheit vom Leben der Umwelt“* (ebd.), wird nun im Übergang von der Schule zur Universität, also einer biographisch wichtigen Schaltstelle, offenbar. Julian Kretschmer spricht davon, dass diese Änderung *„mit einem Schlage nach dem Abiturium“* (ebd.) erfolgte, und dass sie weniger durch die Studieninhalte bewirkt war, *„als* [durch] *die mit dem Studentenleben verbundene Confrontierung mit der Judenfrage“* (ebd.).

Mit diesem Bruch, diesem Wendepunkt, galt es nun umzugehen. Spätestens mit Erreichen des Abituriums wurde für Julian Kretschmer die Frage nach der Wahl des Faches virulent und dabei galt es für ihn, die eigene Stellung als Jude zu berücksichtigen, d. h. zu prüfen, welche Optionen ihm nach Abschluss des Studiums in einer mehr oder minder antisemitisch strukturierten Umwelt offen standen. Neben dieser fachlich-inhaltlichen Entscheidung stellte sich für ihn ebenso die Frage nach der Zugehörigkeit zu einer Studentenverbindung, wobei es für Studenten im wilhelminischen Kaiserreich weniger darum ging, ob man sich einer Verbindung anschließen wollte, denn dies war ein „ungeschriebenes Gesetz“, sondern allein welcher. Allerdings waren die Wahlmöglichkeiten für jüdische Studenten eingeschränkt, denn bei der Aufnahme fand eine Selektion in Juden und Nichtjuden statt. Wir übernehmen hier die kurze Darstellung von Max Born, der die Situation skizziert, wie sie auch Julian Kretschmer zu Beginn des Studiums im Sommersemester 1901 in Breslau vorgefunden hat.

„Es gab mehrere Arten von Verbindungen oder Vereinigungen: die konservativen und aristokratischen Corps, die von Anbeginn an nie Juden aufgenommen hatten – übrigens auch keine Söhne von Handwerkern und Geschäftsleuten, gleichgültig, welcher Konfession sie angehörten; dann die Burschenschaften, die einst während der Zeit der Revolution von 1848 im Kampf um die Freiheit und Demokratie in vorderster Front standen, nun aber degeneriert und genauso reaktionär und antisemitisch waren wie die Corps; ferner Turner- und Sängerschaften, eine große katholische Studentenvereinigung und schließlich viele wissenschaftliche und literarische Verbindungen. Einige der letzteren ließen Juden zu, während andere praktisch ausschließlich jüdische Mitglieder zählten“ (Born 1975, S. 63).

Wenn wir uns nun dem Abschnitt über das Studium zuwenden, so bedeutet dies, beides zu berücksichtigen: Einerseits die von Julian Kretschmer vollzogene Fächerwahl und die Beschäftigung mit diesem Fach, andererseits sein Verhältnis den studentischen Verbindungen gegenüber, wobei hier die „Confrontation mit der Judenfrage“ im Mittelpunkt steht.

2.5 Das Studium der Medizin 1901–1906

Der Eintritt in das Berufsleben gestaltete sich für jüdische Universitätsabsolventen, vor allem für jene, die sich nicht taufen ließen, schwierig. Obwohl der gleichberechtigte Zugang zu Beamtenstellen in der Verfassung garantiert war, wurden sie oft nur mit Vorbehalten und in Ausnahmefällen als Beamte akzeptiert und späterhin kaum befördert. Das galt besonders für eine Laufbahn als Professor, die für Juden häufig nach der Habilitation mit einer unbezahlten Stelle als Privatdozent oder außerordentlicher Professor endete. Diese Aussichten veranlassten die meisten jüdischen Studenten, die sich dem ‚Taufdruck‘ nicht beugen wollten, sich Disziplinen zuzuwenden, die zu selbständigen Tätigkeiten, z. B. als Ärzte, Anwälte oder Journalisten führten. Innerhalb dieser Trias hatte das Medizinstudium zunächst einen deutlichen Vorrang. Im Jahre 1886/87 studierten in Preußen 57 % aller jüdischen Studenten Medizin, in Breslau waren es 34 %. Erst in späteren Jahren überholte die Zahl der Jura Studierenden die Zahl der Medizinstudenten.

Der Beruf des Arztes hatte bei Juden seit dem Mittelalter Tradition. Auch in der christlichen Bevölkerung genossen die jüdischen Ärzte, trotz der immer wieder ausgesprochenen kirchlichen Verbote, sie zu konsultieren, und trotz der traditionellen, religiös begründeten Judenfeindschaft der christlichen

Kollegen hohes Ansehen. In freier Praxis konnten sich jüdische Ärzte niederlassen und geachtete berufliche und soziale Stellungen erringen.[26]

Diese Überlegungen werden für den ehrgeizigen Abiturienten Julian, der wenig finanziellen Rückhalt hatte, eine Rolle gespielt haben, sich zum Sommersemester 1901 an der Universität Breslau für das Medizinstudium zu immatrikulieren. Zugleich konnte er im elterlichen Haus wohnen und die nur etwa zwei Kilometer entfernte Universität schnell erreichen.

An der UNIVERSITAS WRATISLAVIENSIS, die erst 1911 in ‚Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität'[27] umbenannt wurde, begann der Lehrbetrieb im Wintersemester 1811 mit 300 Studenten in fünf Fakultäten: der katholischen und evangelischen Theologie, der Philosophie, der Jurisprudenz sowie der Medizin.[28] Die Universität ging aus einem Jesuitenkollegium hervor und wurde 1728 bis 1736 auf dem Platz der alten Kaiserburg am Odertor erbaut.

Als Julian Kretschmer 1901 mit seinem Studium begann, war die Mindeststudiendauer gerade von neun auf zehn Semester erhöht worden und die Prüfungsordnung hatte folgendes Aussehen:

Nach fünf Semestern erfolgte die Zulassung zur ärztlichen Vorprüfung (Physikum). Daran schlossen sich fünf weitere Semester und das Staatsexamen an. Nach bestandener Prüfung absolvierte der Kandidat sein praktisches Jahr an einer Universitätsklinik oder einem dazu ermächtigten Krankenhaus. Danach erfolgte die Erteilung der Approbation, d. h. die staatliche Erlaubnis zur Ausübung des Berufs.[29] Im Anschluss an dieses Verfahren konnte die Niederlassung als praktischer Arzt erfolgen. Die Einrichtung einer Praxis war jedoch mit erheblichen Kosten verbunden und von der Zulassung zur Kassenpraxis abhängig, welche erst nach zweijähriger Ortsansässigkeit erfolgte. In der Regel ging der Einrichtung einer eigenen Praxis daher eine Phase des

---

26 Vgl. Pross 1984. 1678 wurden in Frankfurt an der Oder zum ersten Mal jüdische Studenten an einer deutschen Universität zum Medizinstudium, 1721 auch zur Promotion, zugelassen; andere Universitäten folgten diesem Beispiel. Bei einer Hochschullaufbahn wurden jüdische Mediziner an den Universitäten auch zur Habilitation zugelassen, aber ohne christliches Bekenntnis () blieben die Ärzte zumeist unbesoldete Privatdozenten. Zahlreiche jüdische Mediziner fanden Anerkennung als Forscher, auch wenn sie nicht auf Lehrstühle berufen wurden, sondern Fachkliniken leiteten oder an Forschungsinstituten arbeiteten.

27 Die verschiedenen Quellen über die Namensänderung widersprechen sich. Die Chronik vom 1. April 1906 bis 31. März 1907 ist versehen mit der Überschrift: ‚Chronik der Königlichen Universität zu Breslau'.

28 Vgl. Elze 1993.

29 Vgl. Schmeiser 1994.

Erwerbs von Berufserfahrung verbunden mit der Möglichkeit einer „Geldansammlung“ voraus, die junge Ärzte in vergüteten Beschäftigungen als Vertreter in Arztpraxen absolvieren konnten.

Wurde im Anschluss an eine Approbation eine Beschäftigung als Assistent gesucht, so diente dies entweder zu einer Spezialausbildung als Facharzt, die drei bis sechs Jahre dauern konnte, oder der Anbahnung einer festen Anstellung im Beamten- oder Angestelltenverhältnis in staatlichen, kommunalen und städtischen Krankenhäusern, evtl. auch einer universitären Laufbahn.

Von Julian Kretschmer erfahren wir nur sehr wenig über den Verlauf seines Studiums, etwas ausführlicher geht er allein auf seine Ausbildung an der Frauenklinik der Universität, hier wiederum auf die praktischen Übungen in Geburtshilfe, ein (vgl. dazu Kap. 4.7). Ansonsten beschränkt er sich auf die Nennung der Orte und der Dauer des Studiums: Er studierte ab 1901 vier Semester in Breslau und wechselte im Sommer-Semester 1903 nach Freiburg im Breisgau. Die letzten vier Semester studierte er wiederum in Breslau, wo er im Februar 1906 das Staatsexamen ablegte.

Wesentlich ausführlicher widmet sich Julian Kretschmer der Darstellung der „Judenfrage“, die dem politisch naiven jungen Mann, so lässt sich wohl am besten die Metapher der *„Unberührtheit vom Leben der Umwelt“* übersetzen, in Gestalt der zahlreichen Verbindungen und der damit einhergehenden Notwendigkeit, einen Anschluss zu suchen, entgegentrat.

2.6 Studentenverbindungen

„Dem Bedürfnis des deutschen Studenten nach geselliger Betätigung ausserhalb des Fachstudiums entsprachen die ausserordentlich zahlreichen ‚farbentragenden‘ oder nicht-farbentragenden ‚schwarzen‘ akademischen Verbindungen und Vereine, die unter sich nach gesellschaftlichen Stellungen und Erziehungsidealen verschieden, aber in einem Punkte sich einig waren, nämlich im Ausschluss von Juden“ (JK 7f.); außerdem: ein „jüdisch Weib“ sollten sich alle versagen.[30]

Die Korporationen und Verbindungen waren während des Wilhelminischen Kaiserreiches die Orte der politischen Sozialisation an den Universitäten. „Ihre politische und soziale Funktion bestand u. a. darin, Bürgersöhne auf

30 Wehler 1994, S. 130.

einen neoaristokratischen Ehren- und Verhaltenskodex festzulegen, ihnen Normen und Wertvorstellungen einzuschleifen, die die möglichen Repräsentanten künftiger bürgerlicher Politik an die vorindustriell-adeligen Führungsgruppen banden, mithin dieses Störpotential durch eine neue Kollektivmentalität entschärften.“[31]

Neben den „klassischen“ Verbindungen etablierten sich auch einige, die den Grundsatz der „Judenreinheit“ nicht hatten und „paritätisch“ besetzt sein sollten, was in der Praxis jedoch bedeutete, dass die „paritätischen“ Studentengruppen überwiegend eine rein jüdische Mitgliedschaft aufwiesen. Die wenigen ausschließlich Juden offen stehenden Verbindungen betonten ihr Judentum bewusst, waren aber, als Julian Kretschmer sein Studium aufnahm, noch nicht zionistisch orientiert. Jedoch zeitigte diese Gesinnung unter den Studenten im Gefolge des ersten zionistischen Weltkongresses, der, von Theodor Herzl organisiert, 1897 in Basel stattgefunden hatte, nach und nach weitere Verbreitung.

Für Julian Kretschmer jedenfalls stand die Entscheidung an, entweder sich einer Verbindung anzuschließen oder weiterhin, und dann aufgrund des sozialen Drucks verstärkt, in seiner sozialen Isolation zu verharren. Nach einigem *„Schwanken“* (JK 8) entschied er sich zum Beitritt in den „Verein Jüdischer Studenten in Breslau“ Bei dessen Veranstaltungen wurden Lieder national jüdischen Inhalts (in deutscher Sprache) neben den alten deutschen Studenten- und Volksliedern gesungen, Vorträge über die jüdische Vergangenheit und auch Zukunft gehalten und Turnen und Fechten ausgeübt. Wie in allen Studentenverbindungen spielte das Trinken, der obligatorische „Bierkomment“, eine große Rolle. Die inhaltliche Ausrichtung dieses studentischen Vereines, und das ist neben den geselligen Aspekten dann doch das Entscheidende, war eindeutig an den Ideen des Zionismus orientiert.

In diesem Zusammenhang lässt sich eine bereits angesprochene Auffälligkeit nochmals hervorheben: Julian Kretschmer unterscheidet in seiner Darstellung durchgehend zwischen deutschen Studenten oder Kollegen einerseits und jüdischen Studenten oder Kollegen andererseits. Obwohl eine „angemessene“ Bezeichnung für die gemeinte Differenz durchaus schwierig ist, zeigt die gewählte Form eine Kontrastierung der Gruppen, die von zwei sich gegenüberstehenden „Blöcken“ ausgeht – jedoch ohne dass dies von Julian Kretschmer thematisiert wird. Ihn interessiert an dieser Stelle vielmehr, dass

31 Ebd.; vgl. auch Elias 1989.

die „deutschen“ Kollegen den prinzipiellen Unterschied zwischen paritätischen und bewusst jüdischen Verbindungen nicht sahen, dass dieser aber im jüdisch-studentischen Leben eine immer größere Rolle spielte. Für die „deutschen“ Studenten waren die jüdischen Verbindungen und die politischen Auseinandersetzungen innerhalb der jüdischen Studentenschaft, die vor allem durch den Zionismus beeinflusst wurden, von keinerlei Interesse.

Das Verhältnis *„des einzelnen deutschen Studenten zu ihren jüdischen Collegen als Einzelpersonen“* (JK 8) beschreibt Julian Kretschmer zwar als zurückhaltend, aber insgesamt als nicht unfreundlich. Er belegt dies mit dem Hinweis, dass er mit einem deutschen Kollegen regelmäßig zu den Prüfungen repetiert habe.

Einen bewussten Antisemitismus machte Julian Kretschmer einzig im 1881 gegründeten „Verein deutscher Studenten“ (VDSt) aus. Als Belegerzählung wählt er dennoch einen Vorfall, der eher versöhnlich endet. Er schildert, wie 1904 oder 1905 einige Mitglieder des „Vereins jüdischer Studenten“ sich von einer Äußerung eines Vertreters des „Vereines Deutscher Studenten“ beleidigt fühlten und diesem eine Chargiertenforderung[32] auf sechs Paar Säbelmensuren übersandte. In der „Ehrenratssitzung“, an der auch Julian Kretschmer teilnahm, hielt der Vorsitzende des VDSt eine Rede über die geistigen Kämpfe zwischen dem VDSt und dem Judentum und setzte hinzu, „dass dabei schon einmal ein Wort fallen könne, das bei subjektiver *Betrachtung als beleidigend angesehen werden könne, dass jedoch der Säbel nicht geeignet für diese Auseinandersetzung sei. Diese vernünftigen Äusserungen hatten zur Folge, dass die unsinnige Forderung abgelehnt wurde“* (JK 9).

Den Anlass, der der Chargiertenforderung vorausging, benennt Julian Kretschmer nicht, wichtiger sind ihm die vernünftigen Äußerungen des Vorsitzenden, was erneut seine Haltung widerspiegelt, den Antisemitismus „zu normalisieren“. Darüber hinaus bezeichnet er zwar den VDSt als einen *„antisemitischen ...Verein“* (ebd.), weist ihm aber im Vergleich mit den anderen Korps und Burschenschaften keine besondere Bedeutung zu, womit er die aggressive Zielsetzung des VDSt vollkommen verkennt. Dessen „einziger Zweck war die Politisierung einer neuen Studentengeneration durch eine exklusive, integralistisch-nationalistische Botschaft, von der ein militanter Antisemitismus nicht zu trennen war“.[33]

---

32 Chargierte, einer der drei Vorsitzenden einer studentischen Verbindung.
33 Pulzer 1997, S. 204.

Im Rückblick bewertet Julian Kretschmer seinen Beitritt zum ‚Verein Jüdischer Studenten' als folgerichtig. Die dort vertretene zionistische Idee von der Gründung eines eigenen Staates erschien ihm als eine tragfähige Möglichkeit für das Judentum, wobei er allerdings, wie viele andere in Deutschland lebende Juden, diese Alternative weniger für sich als für die so genannten Ostjuden in Betracht zog.

Das von Julian Kretschmer angeführte Schwanken im Hinblick auf die Entscheidung, in den ‚Verein jüdischer Studenten' in Breslau einzutreten, kann noch aus einer anderen Perspektive beleuchtet werden. Denn es gab eine weitere einflussreiche jüdische Verbindung, die seit 1896 an der Breslauer Universität bestand, wenn auch mit unterschiedlicher Akzentuierung: den ‚Kartell-Convent deutscher Studenten jüdischen Glaubens' (KC). Dieser vertrat das „ausgesprochene(.) Ziel der Bekämpfung des Antisemitismus auf der Breslauer Hochschule" (FS, S. 6), so der Jurist Friedrich Solon in seiner Autobiographie aus dem Jahr 1940. Das allgemeine Ziel war von Gabriel Riesser (1806-1863)[34] vorgegeben „worden, d. h. es waren die deutschen Juden, welche sich selbst als Deutsche bekannten, als unablöslicher Teil des ganzen deutschen Volkes angesehen und die Verbundenheit durch Geschichte, Kultur und Rechtsgemeinschaft über die Verschiedenheit der Rasse oder Religion gestellt worden" (ebd.). In seinem Manuskript erwähnt Julian Kretschmer den KC nicht einmal, obwohl schon der Vorläufer dieser Verbindung, die 1886 in Breslau gegründete ‚Viadrina', bei den jüdischen Studenten gut bekannt war.

Auch die von Julian Kretschmer getroffene Entscheidung für einen Zionismus des Denkens – nicht der eigenen Tat – war selbstverständlich eine Reaktion auf den Antisemitismus, eine Richtungsentscheidung, die aber vermutlich doch, zumal sie als Eintreten für eine andere Gruppe verstanden wurde, das eigene Selbstverständnis weniger stark tangierte. Julian Kretschmer war keine ‚Kämpfernatur'. Er arrangierte sich eher mit dem Antisemitismus und versuchte, sein Studium, seine weitere Ausbildung, ja seine Lebenswelt, so zu formen, dass für ihn unter den gegebenen gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen ein hohes Maß an Erfüllung möglich sein würde.

---

34 Gabriel Riesser, Jurist und Politiker trat für die Emamzipation der deutschen Juden ‚auf dem Boden der Menschenrechte' ein. 1848–1849 Mitglied der Deutschen Nationalversammlung.

2.7 Die praktische Ausbildung in der Königlichen Universitäts-Frauenklinik

Breslaus Medizinstudenten mussten über zwei Semester hinweg je 14 Tage auf dem Gebiet der Geburtshilfe eine praktische Ausbildung durchlaufen. Dazu war es erforderlich, dass sie ihren Aufenthalt in der Klinik nahmen, die sie auch abends und nachts nicht ohne Genehmigung verlassen durften. Diese Anforderungen führten dazu, dass Julian Kretschmer verstärkt mit anderen Kollegen, aber auch mit weiten Kreisen der armen Bevölkerung in *„engere Berührung“* (JK 9) kam. Neben der Zurkenntnisnahme der ‚Judenfrage‘ findet sich hier der zweite Brennpunkt, der die anlässlich des Abituriums noch konstatierte *„Unberührtheit vom Leben“* auflöste.

Der distanzierende Hinweis auf den Kontakt mit der armen Bevölkerung zeigt, dass sich zwischen dem Sohn des Textilvertreters Ferdinand Kretschmer und dieser ‚armen Bevölkerung‘ eine große Lücke der Art auftat, so dass seine Zugehörigkeit zur Mittelschicht ein Fremdheitserlebnis im Hinblick auf die Arbeiterschicht mit sich brachte.

Das gynäkologisch-geburtshilfliche Institut an der Universität war bereits im Jahr 1847 von dem damaligen Direktor, Professor Julius Wilhelm Betschler, gegründet worden; er hatte diesem Institut eine geburtshilfliche Poliklinik angegliedert, weil er erkannte, „daß keine Gebäranstalt Deutschlands (...) eine hinreichende Menge Geburten liefert und namentlich regelwidriger Fälle, um als Mittel zur Ausbildung angehender Geburtshelfer gelten zu können“.[35]

Bei den Einsätzen, zu denen von den Hebammen jeweils ein Assistenzarzt mit einem Medizinstudenten gerufen wurde, erhielt Julian neben der medizinischen Belehrung und Erfahrung vor allem sozialpolitischen Anschauungsunterricht, der ihn nicht gleichgültig ließ. *„Man kam häufig in düstere Wohnungslöcher, in denen es an Allem gebrach, und in dieses Elend hinein sollte ein Kind geboren werden“* (JK 10).

Bei den Geburten handelte es sich häufig um absichtlich herbeigeführte Fehlgeburten, die die Helfer als solche erkannten, ohne jedoch darüber viel Worte zu verlieren. Die Patientinnen waren für die unentgeltliche ärztliche Hilfe dankbar und beanstandeten nicht, wenn die eigentliche ärztliche Leistung,

35 Vgl. Kaufmann 1911.

nämlich die Untersuchung und eine etwaige geburtshilfliche Operation, von einem Studenten unter Leitung des Assistenten durchgeführt wurde.

Die so genannten ‚Hauspraktikanten' verbrachten ihre Wartezeit in einem Tagesraum, in dem sie sich aufhalten und auch Besuch empfangen konnten. Mit Studien, Kartenspielen oder Unterhaltungen, *„bei dem geliebten, nie fehlenden Bier"* (JK 10), vertrieben sie sich die Zeit. Die Gespräche drehten sich um das Studium, um Professoren, Fechten, Mensuren und blieben häufig bei einer für Julian Kretschmers Empfinden *„ziemlich primitiven Erotik"* (ebd.) hängen. Über politische Themen, beispielsweise den Sozialismus, wurde nur oberflächlich gesprochen, obwohl die damals stärker werdende Sozialdemokratie doch Tagesgespräch hätte sein können. Dies aber stand allein deshalb nicht auf der Tagesordnung, da *„wir alle – Juden und Deutsche – uns einig waren in der Verurteilung der Socialdemokratie"* (ebd.).

Aus dem jungen Julian Kretschmer war durch die Erziehung des kaisertreuen Vaters, durch seine Sozialisation in einer jüdischen, um Assimilation bemühten Familie, durch den Besuch des kaisertreuen Gymnasiums und trotz der Mitgliedschaft in einer zionistischen Verbindung jener ehrgeizige Student geworden, der das politische System im Deutschen Kaiserreich nicht infrage stellte. Die Erwartungen, eine ärztliche Karriere anzustreben, lasteten auf ihm als dem einzigen Sohn, und diese Erwartungen wurden in dem Augenblick noch verstärkt, als seine jüngste Schwester Ella im Alter von 25 Jahren an der Philosophischen Fakultät der ‚Grossherzoglichen Universität Heidelberg' im Juni 1902 promoviert worden war.

Durch seine Ausbildung an der geburtshilflichen Klinik verfügte Julian Kretschmer über ausgezeichnete Voraussetzungen für sein weiteres Studium, die auch als Grundlage für seine im Jahr 1907 vorgelegte Dissertation dienen konnten.

Ein weiterer Punkt, der allerdings von Julian Kretschmer an dieser Stelle nur beiläufig erwähnt wird, betrifft das Militär. Die 1845 in Preußen eingeführte allgemeine Wehrpflicht machte die Musterung für alle jungen Männer obligatorisch. Julian Kretschmer wurde bei seiner Musterung im Jahr 1903 dem kaiserlichen Heer, jedoch nur der Ersatzreserve zugewiesen. Was zu dieser Entscheidung führte, lässt sich nicht rekonstruieren. Jedoch liegt die Vermutung nahe, dass sowohl Julian als auch sein Vater von dieser Entscheidung enttäuscht waren, galt es doch, den – durchaus auch das Prestige fördernden –

patriotischen Dienst für das Vaterland abzuleisten, das so genannte ‚Einjährige'[36].

Ein weiterer Punkt, der allerdings von Julian Kretschmer an dieser Stelle nur beiläufig erwähnt wird, betrifft das Militär. Die 1845 in Preußen eingeführte allgemeine Wehrpflicht machte die Musterung für alle jungen Männer obligatorisch. Julian Kretschmer wurde bei seiner Musterung im Jahr 1903 dem kaiserlichen Heer, jedoch nur der Ersatzreserve zugewiesen. Was zu dieser Entscheidung führte, lässt sich nicht rekonstruieren. Jedoch liegt die Vermutung nahe, dass sowohl Julian als auch sein Vater von dieser Entscheidung enttäuscht waren, galt es doch, den – durchaus auch das Prestige fördernden – patriotischen Dienst für das Vaterland abzuleisten, das so genannte ‚Einjährige'[37].

Abb. 3: Julian Kretschmer ca. 1903

2.8 Der Zionismus

Schließlich spricht Julian Kretschmer einen weiteren für ihn wichtigen Umstand an, der während seiner Studienzeit in sein Leben eintrat und es ebenso nachhaltig wie langfristig beeinflussen sollte. Der Topos selbst wird zunächst auf weniger als einer Seite (JK 11) *abgehandelt, durchzieht aber – mehr oder weniger explizit – nach dieser Einführung das gesamte Manuskript. Es handelt sich dabei um den Zionismus.*

Besonders die russischen Pogrome von 1881 hatten zum Entstehen einer zionistischen Bewegung unter dem Namen ‚Chibat Zion' (Zionsliebe) geführt. Der einflussreiche russisch-jüdische Schriftsteller Leon Pinsker (1821–1891) analysierte den Antisemitismus als einen krankhaften Zustand,

36 Alle Schüler, die den Abschluss der Mittelstufe erreicht hatten, der wiederum zum Eintritt in die höheren Klassen des Gymnasiums berechtigte, genossen das Privileg, nur ein Jahr dienen zu müssen, allerdings hatten sie für die Kosten, z. B. der militärischen Ausrüstung, aufzukommen.

37 Alle Schüler, die den Abschluss der Mittelstufe erreicht hatten, der wiederum zum Eintritt in die höheren Klassen des Gymnasiums berechtigte, genossen das Privileg, nur ein Jahr dienen zu müssen, allerdings hatten sie für die Kosten, z. B. der militärischen Ausrüstung, aufzukommen.

den man mit rationalen Argumenten nicht heilen könne. Die gespenstische Existenz des jüdischen Volkes als einer Nation ohne Heimat war für Pinsker die Ursache des Antisemitismus. Er forderte die westeuropäische Judenschaft auf, mit Geldspenden ihren Beitrag zu leisten, um die Rettung der osteuropäischen Juden organisieren zu können.[38]

Theodor Herzl hat von der Existenz der Bewegung ‚Chibat Zion' offenbar nichts gewusst und seine revolutionären Ideen unabhängig davon entwickelt. Der am 2. Mai 1860 in Budapest geborene Herzl vertrat ursprünglich eine liberale jüdische Weltanschauung. Erst als er während seines Studiums (ab 1878) und seiner Tätigkeit in Wien mit dem Antisemitismus konfrontiert wurde, änderte sich seine optimistisch-liberale Auffassung der jüdischen Integration.

Das Erscheinen von Herzls Buch ‚Der Judenstaat' im Jahre 1896 sorgte für ein Ereignis, das auf große Begeisterung, aber auch wütenden Widerspruch stieß. Das Buch führte rasch zum Entstehen einer selbständigen internationalen zionistischen Bewegung. So wurde schon 1897 in Basel der erste Zionistenkongress einberufen. Bei den ‚Ostjuden' weckte die zionistische Idee große Begeisterung, während sie im westlichen Europa in höherem Maße auf Widerstand stieß. Vor allem der Widerstand des Rabbinats war anfangs in den deutschsprachigen Ländern fast einhellig. Auch der ‚Centralverein Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens' (CV) war gegen die zionistische Bewegung. Ein führender Sprecher des CV stellte 1897 nachsichtig fest, dass sowohl Antisemitismus wie auch Zionismus überwunden werden würden.[39]

Die im europäischen Westen lebenden Zionisten vertraten zwei grundsätzlich verschiedene Auffassungen. Der einen Auffassung zufolge war der Zionismus im Wesentlichen ein Unternehmen, das dazu diente, den osteuropäischen Juden einen Zufluchtsort zu schaffen. Der anderen Auffassung nach förderte der Gedanke des Zionismus das Bewusstsein, dass das Judentum eine eigene Nationalität darstelle und auch westliche Juden sich als potentielle Auswanderer nach Palästina verstehen sollten. Die radikaleren Zionisten behaupteten, nicht mehr der deutschen, sondern der jüdischen Nation anzugehören. Sie forderten die jüdische Bevölkerung auf, sich von dem Gefühl der kulturellen Zugehörigkeit zum Deutschtum freizumachen und z. B. die hebräische Sprache zu erlernen.

---

38 Vgl. Lowenstein 1997, S. 287.
39 Vgl. ebd., S. 290.

Die frühen Anführer des deutschen Zionismus wie Franz Oppenheimer, Adolf Friedemann und Max Bodenheimer nahmen demgegenüber eine gemäßigte Position ein und sahen ihre Aufgabe als humanitäres Unternehmen zur Rettung der Ostjuden. Sie unterstützten den politischen Zionismus Herzls, spielten aber das nationalistische Element herunter, ohne es abzulehnen. Sie stellten fest, dass durch gemeinsame Abstammung und Geschichte die Juden aller Länder eine nationale Gemeinschaft bilden. Die Erfüllung staatsbürgerlicher Pflichten der Juden für ihr deutsches Vaterland und eine patriotische Gesinnung sollten durch diese Überzeugung nicht beeinträchtigt werden.

Ungeachtet der heftigen Kontroverse der deutschen Zionisten in der Frage, ob der Zionismus einen Bruch mit der deutschen Kultur und Nationalität verlange, gab es eine beachtliche gemeinsame Basis der Bewegung. Die deutschen Juden wurden aufgefordert, sich gezielt um ein jüdisches Nationalbewusstsein zu bemühen.

Die religiöse Gegnerschaft der Liberalen gegen die Zionisten hatte sowohl gemeindepolitische als auch prinzipiell religiöse Gründe. Mit der Möglichkeit des Entstehens eines jüdischen Nationalstaates wurde einer der wichtigsten Glaubenssätze des liberalen Judentums infrage gestellt. Nach der Überzeugung des liberalen Judentums war das religiöse Bewusstsein der Juden von der nationalen in die universale Phase geraten, und der jüdische Staat gehörte der Vergangenheit an. Das Judentum stelle lediglich ein religiöses Bekenntnis dar.

In den säkularen landesweiten jüdischen Organisationen und Verbänden war der Widerstand zunächst begrenzt, obwohl die zionistische Idee nicht mit der vom CV betonten ‚deutschen Gesinnung' vereinbar war. Im Laufe der Zeit wurden die Konflikte zwischen den Zionisten und dem CV jedoch unüberbrückbar. Im März 1913 ließ der Centralverein eine Resolution verabschieden: „Soweit der deutsche Zionist danach strebt, den entrechteten Juden des Ostens eine gesicherte Heimstätte zu schaffen oder den Stolz des Juden auf seine Geschichte und seine Religion zu heben, ist er uns als Mitglied willkommen. Von *dem* Zionisten aber, der ein deutsches Nationalgefühl leugnet ... und national *nur* als Jude fühlt, von dem müssen wir uns trennen"[40]. Die Zionisten forderten daraufhin ihre Mitglieder auf, aus dem CV auszutreten.

---

40 Referat über die Stellung des Centralvereins zum Zionismus in der Delegierten-Versammlung vom 30. März 1913. In: Eugen Fuchs, Um Deutschtum und Judentum. Frankfurt 1919; zitiert nach Lowenstein 1997, S. 298.

2.9 Die zionistische Ortsgruppe in Breslau

Der Pogrom im russischen Kischniew[41] (heute: Moldawien) im Jahre 1903, an den sich eine Reihe weiterer blutiger Pogrome anschloss, erschütterte Julian Kretschmer zutiefst. Zum ersten Mal wurde er nicht nur mit verbalem Antisemitismus konfrontiert, sondern musste erkennen, dass Juden verfolgt und umgebracht wurden. Auch die deutsche Bevölkerung blieb nicht unberührt von den entsetzlichen Massakern. In einem der größten Säle Breslaus fand eine Protestversammlung mit 6 000 Teilnehmern statt, die von einem aus Juden und Nichtjuden zusammengesetzten Komitee einberufen worden war. Die Leitung der Versammlung hatte der Vorsitzende der zionistischen Ortsgruppe Breslaus, Dr. Aron Sandler. Aber auch einige Christen saßen am Vorstandstisch, darunter ein bekannter evangelischer Professor der Theologie. Dieser betonte die Pflicht der Christen, gegen die Pogrome Protest zu erheben.

Nach den Pogromen setzte eine hohe Auswanderungswelle der Juden aus Osteuropa, häufig in Richtung Übersee, ein, und Deutschland wurde für diese jüdischen Emigranten zum Durchgangsland. Andere aber wollten im Kaiserreich bleiben und manchen gelang dies auch. Die Flüchtlinge nahmen ihren Weg zum Teil über Breslau, um von dort zum Auswanderungshafen nach Hamburg zu gelangen. Auf dem Bahnhof in Breslau erhielten die auswandernden Juden warme Verpflegung durch eine jüdische Hilfsorganisation, in der Julian Kretschmer mitarbeitete.

In Julians Studentenverbindung wurde zugleich heftig über die Pogrome und über Lösungsmöglichkeiten diskutiert. Deshalb nahmen die Mitglieder verstärkt an zionistischen Veranstaltungen teil und setzten sich mit dem Gedankengut des Zionismus auseinander, was zur Folge hatte, dass die zionistisch orientierten Studenten immer mehr in Opposition zu den damals im deutschen Judentum maßgebenden ‚Liberalen' gerieten. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen, und die Zionisten wurden als Friedensstörer empfunden.

---

41 Vgl. Encyclopaedia Judaica, 1928. Unter dem Zaren Nikolaus II. wurde die antisemitische Regierungspolitik in Russland fortgesetzt und von dem Innenminister Plehwe noch verstärkt. Plehwe bediente sich zur Bekämpfung der revolutionären Bewegung des Wahlspruchs, die Revolution müsse im jüdischen Blut ertränkt werden. So kam es zu dem Pogrom von Kischniew (der jüdische Bevölkerungsanteil betrug in Kischniew 60 %), der infolge der völligen Passivität von Polizei und Militärbehörden ungeheure Dimensionen annahm. Im Verlauf der Jahre 1904 und 1905 fanden in verschiedenen Orten weitere Pogrome statt, der blutigste in Sichitomir im April 1905.

Auch an Julian Kretschmer und seiner Familie gingen die Ereignisse und heftigen Auseinandersetzungen nicht vorbei. Julian Kretschmer war offensichtlich von dem Gedanken eines jüdischen Nationalstaates für die heimatlosen Juden fasziniert. In einer erhalten gebliebenen Mitgliederliste der Breslauer zionistischen Ortsgruppe von 1904 sind Julian und seine Schwester Ella als Mitglieder unter den laufenden Nummern 75 und 76 verzeichnet. Beide lebten zu dem Zeitpunkt noch im Elternhaus in der Sadowastraße. Unter den 118 Mitgliedern befanden sich sechs Jahre nach der Gründung der Ortsgruppe neben Dr. Ella Kretschmer 14 weitere Frauen.

Abb. 4: Julian Kretschmer als Student (1903) in der Uniform seiner Studentenverbindung, dem ‚Verein Jüdischer Studenten in Breslau', die noch keine zionistischen Embleme aufwies

Julian Kretschmer erwähnt seinen Eintritt in die zionistische Ortsgruppe in seinem autobiographischen Bericht nicht, was möglicherweise darauf hinweist, dass der Zionismus zu diesem Zeitpunkt aus seiner Sicht zwar eine wichtige Funktion für die Ostjuden erfüllte, er aber seinen Lebensweg und seine berufliche Karriere weiter im Deutschen Reich sah.

Die Mehrheit der Breslauer Juden bezeichnete die Zionisten als utopische Schwärmer oder gar als geistig verwirrt. Eine relativ breite Schicht der etwa 120 Mitglieder der Ortsgruppe gehörte zu den assimilierten deutsch jüdischen Familien oder es handelte sich um ‚postassimilatorische Juden' (Kurt Blumenfeld) – d. h. überwiegend um die Söhne assimilierter deutsch-jüdischer Eltern. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Mitglieder jedoch entstammte aus einem Milieu, in dem die jüdische Tradition durchaus noch lebendig war.

1901 gründete die Ortsgruppe Breslau die erste rein zionistische deutsche Zeitschrift ‚Der Zionist'. Ihre Hauptaufgabe sah die Zeitschrift darin, bei den deutschen Juden die Unwissenheit über ‚die edle Sache des Zionismus' zu beseitigen und sie davon zu überzeugen, dass deutsches Staatsbürgertum und

Zionismus zwei Begriffe sind, die sich nicht ausschließen. Allerdings erlebte die Zeitung nur fünf Auflagen.

2.10 Beginn der Berufstätigkeit und Promotion 1906–1907

Zu Beginn des Jahres 1906 war Julian Kretschmer an seinem ersten großen Ziel angelangt. Er konnte im Februar sein medizinisches Staatsexamen ablegen und anschließend als ‚unbezahlter Medizinalpraktikant' an einem großen städtischen Krankenhaus in Breslau arbeiten. Er versah seinen Dienst dort auf der Tuberkulose- sowie der Aufnahmestation. Vor allem hier erhielt Julian Kretschmer seinen zweiten ‚sozialpolitischen Unterricht', der nicht nur seine weitere Berufstätigkeit, sondern sein gesamtes Leben prägte.

Die Aufnahmestation des Krankenhauses diente u. a. zur Unterbringung der Personen, die von der Polizei nachts auf den Straßen, in den Anlagen oder in Hauseingängen hilflos aufgefunden worden waren und oft im *„Säuferdelirium"* (JK 12) lagen. Nicht selten starben sie bald nach der Einlieferung.

Nach Beendigung dieser Praktikantenzeit stellte Julian Kretschmer am 9. April 1906 beim zuständigen Ministerium in Berlin den Antrag, ihn von der Ableistung des vorgeschriebenen praktischen Jahres vor Erteilung der Approbation zu befreien. Diesem Gesuch wurde nach einer abgelegten Prüfung „ausnahmsweise unter den obwaltenden besonderen Umständen am 13. Juni 1906"[42] entsprochen. Damit standen Julian Kretschmer verschiedene, zum Teil miteinander unvereinbare Wege offen. Er konnte die Promotion anstreben bzw. sich zum Facharzt ausbilden lassen oder sich eine eigene Praxis einrichten. Da ihm die finanziellen Mittel zum Aufbau einer Praxis wahrscheinlich fehlten, entschloss er sich zunächst, Kollegen während ihres Urlaubs zu vertreten; gleichzeitig konnte er dadurch auch weitere Erfahrungen im Beruf sammeln.

Viele Ärzte verlangten von ihren Vertretern die Angabe der Konfession, da sie sich nicht von einem jüdischen Arzt vertreten lassen wollten. Andere verzichteten darauf, so dass Julian Kretschmer sowohl für jüdische als auch für christliche Ärzte einspringen konnte. Eine Organisation der deutschen Ärzteschaft übernahm diese Vermittlungen, und so war es dem jungen Arzt fast fortwährend bis Ende 1907 möglich, diesen Beschäftigungen nachzugehen.

---

42 Mitteilung des Ministers der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten vom 13. Juni 1906, Nr. 18051.

Die Vertretungen wurden bei freier Wohnung und meistens auch freier Verpflegung täglich mit 8 bis 12 RM vergütet.

Seine erste Stelle erhielt Julian Kretschmer in Pollnow in Hinterpommern, einem Landstädtchen von etwa 3 000 Einwohnern, wo er den jüdischen Arzt Dr. Sachs vertreten konnte. Zwischen dem jüdischen Arzt und dem christlichen Kollegen in dieser Stadt bestand eine regelrechte Feindschaft. Solche Konflikte sollte Julian Kretschmer in vielen kleinen Orten, in denen er Vertretungen übernahm, erleben.

Dr. Sachs hatte eine einträgliche Praxis. Er behandelte vor allem die Patienten auf den großen Gütern der Umgegend, die z. T. der Familie Bismarck gehörten. Auf diesen Gütern fand Julian Kretschmer soziale Strukturen vor, die er bisher nicht kannte. Die auf den Gütern ansässigen Landarbeiter – *„Deputanten“* – bekamen ihren Lohn nur zu einem kleinen Teil in bar ausgezahlt. Die übrige Entlohnung erfolgte durch eine mietfreie Wohnung, Lieferung von Lebensmitteln sowie Viehfutter für die Kühe, das Kleinvieh und Geflügel. Zu diesen Sachleistungen gehörte auch die ärztliche Hilfe, die übrigens nur zum Teil durch den Arzt, zum anderen Teil durch den Schäfer, der im Nebenberuf eine Art ‚Heilgehilfe‘ war, durchgeführt wurde. In welchen Fällen der Arzt zu rufen sei, bestimmte die Gutsherrschaft. *„Die Leute hatten es äußerlich nicht schlecht, wurden jedoch wie unmündige Kinder gehalten, durften z. B. keine Zeitung lesen, wurden von der Herrschaft geduzt und waren meist sehr unterwürfig“* (JK12).

Die nächsten Vertretungsstellen lagen in der Nähe der russischen Grenze, in Kruschwitz (Kujaven) und Pleschen in der damaligen preußischen Provinz Posen[43]. Kujaven galt als nationaler Kern Polens. Bei der Bevölkerung handelte es sich um bewusst lebende *‚Nationalpolen‘*, die sich von der deutschen Bevölkerung fernhielten.

Als der jüdische Arzt Dr. Aronsfeld seinen Vertreter Kretschmer in dessen Aufgaben einführte, teilte er ihm auch gleich mit, in welchen Restaurants er essen dürfe und warnte ihn vor dem polnischen Hotel Nadoplanski.

---

43 Polen war von 1795-1918 eine Nation ohne Staat. Auf dem Wiener Kongreß 1815 wurden die ursprünglichen Teilungsgrenzen nochmals abgeändert. Österreich konnte den Großteil seiner Erwerbungen in Galizien behalten. Preußen musste auf den Gewinn der Dreiteilung verzichten und dem Großherzogtum Posen einen Sonderstatus einräumen. Krakau wurde freie Stadt. Aus den Zentralgebieten wurde Kongreßpolen gegründet, mit eigener Verwaltung, Verfassung und kleiner Armee, aber Rußland in Personalunion unterstellt; vgl. Brockhaus Enzyklopädie Bd. 17.

Am Abend seines Eintreffens lernte Julian Kretschmer die Mitglieder des dortigen Honoratiorenclubs kennen, die alle deutscher Nationalität waren. Dr. Aronsfeld hatte zu einer fröhlichen Abschiedsfeier eingeladen, da er am nächsten Tag seine Reise antreten wollte. Es wurde eine lustige Feier unter erheblichem Alkoholgenuss mit Preiskegeln und anschließendem Glücksspiel, bei dem um große Geldbeträge gespielt wurde. Die Stimmung war *„recht vergnüglich und kameradschaftlich“* (JK 13).

Während seiner Vertretungstätigkeit in der Provinz Posen lernte Julian Kretschmer auch die polnische Bevölkerung kennen, wobei ihn besonders die Intellektuellen beeindruckten. *„In der Provinz gab es eine zahlreiche und polnisch-national tätige Intelligenz, der manchmal die deutschen Intellektuellen nicht gewachsen waren“* (ebd.). Die polnische Landarbeiterbevölkerung war jedoch im Gegensatz dazu *„sehr primitiv und unterwürfig, z. B. küssten sie Höhergestellten, Geistlichen, der Gutsherrschaft, dem Verwalter, dem Arzt usw. die Hand und manchmal sogar die Kleidung“* (JK 14).

In den Orten Rosenberg, Myslowitz und Schopponitz in Oberschlesien erhielt Julian Kretschmer ebenfalls Vertretungsstellen. In diesen Orten fehlte der große und kleine polnische Adel vollständig, auch eine polnische Intelligenz war nicht vorhanden, außerdem *„gab es in Oberschlesien fast gar keine polnischen, sondern nur deutsche und jüdische Ärzte“* (JK 13).

Nach Beendigung der Zeit als Vertretungsarzt, die Julian Kretschmer offensichtlich auch zur Abfassung seiner Dissertation genutzt hatte, wurde er im Anschluss an das am 17. Januar 1907 erfolgte Wissenschaftliche Kolloquium von der ‚Hohen Medizinischen Fakultät der Königlichen Universität zu Breslau‘ promoviert. Das Thema seiner Dissertationsschrift, mit der er die ‚Doktorwürde in der Medizin und Chirurgie‘ erlangte, lautete ‚Die Geburten bei engem Becken in den Jahren 1897/98 bis 1899/1900‘, betraf also ein Gebiet, auf dem er während seiner Tätigkeit als Praktikant an der Frauenklinik tätig war.

Es ist nicht ersichtlich, ob seine Mutter die Promotion noch erlebt hat. Julian Kretschmer erwähnt in seinem autobiographischen Manuskript erst viel später, nämlich nach dem Ende des Krieges im Jahr 1918, und dann auch nur beiläufig, dass seine Mutter 1907 gestorben war.

3 Berlin, das ‚Eldorado', 1907–1914

„Ende 1907 ging ich nach Berlin, wo ich mir schon vorher eine Assistentenstelle bei Professor Albu verschafft hatte ...“ (JK 14).

Seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts nahm die jüdische Binnenwanderung im Deutschen Reich einen immer größeren Umfang an. Sie führte vorwiegend von Ost nach West und von kleinen Orten in die Großstädte. Die gleiche Wanderungsbewegung vollzog sich ebenfalls innerhalb der deutschen Gesamtbevölkerung, wenn auch wesentlich langsamer.

Die regionale Mobilität der jüdischen Bevölkerung war in der Regel hoch. Dies beruhte zum einen darauf, dass die Menschen aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit im Handel häufig unterwegs sein mussten, zum anderen aber auch darauf, dass Juden lange Zeit kein Heimatrecht qua Geburt erhielten: Weil sie jederzeit von Vertreibung bedroht waren, konnten sie sich nur durch eine hohe Mobilität ihre Existenz sichern. Erst die Reichsgründung 1871 garantierte allen Bürgern die Freizügigkeit innerhalb des Deutschen Reiches. Dies führte bei der jüdischen Bevölkerung dazu, dass sich das Tempo der Urbanisierung in einer Weise beschleunigte, dass vor 1914 über die Hälfte der Juden, aber nur gut ein Fünftel der Gesamtbevölkerung in Großstädten lebte.

Auf der Suche nach Bildung, Fortkommen, generell nach Erfolg, hatte Berlin für die jüdische Bevölkerung die stärkste Anziehungskraft. Wirtschaftliche und kulturelle Möglichkeiten ließen Hunderttausende in die Metropole strömen, so dass Berlin auch zum bevorzugten Ziel für Juden aus dem Osten Deutschlands sowie aus Ostmitteleuropa wurde. Manch alteingesessener Berliner Jude schaute allerdings auf die aus dem Osten stammenden Juden herab. Man pflegte den Eindruck, dass es sich um eine unkultivierte und nicht integrierbare Minderheit handelte, die zudem die Aufmerksamkeit der Antisemiten in besonderer Weise auf sich ziehen musste.

3.1 Berliner Ärzte

Die Zeit um die Jahrhundertwende, schon die letzten Jahrzehnte des ausgehenden 19. Jahrhunderts, war eine glanzvolle Epoche der Berliner Medizin. In vielen Kliniken, in Forschungseinrichtungen und an der Universität wurden große und weit reichende Leistungen erbracht.[1] Seit Mitte des 19. Jahrhunderts war eine Fülle von städtischen, privaten und konfessionellen Krankenhäusern, Spezialkliniken, Instituten und Anstalten entstanden.

Die großen Lehr- und Lernmöglichkeiten, die Berlin auf den verschiedensten neuen Gebieten der medizinischen Wissenschaft und Praxis bot, zogen nicht nur deutsche Ärzte, sondern auch Mediziner aus vielen anderen Ländern an. Diese konnten Arbeitsplätze in den Kliniken und Instituten einnehmen, wo sie in ihrem gewählten medizinischen Wissenschaftsbereich oft jahrelang ausgebildet wurden und neue Theorien, Methoden und Techniken kennen lernten. Im Jahr 1880 wurde die ‚Dozentenvereinigung für ärztliche Fortbildung' gegründet, die ein lehrreiches Vorbild für diese später in allen Teilen Deutschlands ausgebaute Organisation bildete.

Die praktischen Ärzte waren fast ausnahmslos aus der streng wissenschaftlich eingestellten Schule der Berliner Kliniken hervorgegangen. Wer als junger Arzt nach Berlin kam, um dort zu leben, zu arbeiten und sich fortzubilden, konnte sich in aller Regel dem ‚strebsamen Geiste Berlins' nicht entziehen. Viele Assistenzärzte richteten sich neben der Fortbildung auch schon kleine Praxen ein, die jedoch noch genügend Zeit zu Weiterbildung und wissenschaftlichen Untersuchungen ermöglichen mussten. Die wissenschaftliche Medizin und ihre bedeutenden Leistungen ließen bei den jungen Ärzten ein Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen entstehen und erzeugten ein starkes, ethisch unterfüttertes Standesbewusstsein gegenüber unwissenschaftlichen Methoden der Krankenbehandlung[2].

Die Berliner Ärzte hatten schließlich die Gelegenheit, die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft unmittelbar durch ihre Teilnahme an den regel-

---

1 Um nur ein Beispielzu nennen: Die Chirugische Abteilung der Deutschen Klinik' leitete von 1890 bis 1915 Professor Dr. Eduard Sonnenburg. Sein Arbeitsgebiet war die Urogenital-Chirurgie und die Operation des Mastdarmkrebses, für die er eine besondere Methode ausarbeitete. Sonnenberg wurde bekannt mit seiner Indikationsstellung bei der Blinddarmoperation und wurde der Pionier der Frühoperation, die Anfang des Jahrhunderts eine große Diskussion in der Medizinischen Gesellschaft auslöste.

2 Der Umfang der sogenannten Kurpfuscherei in Berlin war so hoch, dass sich im Jahre 1904 die ‚Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuscherdaseins' bildete.

mäßigen Tagungen der zahlreichen medizinisch-wissenschaftlichen Vereine zu erfahren. Als ein geistiges Zentrum der Wissenschaft galt die im Jahr 1860 gegründete ‚Berliner Medizinische Gesellschaft', die wöchentlich ihre Sitzungen abhielt. Es war eine Ehrenpflicht für alle Ärzte, daran teilzunehmen. Mitglied konnte jeder in Berlin ansässige Arzt werden. Eine besondere Bedeutung maß Dr. Kretschmer dieser Gesellschaft auch noch aus einem anderen Grunde bei. *„An den Vortragsabenden ... konnte man jüdische Träger glanzvoller Namen sehen, die den Anfänger ermutigten, es ihnen gleich zu tun"* (JK 14).

3.2 Assistenzarzt bei Professor Albu

Auch für Julian Kretschmer stand fest, dass er sich nicht in Breslau oder der umliegenden Region als Arzt niederlassen wollte. Wie viele Breslauer Intellektuelle, Ärzte und Juristen hatte er sich dafür entschieden – weiter westwärts – in die Hauptstadt Berlin zu ziehen, um dort seine Fachausbildung absolvieren zu können. Dr. Kretschmer war sich darüber im Klaren, dass er in Berlin als Arzt besonders aussichtsreiche Fortbildungsmöglichkeiten finden würde, die für eine erfolgreiche Laufbahn entscheidend sein konnten. Zu Beginn seines Aufenthalts ordnete er sich noch in ein kollektives Projekt ein und wählte für seine Darstellung eine unpersönliche Form. *„Ausserdem glaubte auch der jüdische Arzt nicht ohne gewisse Berechtigung in Berlin besonders gute Ausbildungsmöglichkeiten und Aussichten für eine erfolgreiche Laufbahn zu finden"* (ebd.). Dass Julian Kretschmer sich selbst zu jenen jüdischen Ärzten zählte, die auf eine erfolgreiche Laufbahn hoffen durften, wird im Weiteren deutlich werden, wenn er von seinen Vorstellungen, vor allem aber von seinen in diesem Sinne erbrachten Leistungen berichten kann.

Aber der Zuzug nach Berlin wurde noch durch andere Motive gespeist. *„Ich ging an diese Zeit mit besonderen Erwartungen heran, die sich vielleicht mehr oder weniger unbewußt, z. T. aus der Auffassung der Juden der deutschen Provinzen des Ostens über Berlin herleiteten. Berlin galt ihnen als ein Eldorado, wo man nicht nur reichlich Geld verdienen – „das Geld lag auf der Straße" – sondern auch es elegant ausgeben konnte"* (ebd.).

Eine weitere Unterstützung für das Vorhaben, nach Berlin zu gehen, fand er sicherlich in dem Umstand, dass seine Schwester Hedwig mit ihrem Ehemann, dem Apotheker Hermann Preuß, und ihrem Sohn Lothar bereits in

Berlin lebten.[3] Vermutlich war auch seine Schwester Ella, die ihm sehr nahe stand, nach dem erfolgten Abschluss ihres Promotionsverfahrens nach Berlin gezogen.

In seinen bisherigen sechsundzwanzig Lebensjahren hatte Julian Kretschmer an vielen Stellen erfahren müssen, dass er als Jude in Deutschland, zunächst von Mitschülern, dann in den Studentenverbindungen und schließlich während der Vertretungsstellen, ausgegrenzt und seine Identität aberkannt wurde. Ein Aufrechterhalten seiner Position oder gar eine Verbesserung seines Status war nur mit hervorragenden Leistungen zu erreichen, die jedoch unter den obwaltenden Umständen niemals zu einer völligen Gleichberechtigung führen konnten.

Dr. Kretschmer hatte sein bisheriges Leben so eingerichtet, dass er versuchte, den Antisemitismus, den er in seiner Umgebung durchaus wahrnahm, zunächst als gegeben hinzunehmen, die Aberkennung zu ignorieren, um sie dann auszublenden. So war es ihm möglich, sich zu arrangieren und nicht zu kämpfen, wie dies z. B. seine Kommilitonen in der Verbindung ‚Viadrina' oder die Mitglieder des Centralvereins (CV) taten. Seine Abwehrmaßnahmen, psychologisch gesprochen: sein coping- und defense-System, bestanden darin, sich als ‚ein am Rande stehender' deutscher Jude zu betrachten, der innerhalb der vorliegenden Rahmenbedingungen möglichst viel erreichen wollte. Es war ihm offensichtlich wichtig, Konflikte zu vermeiden oder wenn sie denn auftraten, zu umgehen. Akzeptanz, Anerkennung seiner Leistungen und damit Erfolg, das erwartete er für seinen weiteren Berufsweg. So entschied er sich für eine drei- bis sechsjährige Weiterbildung als Assistenzarzt in einem neuen Spezialgebiet der Medizin, das ihm als besonders aussichtsreich erschien:

Zielstrebig hatte er sich deshalb um eine *„Assistentenstelle bei Professor Albu, einem sehr bekannten jüdischen Specialarzt für Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten, einem aufblühenden Fache, für das ich schon seit meiner Studienzeit besonderes Interesse hatte"* (JK 14), beworben und diese Stelle auch bekommen. Professor Albu[4], der ebenfalls Jude war, hatte einige

3 Hermann Preuß ist in den Wahlverzeichnissen für die jüdische Gemeinde in Berlin im Jahre 1910 aufgeführt. In diesen Verzeichnissen sind nur die volljährigen Männer eingetragen, die in den letzten Jahren Gemeindesteuern bezahlt hatten. Dr. Kretschmer erscheint erst in dem Wahlverzeichnis von 1913, obwohl er schon 1907 nach Berlin kam.

4 „Albu, Albrecht, geb. 18. März 1867 in Frankfurt a. O., studierte in Berlin, wo er 1889 promoviert wurde. Er war 1891-1897 Assistent an der Inneren Abteilung des städt. Kranken-

Jahre vorher eine Poliklinik mit angeschlossenem Forschungsinstitut gegründet.

Gleich zu Beginn der Zeit in Berlin erhielt Dr. Kretschmer durch Vermittlung von Professor Albu neben seiner regulären Tätigkeit einen gut bezahlten Sonderauftrag. Im Auftrag der Berliner Medizinischen Gesellschaft übernahm er die statistische Bearbeitung einer großen Enquete über die Blinddarmentzündung. Der jüdische Stadtrat Silbergeleit, der das Amt für Statistik in Berlin leitete, beaufsichtigte die methodische Bearbeitung; die Professoren Albu als Internist und Rotter[5] als Chirurg übernahmen die wissenschaftliche Auswertung.

Aber Julian Kretschmer wollte es dabei nicht bewenden lassen. *„Da ich den Ehrgeiz hatte, ..., auch theoretisch-wissenschaftlich zu arbeiten, u.zw. auf dem Gebiete der physiologischen Chemie, so belegte ich einen Arbeitsplatz in dem physiologisch-chemischen Institut der Charité ..., das unter Leitung des jüdischen Prof. Salkowski[6] stand, wo ich über Magenverdauung in normalen und krankhaften Zuständen Versuche anstellte. In dem Institut arbeiteten 15 Ärzte und Chemiker, davon waren sechs Juden, sechs Japaner und drei sonstige Ausländer (Amerikaner, Skandinavier): Christliche Deutsche waren überhaupt nicht darunter“* (JK 15).

Sein Hauptarbeitsplatz, die Poliklinik von Professor Albu, war in *„einem alten, schmutzigen Hause in einer engen Straße des Klinikviertels untergebracht und bestand aus fünf Zimmern“* (JK 14). Die anderen Assistenten

---

hauses Moabit, habilitierte sich 1899 für innere Medizin und gründete eine Poliklinik für Verdauungskrankheiten. Am 15. Januar 1921 starb er in Berlin. A.s Untersuchungen über die vegetarische Diät stellte dieselbe auf den Boden der Wissenschaft. Auch seine Studien über den Einfluß des Sports auf den gesunden und kranken Organismus machten seinen Namen bekannt. Albu widmete sich besonders der Physiologie, der Pathologie der Verdauungsorgane und den Stoffwechselkrankheiten, stellte Reihenuntersuchungen an Sportlern und Studien über den Einfluß des Sports auf gesunde und kranke Organismen an und veröffentlichte u.a. Grundzüge der Ernährungstherapie (1908)“. Vgl. Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte...

5 Rotter, Josef, geboren in Glaesendorf (Schlesien) am 21.1.1857, studierte in Breslau. 1900 wurde er chirurgischer Chefarzt am St. Hedwig-Krankenhaus in Berlin und publizierte mehrere Aufsätze. Quelle: Autorenkatalog der Universitätsbibliotek der Charité.

6 Salkowsky, Ernst L., geboren 11.10.1844 in Königsberg, wo er studierte und promoviert wurde. Ab 1880 war er Vorsteher der Chemischen Abteilung des Pathologischen Institus der Charitè, 1873 habilitiert, (1874 a. o. Professor) wurde er 1909 zum ordentlichen Honorar-Prof. ernannt. Überaus zahlreich und vielfach für das ganze Gebiet grundlegend sind die Arbeiten, mit denen er die physiologische und pathologische Chemie förderte. Vgl. Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte.

waren überwiegend Juden, nur vorübergehend gab es einige christliche Assistenten. Die Patienten hingegen waren zum größten Teil Christen und zugleich Mitglieder der Krankenkassen, was bedeutete, dass sie aus einer relativ armen Bevölkerungsschicht kamen. Es waren vorwiegend Arbeiter, die allerdings ihre Ansprüche kannten und auch nutzten. Julian Kretschmer spricht hier von einem *„neuen Typus von Arbeitern, ... weit von der Unterwürfigkeit des ostdeutschen Landarbeiters entfernt“* (JK 15).

Abb. 5: Dr. Kretschmer (vorne) an seinem Arbeitsplatz (1913/14)

Viele Kollegen hatten sich neben der Klinikarbeit schon als praktische oder gar als Fachärzte niedergelassen. Dr. Kretschmer wurde jedoch als einziger Assistent auch in der Privatklinik von Professor Albu beschäftigt, die in einer in der Nähe liegenden Gemeinschaftsklinik untergebracht war. Die Förderung des jungen Assistenzarztes durch Prof. Albu setzte sich offenbar aufgrund der Tüchtigkeit Dr. Kretschmers fort. Im Jahre 1909 konnte er sich in einem Tochterinstitut der Klinik mit der noch neuen, aber viel versprechenden Röntgenologie befassen.

Als Professor Albu 1910 seine Privatklinik in ein von dem Orden der Franziskanerinnen gegründetes, sehr vornehm und modern eingerichtetes Privatkrankenhaus im Westen Berlins verlegte, welches über ein Laboratorium und besondere Behandlungsräume verfügte, wurde Dr. Kretschmer wiederum als einziger Assistent beschäftigt, und erneut wurde eine Sonderaufgabe an ihn herangetragen. Er erhielt den Auftrag, *„ein Röntgeninstitut für das gesamte*

Krankenhaus aus kleinen Anfängen allmählich aufzubauen" (ebd.).[7] Hatte er bis dahin noch in der Poliklinik gearbeitet, so gab er diese Stelle nun auf, da er durch die Tätigkeiten in der Privatklinik und mit der Vorbereitung von wissenschaftlichen Veröffentlichungen sehr beschäftigt war.

Die Klinik von Professor Albu erfreute sich eines guten Rufes. Die Patienten kamen aus den verschiedensten Kreisen und Ländern, darunter die Aristokratie aus den Provinzen Brandenburg, Pommern und Posen, darüber hinaus die Offiziere von den *„glänzenden Berliner Regimentern, Ausländer, besonders Südamerikaner, z.B. aus Venezuela, Türken, Perser, polnische und russische Juden und Christen. Daneben natürlich auch Juden und Christen aus dem Berliner Mittelstand"* (JK 16).

Abb. 6: Dr. Kretschmer (mittig stehend) im Kreis seiner ‚Meister und Lehrer' Prof. Albu, Prof. Rotter, (vermutlich) Prof. Salkowski und einer Schwester des Franziskanerinnen Krankenhauses (von links)

7 Am 8. November 1895 hatte der Physiker Wilhelm Conrad Röntgen am Physikalischen Institut der damaligen Königlichen Universität Würzburg eine bisher unbekannte Strahlung entdeckt, die er X-Strahlen nannte – die später nach ihm benannten Röntgenstrahlen. Sie vermochte Materie und damit auch den Körper des Menschen zu durchdringen und dabei Informationen nach außen zu vermitteln.

Fassen wir zusammen: Dr. Kretschmer war ein junger, dynamischer Arzt und Wissenschaftler, dem vor allem die Professoren Albu und Rotter die Bewältigung zahlreicher und durchaus unterschiedlicher Aufgaben zutrauten. Damit war ein erstes Fundament für eine Karriere in Berlin gelegt, entweder als Wissenschaftler oder als erfolgreicher Facharzt auf einem neuen Gebiet der Medizin. Neben der Erledigung seiner Aufgaben und Aufträge hatte sich Dr. Kretschmer auch schon eine kleine Facharztpraxis eingerichtet. Der Bildungsauftrag seiner Eltern, die so genannte ‚soziale Erbschaft' (J.M. Baldwin), sowie der von ihm verfolgte Wunsch nach Aufstieg und Erfolg ließen ihn ein umfangreiches und schwieriges Arbeitspensum bewältigen. Nur den Preis der Taufe, der unerlässlich für einen ungehinderten akademischen Karrierepfad von jüdischen Medizinern (und Juristen) war, wollte er offensichtlich nicht zahlen. Dennoch: Durch die bekannten und wissenschaftlich hervorragenden Professoren Albu, Salkowski (die sich ebenfalls nicht hatten taufen lassen) und Rotter hatte sich der junge Arzt Koryphäen zur weiteren Ausbildung gesucht, die in der Lage waren, ihm als Mentoren den Weg zu einer Karriere auf medizinischem Gebiet zu ebnen.

3.3 Dr. Julian Kretschmer: Soziale Beziehungen

Beziehungen außerhalb des Berufs, viele können es u. E. bei dem vorgelegten Arbeitspensum nicht gewesen sein, hatte Dr. Kretschmer vorwiegend mit Juden, von denen, wie er schreibt, allerdings manche getauft waren.

„So hatte ich im ganzen 6½ Jahre (1907–1914) in Berlin gelebt, ohne mit der Masse der christlichen Bevölkerung eigentlich in nähere Berührung gekommen zu sein, sondern hatte in einer Gesellschaft von Juden, getauften Juden und solchen Christen gelebt, die entweder ihrerseits mehr Beziehungen zu Juden als zu der breiten Masse des deutschen Volkes hatten, oder die sich in irgend welcher anderen Hinsicht von der Masse und dem Mittelstand des deutschen Volkes distanzierten. Dagegen erfuhr ich z. B. kaum etwas über die Sinnesart der christlichen Durchschnittskollegen. Auch bei öffentlichen oder halböffentlichen Bällen und Lustbarkeiten kam man der Sinnesart der Menschen nicht näher. So bot sich auch kein Anlaß zu Reibereien" (JK 18).

Indem Julian Kretschmer sich gegenüber sozialen Berührungen ‚abschottete', musste er sich, seinem bisherigen Verhaltensmuster treu bleibend, nicht mit etwaigen antisemitischen Vorwürfen auseinandersetzen. Insgesamt spiegelt sich in diesem Zitat die ambivalente Haltung Julian Kretschmers wider. Er ist

ein ‚Außenstehender des deutschen Volkes'. Seine Formulierungen zeigen, dass er sich als Jude verstand. Die ‚anderen' sind für ihn die christlichen Durchschnittskollegen. ‚Jude sein' heißt für ihn: In der kollektiven und individuellen Erinnerung Mitglied einer durch Religion und kulturelle Vergangenheit zusammengehörigen Gemeinschaft zu sein, die zwar einerseits rechtlich als deutsche Staatsbürger galten, die jedoch andererseits seit Jahrhunderten stigmatisiert, verfolgt, vertrieben und im Verlaufe von Pogromen auch getötet wurden. National und rechtlich gesehen waren sie deutsche Staatsbürger, auch wenn sie mit den sozialen Einschränkungen und Diskriminierungen, insgesamt einem Prozess der Aberkennung, denen sie im Alltag begegneten, leben mussten. Mit dem zionistischen Gedanken des Aufbaus eines eigenen Staates war Julian Kretschmer um die Jahrhundertwende konfrontiert worden. Aber diese Konfrontation verband er nicht mit einer eigenen Entscheidung zugunsten von Erez Israel, sondern er ‚überließ' die Umsetzung dieser Option den Ostjuden.

Dr. Kretschmer hatte augenscheinlich fast ausschließlich mit Personen Kontakt, von denen er keine Ablehnung zu erwarten hatte. Gleichwohl war er daran interessiert, mit diesen ‚anderen' in ein Gespräch zu kommen. Folgt man seinen Aufzeichnungen, so ergaben sich für ihn daraus aber keine Berührungspunkte, er hat auch keine herbeigeführt. Durch sein Verhalten hat er eine friedliche Koexistenz, im Sinne seiner bereits bekannten Strategie der ‚Konfliktvermeidung', dem Zurückschrecken vor ‚Reibereien', erreicht.

Allerdings ließ ihn das Thema der ‚Taufe' nicht los. Er erlebte die damit verbundenen Vorteile, die er bereits eingangs des autobiographischen Manuskripts im Hinblick auf die Familie ‚Beuthner' erwähnt hatte, in Berlin erneut und verdeutlicht sie an dem Beispiel von Dr. Johannes Croner, „einer bemerkenswerten Persönlichkeit" (JK 18), der aus einer gut situierten Familie des jüdischen Mittelstandes der Provinz Posen stammte und sich schon als Student hatte taufen lassen, sowie am Beispiel des getauften Fritz Lindenau, einem Freund von Dr. Croner. Lindenau war Jude, dem nach dem Glaubenswechsel „als Jurist eine glänzende Laufbahn geglückt war, indem er eine hohe Amtsstellung im Berliner Polizeipräsidium erlangte, und der gelegentlich bei Gesellschaften mit einem goldnen Ordenskettchen am Frackaufschlag paradierte" (JK 17).

Dr. Kretschmer beschreibt dann ungewöhnlich ausführlich den Lebensverlauf des Dr. Croner, der sich bis zu seinem 29. Lebensjahr lediglich mit Studien der Geschichte, Literatur, Sprachen und mit Reisen befasst hatte und dann

promoviert worden war. Als Student hatte er sich taufen lassen, „wohl weniger aus Überzeugung, auch nicht um seine Laufbahn zu verbessern, da ihm damals noch beruflicher Ehrgeiz fern lag, sondern um hinter seinen von Geburt christlichen oder vom Judentum zum Christentum übergetretenen Freunden nicht zurückzustehen (....). Mit seinem Christentum behauptete er, es sehr ernst zu nehmen, ging wohl auch gelegentlich in die Kirche. Auf seinem Schreibtisch stand ein künstlerisches Bronzekruzifix und gelegentlich einer Diskussion über die Frage der geschichtlichen Existenz Christi sagte er: ‚Meinen Christus lasse ich mir nicht rauben' " (JK 17).

Die langen Ausführungen über Dr. Croner, dessen Verhalten, Lebensweg und Ehe, wie auch die Erwähnung des getauften Freundes Fritz Lindenau, wobei im Besonderen die positiven Auswirkungen der Taufen auf die Karrieren zur Sprache kommen, lassen vermuten, dass diese Schilderungen mit der Auseinandersetzung von Julian Kretschmer über seine Zugehörigkeit zum Judentum bzw. einem Glaubenswechsel zusammenhängen. Der zu diesem Zeitpunkt etwa gleichaltrige Dr. Croner verkörperte etwas Unbefangenes, sich von Vorschriften Lossagendes und dennoch Erfolgreiches, das für Dr. Kretschmer im direkten Vergleich nicht unattraktiv war. Nicht umsonst erwähnt Julian Kretschmer El Dorado, also den Ort, der für Glückssuchende so anziehend war. Im Lebensweg des Dr. Croner findet Julian Kretschmer daher eine biographische Option, die ihn anzog, deren Realisierung er sich aber versagte oder versagen musste.

Seine Wertvorstellungen ließen für Dr. Kretschmer eine Taufe vermutlich nur dann zu, wenn diese aus Überzeugung und nicht aus Karriere- oder aus gesellschaftlichen Gründen vorgenommen wurde. Um die Brisanz dieses Themas für Julian Kretschmer noch einmal zu verdeutlichen: Er berichtet allein auf den bisher dargestellten 17 Seiten seines Manuskriptes von sechs ‚geglückten' Taufen: die beiden Söhne des Beuthners, Professor Ladenburg aus Breslau, Dr. Croner, sein Vetter Paul Kretschmer sowie Fritz Lindenau.

Von direkten antisemitischen Äußerungen oder Anfeindungen gegenüber Dr. Kretschmer erfahren wir hingegen nichts. Er berichtet stattdessen von den Erfahrungen eines jüdischen Kollegen: Durch den ‚Verein Jüdischer Studenten in Berlin' wurden Dr. Kretschmer und sein Kollege Dr. Felix Danziger, der an der Chirurgischen Universitätsklinik arbeitete, zu Ehrenrichtern bei einer Forderung zu einem Pistolenduell mit dreimaligem Kugelwechsel berufen. Vorausgegangen waren antisemitische, beleidigende Äußerungen von christlichen Ärzten an der Frauenklinik in Jena gegenüber ihrem jüdischen

Kollegen Dr. Teilhaber. Als es während der Vorbereitung zu einer Operation wieder zu Belästigungen kam, hatte Dr. Teilhaber seinem christlichen Kollegen mit der nassen Hand in das Gesicht geschlagen. Die Parteien konnten sich in dieser Angelegenheit nicht auf eine Form für das Duell einigen, worauf Dr. Kretschmer und sein Kollege das Ehrengericht verließen.

Dr. Kretschmer beendet diese Erzählung unvermittelt und springt in die Chronologie seines Lebens zurück, indem er eine karge Information über seine Eheschließung einfügt.

„Im Jahre 1913 heiratete ich, Mai 1914 wurde unsere Tochter Ruth geboren“ (JK 19).

Unmittelbar im Anschluss an die kurze Formulierung zur Heirat und die Geburt der Tochter schließt sich die folgende Aussage an.

„Die Jahre der jungen Ehe wurden durch die politischen Ereignisse jäh unterbrochen“ (JK19).

Bevor wir auf diese Ereignisse eingehen, gemeint ist natürlich der im August 1914 einsetzende und sich über mehr als vier Jahre hinziehende Krieg, wollen wir im Folgenden die Hochzeit und die damit verbundenen neuen Familienverhältnisse, die von Julian Kretschmer in seiner Autobiographie nur rudimentär und unsystematisch behandelt werden, anhand unserer Rechercheergebnisse ergänzen.

4 Die Ehefrau Elsbeth Valk und ihre Familie

4.1 Familie und Ehe der jüdischen Bevölkerung im Kaiserreich

Die jüdische Bevölkerung lebte, wie schon dargestellt, im Kaiserreich nicht mehr in ihrer eigenen abgeschlossenen sozialen und kulturellen Welt. In ihrer Mehrheit strebte sie mit der 1871 erfolgten rechtlichen Gleichstellung nach Integration in die Gesamtgesellschaft. Dadurch wandelte sich auch die ‚Institution Familie' und musste im Verlauf des 19. Jahrhunderts eine doppelte Funktion übernehmen: Sie blieb, zum einen, die wichtigste Bewahrerin der jüdischen Identität und sollte, zum anderen, den Prozess der Verbürgerlichung und der damit einhergehenden Assimilation ermöglichen. Dennoch hielten selbst säkularisierte Familien an ihrem Judentum fest. Die Binnenheirat sicherte immer noch die Kontinuität des Judentums und blieb damit ein starker Ausdruck jüdischer Identität.

Abb. 7: Elsbeth Valk 1912

Innerhalb der jüngeren säkularisierten Generation fand die Assimilation ihren deutlichen Ausdruck. Hatten die Großeltern noch in frommer und orthodoxer Weise gelebt, so hatte sich die nächste Generation bereits aufgrund der schnellen sozialen Veränderungen, und dies besonders in den Großstädten, von religiösen und kulturellen Traditionen entfernt und strebte nach der Verbürgerlichung in die preußische sowie der Assimilation in die christliche Gesellschaft. So konnte es in diesen ‚Übergangszeiten' durchaus vorkommen, dass Familien ebenso das Pessachfest mit der Sedertafel wie Weihnachten mit dem Christbaum feierten. Der Christbaum war das Symbol eines deutschen kulturellen Festes und musste nicht bedeuten, dass die jüdischen Familien einen Glaubenswechsel vollzogen hatten. Auch die Autorität des Mannes beruhte immer weniger auf religiösem Wissen, sondern auf Beruf,

Bildung und Besitz. Nur in weiterhin konservativ lebenden Familien und unter den kleinbürgerlichen Landjuden blieb die religiöse Lebensweise länger erhalten.

Die Frauen widmeten sich mehr und mehr neben der Hausarbeit den gesellschaftlichen und kulturellen Pflichten. In wohlhabenden Häusern war der Wunsch nach völliger Angleichung an das deutsche Bürgertum häufig besonders erkennbar, was sich vor allem in den Bereichen der sorgfältigen Erziehung und Bildung der Kinder, der Kultivierung des Heimes und der Pflege der Geselligkeit, neben der eher weniger starken Bewahrung jüdischer Traditionen, zeigte. Die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen und wohlerzogene Kinder im Sinne des bürgerlichen Ideals zu haben, bildete die größte Leistung der jüdischen Frau und Mutter im Prozess der Angleichung. Die Frauen wurden somit die eigentlichen ‚Lehrmeisterinnen der Verbürgerlichung'[1].

Aber auch Zeichen des kollektiven wie subjektiven ‚Zu-Spät-Kommens' waren sichtbar. „Es zeigte sich schon im Kaiserreich, dass die idealistische, aufgeklärte Bildungsidee, der die Juden nachstrebten, längst obsolet war. Das deutsche Bildungsbürgertum hatte jetzt nationalistische und antisemitische Elemente in seine Ideologie aufgenommen und lehnte Juden als Träger deutscher Kultur immer öfter mit rassischen Argumenten ab"[2]. Der sozialen Integration der Juden waren deutliche Grenzen gesetzt, sie kam ‚in der verspäteten Nation Deutschland' ihrerseits zu spät.

4.2 Hochzeit in Emden

Die Trauung von Julian Kretschmer und der 1891 geborenen Elsbeth Valk wurde am 18. Juli 1913 auf dem Standesamt in Emden vollzogen. Das Hochzeitsbild zeigt das Ehepaar mit den Eltern, Geschwistern und Verwandten in einem Café in Emden, in dem die Hochzeitsfeier stattgefunden hat.

1 Vgl. Richarz 1997, S. 72ff.
2 Ebd., S. 76.

Abb. 8: Die Hochzeitsgesellschaft

Julian Kretschmer war zu diesem Zeitpunkt ein erfahrener Arzt und 32 Jahre alt. Seine um zehn Jahre jüngere Frau Elsbeth war die einzige Tochter des Kaufhausbesitzers Jacob Simon Valk und seiner Frau Betti, also das, was sich als eine ‚gute Partie' bezeichnen lässt. Elsbeth Valk hatte die Höhere Töchterschule in Emden besucht und keinen Beruf erlernt, sondern sich, gemäß den damaligen Gepflogenheiten in großbürgerlichen Familien, mit der Haushaltsführung und den mit dem gesellschaftlichen Leben verbundenen Pflichten vertraut gemacht. Wie das Paar sich kennen lernte, ist nicht bekannt; zieht man die Entfernung sowie Julian Kretschmers eingeschränkte soziale Kontakte in Betracht, so spricht einiges dafür, dass es sich um eine der zu dieser Zeit noch verbreiteten ‚vermittelten Heiraten' handelte, zumal die sozialen Begleitumstände für alle beteiligten Parteien von Vorteil waren. Die Braut brachte als Tochter eines Kaufhausbesitzers ökonomisches Kapital mit in die Ehe, der promovierte Bräutigam mit guten beruflichen Zukunftsaussichten verfügte offenkundig über kulturelles Kapital in Form von Bildung.

„Zur Vermählungsfeier des Fräulein Elsbeth Valk mit Herrn Dr. med. Julian Kretschmer am 20. Juli 1913“ wurde von Aron und Emma Hess dem Paar ein Tischlieder-Potpourri „freundschaftlich gewidmet“. Zu den Melodien von sechs bekannten deutschen Liedern: Deutschland, Deutschland über alles – Das Wandern ist des Müllers Lust – Weißt du, wieviel Sternlein stehen – Strömt herbei, ihr Völkerscharen – Laßt tönen laut den frohen Gesang – und Heil dir im Siegerkranz, waren Texte für das Brautpaar gedichtet worden. Die Neffen von Dr. Kretschmer, Lutz, Fritz und Lothar hatten sich ebenfalls zu Ehren des Brautpaares literarisch betätigt und ein Festlied gereimt. In keinem der fröhlichen Lieder wurde die jüdische Identität des jungen Paares und der Familien angesprochen, im Gegenteil: Sie war Anathema.

Eine große Gesellschaft hatte sich in Emden zusammengefunden, um die Hochzeit in prunkvollem Stil zu feiern. Der Vater des Bräutigams war aus Breslau angereist, ebenso die Schwestern von Julian mit ihren Ehemännern und den Kindern. Natürlich gehörten auch der Freund des Bräutigams, Dr. Schnitzer und seine Frau Henriette zu den Gästen. Henriette Schnitzer war die Schwester des Brautvaters und ihr Ehemann ein Freund und Kollege von Julian Kretschmer[3]. Elsbeth und Julian Kretschmer wohnten nach der Eheschließung in der Flensburger Straße 13 in Berlin. Am 26. Mai 1914 wurde den Eheleuten die Tochter Ruth geboren; sie sollte das einzige Kind des Ehepaares bleiben.

Durch die Ehe mit der Tochter des wohlhabenden Kaufhausbesitzers Jacob Valk war Julian Kretschmer der ökonomische Aufstieg gelungen. Neben der sich bis dahin sehr positiv abzeichnenden beruflichen Laufbahn konnte er nun auch hoffen, ein finanziell sorgloses Familienleben führen und dabei seine wissenschaftlichen Arbeiten in Ruhe weitertreiben zu können. Selbst eine finanziell nicht abgesicherte, für jüdische Wissenschaftler mit ausreichendem Kapital durchaus übliche Stellung als Privatdozent an einer Universität, eventuell sogar als Privatgelehrter ohne institutionelle Absicherung, rückte in den Bereich des Möglichen.

3 Eventuell wurde die Ehe durch das Ehepaar Schnitzer vermittelt.

4.3 Familie Valk – seit Generationen Kaufleute in Emden[4]

Aus den noch vorhandenen Unterlagen von Jürgen Valk lässt sich die Generationenfolge der Familien Valk rekonstruieren. Anhand der vorhandenen Dokumente wird erkennbar, dass die jüdischen Familien Valk seit Generationen in Emden als Kaufleute ansässig waren. Sie hatten sich aus ‚kleinen' Verhältnissen zu den wohlhabenden Besitzern des für Emden zentralen Kaufhauses Valk hochgearbeitet. Zugleich wird deutlich, dass Julian Kretschmer als Bildungsaufsteiger auf eine Familie traf, die sich dem ökonomischen Aufstieg verschrieben hatte und die Tochter gewissermaßen einem aus dem deutschen Osten kommenden Mediziner und Bildungsbürger anvertraute. – Eine Konstellation, die durchaus nicht spannungsfrei verlaufen musste.

Jacob Moses Valk (1779–1833) gründete im Jahr 1824 in Emden eine ‚Manufacturwarenhandlung', die später als ‚Manufacturw.- und Bettfedern-Handlung' bzw. als ‚Waarenhaus: J.M. Valk Söhne' firmierte, noch später, zu der Zeit als Dr. Kretschmer in die Familie einheiratete, wurde sie unter dem Namen ‚Kaufhaus J.M. Valk und Söhne, G.m.b.H., Emden' geführt. Das Kaufhaus behielt diesen Firmennamen bis zur Zwangsarisierung durch die Nationalsozialisten bei.

Seit 1842 leiteten die beiden Söhne Simon Jacob (1809–18925) und Moses Valk mit ‚oberlandespolizeilicher Erlaubnis' die Manufakturwarenhandlung.[6] Simon Jacob, der jüngere der beiden Brüder, erreichte offenbar ohne besondere Formalitäten seine Aufnahme in die Zunft der Kaufleute. Die Vermutung liegt nahe, dass der Vater den beiden Söhnen das bereits bestehende Geschäft gemeinschaftlich übergeben hatte, und Simon Jacob die erforderliche Erlaubnis erhielt, der Zunft beizutreten und Lehrlinge auszubilden. Dessen Sohn wiederum, Jacob Simon Valk (1860–1942), heiratete die am 1. Februar 1862 in Neustadtgödens in Ostfriesland geborene jüdische Betti de Taube, deren Eltern dort ein großes landwirtschaftliches Anwesen hatten, und

---

4 Viele der folgenden Informationen verdanken wir Jürgen Valk, dem Urenkel von Simon Jacob Valk und seiner Frau Bette geb. Wolff. Dank seiner Hilfe war es möglich, die Daten der Familie zu rekonstruieren und ein Bild der Lebensweise seiner Eltern und Vorfahren in Emden zu zeichnen.

5 „Der Schneidermeister Salomon Peeperwurtel zeigte beim Standesamt in Emden an, daß am 26. November 1892 Simon Jacob Valk (im Dezember 1809 geboren), verheiratet mit der weilenden (d. h. verstorbenen; die Verf.) Bette geb. Wolff, und Sohn der verstorbenen Eheleute Jacob Moses Valk und Jette geb. Pels zu Emden verstorben ist". Quelle: Jürgen Valk.

6 Akten des Staatsarchivs Aurich. Rep 15. Nr. 4309.

deren Familie ebenfalls schon seit Generationen in Emden bzw. Ostfriesland ansässig war.

Abb. 9: Die hier reproduzierte Ansichtskarte zeigt neben zwei Stadtansichten das „Waarenhaus J.M. Valk Söhne“. Am linken Rand befindet sich die Aufschrift „J.M.Valk Söhne in Aurich am Markt, in Norden Neuerweg, in Jever Neuestraße”. Es ist davon auszugehen, dass diese Karte von der Firma Valk für Werbezwecke in Auftrag gegeben und verteilt wurde; offensichtlich wird, dass in den drei umliegenden ostfriesischen Städten weitere Filialen der Firma Valk existierten.

Zwei Söhne und eine Tochter gingen aus dieser Ehe hervor. Der am 13. August 1888 erstgeborene Sohn erhielt wiederum den Vornamen Simon Jacob, so wie es in Anlehnung an eine jüdische Tradition in der Familie üblich war. Am 20. September 1891 wurde die Tochter Elsbeth und am 15. September 1892 der zweite Sohn Karl geboren. Die beiden erhielten schon keine jüdischen Vornamen mehr.

Das Ehepaar Jacob Simon und Betti Valk war in der jüdischen Gemeinde hoch geachtet; beide besuchten allerdings nur noch an hohen Feiertagen die Synagoge, dennoch unterhielten sie guten Kontakt zu dem Rabbiner. Das israelitische Waisenhaus und das Altenheim wurden von der Familie Valk regelmäßig mit großzügigen Spenden unterstützt. Bei besonders wichtigen und aufwendigen Unterhaltungskosten konnte der Rabbiner sicher sein, dass

auf Bitten seitens der jüdischen Gemeinde die Familie Valk großzügig reagierte. Jacob Simon Valk beteiligte sich finanziell auch an einer Schulspeisung, die in der Stadt nach dem Ersten Weltkrieg organisierte wurde. Durch sein sozialpolitisches Engagement war er in weiten Kreisen der Bevölkerung beliebt, so dass er für einige Jahre als Bürgervorsteher der vierten Wyke[7] gewählt wurde. Seine politische Denkweise war deutsch-national bzw. konservativ-rechts – in Verehrung der Monarchie mit Kaiser Wilhelm II. an der Spitze.

Das imposante Bauwerk, in dem das Kaufhaus untergebracht war, stand nur einige Häuser weit entfernt von dem Wohnhaus Neutorstraße 14 in der Straße ‚Zwischen beiden Sielen 3–4'. Es hatte einen hinteren Eingang zum bekannten Emder Stadtgarten. Das einzige Kaufhaus Emdens lag somit im Herzen der Stadt und war über Emden hinaus in den umliegenden Gemeinden und den vielen kleineren und größeren Krummhörner Dörfern bekannt und für Besucher der Stadt ein Anziehungspunkt.

In der Vorderfront zeichnete sich das schöne Gebäude durch fünf gemauerte Rundbögen aus. Vier Säulen im breiten Eingangsbereich, mit jeweils einem Buchstaben des Namens V A L K versehen, luden die Kunden zum Eintreten in das Kaufhaus ein. Der Architekt und der Erbauer des Hauses hatten für das Innere des Gebäudes eine besondere, für Emden einzigartige Dachkonstruktion geplant und ausgeführt: Damit alle drei Stockwerke mit genügender Helligkeit belichtet werden konnten, war das Dach so konstruiert, dass ein großer Lichthof das Tageslicht bis in das Erdgeschoss warf und somit alle Abteilungen freundlich und hell wirkten.

Der repräsentative Eingang ‚Zwischen beiden Sielen' war links und rechts von Schaufenstern umrahmt. Zu einem nicht bekannten Zeitpunkt wurde das Nebenhaus von Valks offenbar dazugekauft. Damit konnte die Schaufensterfront bis zum hinteren Teil des Hauses zum Stadtgarten hin fortgesetzt und das Kaufhaus um eine spezielle Bettenabteilung erweitert werden. Ein Raum diente zur mechanischen Reinigung von Bettfedern und der sich anschließenden Füllung der Inletts mit Federn oder Daunen. Die Geschäfte entwickelten sich gut, so dass die Firma in den Jahren der Weimarer Republik einen ‚Ausfahrer' einstellen konnte, der mit einem Motordreirad mit Kasten Waren auslieferte und Botengänge erledigte.

7 Die Stadt Emden war in sechs Wyken eingeteilt (Bezirke).

Betraten die Kunden das Kaufhaus, waren sie von dessen Innengestaltung fasziniert, da man selbst im Erdgeschoss durch den Lichthof ‚in den Himmel' schauen konnte. Ein breiter Hauptgang, an dem rechts und links verschiedene Abteilungen mit immer wechselnden Warenangeboten angeordnet waren, ließ die Kunden erahnen, welche breite Produktpalette in dem gesamten Kaufhaus angeboten wurde. Ein zweiter, kleinerer Gang führte an einer Süßwarenecke vorbei zu den Herrenartikeln und der Manufakturwarenabteilung. Am Ende der Gänge lockte eine großzügige breite Treppe die Kunden hinauf in die zweite und dritte Etage. Vor dem Treppenaufgang befanden sich die Kasse und ein kleines Büro mit Schreibtisch. Nachdem der Seniorchef Jacob S. Valk seinem Sohn Simon die Leitung des Geschäftes übertragen hatte, wählte er sich den Schreibplatz vor der Treppe aus, um dort jeden Tag Platz zu nehmen. Er hatte Zeit für die Begrüßung und Beratung der Kunden, für Gespräche und Plaudereien mit Geschäftsfreunden oder Emder Bürgern, die eigens zu einem ‚Schnack' oder zum Austausch von tagespolitischen Geschehnissen mit Jacob Valk hereinkamen.

Auf den drei Etagen des Kaufhauses wurden Manufakturwaren aller Art angeboten. Verschiedene Konfektionsabteilungen, Porzellan, Geschirr, Töpfe, Bestecke, Kinderwagen, Federbetten, Stoffe und Regenschirme lockten zum Schauen und Kaufen. Von zwei Etagen führte zusätzlich eine Treppe hinauf zu Zwischenetagen mit weiteren Artikeln, so dass die Firma Valk ein in Ostfriesland einzigartiges Warenangebot präsentieren konnte. Im Dachgeschoss schließlich waren die Büro- und Lagerräume untergebracht.

Am 15. Januar 1920 heiratete Simon Jacob Valk die am 29. März 1896 in Weener in Ostfriesland geborene Grete Arons[8]. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor: Jürgen (*18.3.1921), Menno (*1.3.1925) und Betti (*31.5.1926). Jürgen wurde zunächst nach seinem Großvater Jacob benannt, aber seine Eltern ‚assimilierten' den Namen in Jürgen. Alle drei Kinder sollten ausgesprochen deutsche Namen tragen. Menno ist zudem ein alter ostfriesischer Name.

Karl, der 1892 geborene zweite Sohn von Jacob Simon Valk, diente in der kaiserlichen Armee als Vizewachtmeister der Feldartillerie und wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Nach Kriegsende erkrankte er auf dem

8 Auch die Familie Arons war eine alteingesessene jüdische Familie. Moritz Arons war Viehzüchter und verkaufte Vieh in ganz Deutschland. Die vorhandenen Familiendaten reichen zurück bis 1750. Moritz Arons starb 1942 in Westerbork, seine Ehefrau Lea wurde in Auschwitz umgebracht.

Rückmarsch an der schweren Grippeepidemie, die 1919 in Deutschland und bei dem Feldheer ausbrach und starb. *„Seine Leiche wurde nach Emden gebracht und mit militärischen Ehren auf dem jüdischen Friedhof beigesetzt, wobei das Kuriosum sich ereignete, dass die Kapelle des Emder Garnisontruppenteiles dabei ‚Jesus meine Zuversicht' spielte, was aber niemanden, auch nicht den orthodoxen Rabbiner, störte"* (JK 25)[9].

Doch gehen wir in der Chronologie zurück und beziehen uns wieder stärker auf das autobiographische Manuskript von Julian Kretschmer.

9 Auf dem Hochzeitsfoto von Elsbeth und Julian Kretschmer (vgl. S. 71) ist Karl Valk an exponierter Stelle zu sehen. Er steht in ‚voller Uniform' in der obersten Reihe.

5 Der Weltkrieg 1914–1918

5.1 Die Situation der jüdischen Bevölkerung im Kaiserreich bis zum Ausbruch des Krieges

In Deutschland hatten in der Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges die Spannungen zwischen den jüdischen Gemeinschaften und der Reichsregierung zugenommen. Das Verhältnis zwischen der Regierung und der jüdischen Bevölkerung war gekennzeichnet durch eine Diskriminierung seitens der meisten staatlichen Behörden. Selbst die wohlhabenden und beruflich erfolgreichen Juden mussten erkennen, dass die Gleichberechtigung eher juristisch fixiert war als dass sie gelebt wurde. Die gesellschaftliche Distanz zwischen Juden und Christen war spürbar und konnte auch nicht durch die hohe Bereitschaft und den Wunsch vieler Juden, ohne Einschränkungen zur übrigen deutschen Bevölkerung zu gehören, überbrückt werden.

Der ‚Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens' konnte im Kampf gegen diese Ungleichheit Erfolge verbuchen, eine breite Kluft blieb jedoch bestehen. Die Führer von jüdischen Organisationen konnten Verbündete oder Sympathisanten im Kampf gegen die Ungleichheit bei den liberalen Linken und in gewissem Umfang auch bei der SPD und dem Zentrum finden, was jedoch dazu beitrug, dass sie häufig als oppositionell, unzuverlässig und subversiv abgestempelt wurden.

Mit Ausbruch des Krieges veränderte sich diese Situation zunächst. Die Verkündung des ‚Burgfriedens', der die Verpflichtung der Parteien und Verbände zum sozialen und politischen Stillhalten während des Krieges beinhaltete, gab den Juden in Deutschland mehr moralischen Auftrieb als irgendein anderes Ereignis seit Inkrafttreten der Gleichberechtigung. Die Worte des Kaisers, er kenne keine Parteien mehr, er kenne nur Deutsche, waren in den Augen vieler ein Versöhnungsangebot, das auch die meisten Juden begeistert aufnahmen. Der Ausbruch der patriotischen Empfindungen schien plötzlich alle Deutschen ohne Rücksicht auf Klassenunterschiede, Religionszugehörigkeit oder ethnische Herkunft zu einen. Im Jahre 1914 unterschied sich der Patriotismus deutscher Juden wenig von dem der übrigen Bevölkerung. Die starke und nahezu einhellige Identifikation mit der deutschen Sache und die

Kriegsbegeisterung der Juden entsprangen dem Gefühl, dass sie nun wie alle anderen als Bürger akzeptiert würden. Die Hoffnung, dass die Einheit der deutschen Nation endlich auch die Juden mit einschließen würde, ließ Zehntausende Juden sich freiwillig zum Kriegsdienst melden. Sie konnten damit endlich ihre Loyalität und Ergebenheit, ihren Patriotismus und ihre Liebe für das deutsche Vaterland aktiv unter Beweis stellen. Der ‚Centralverein' und der Verband der deutschen Juden forderten ihre Mitglieder auf, über das Maß der Pflicht hinaus, ihre Kräfte dem Vaterland zur Verfügung zu stellen. Selbst die orthodoxen Juden waren vom Patriotismus erfüllt und stellten keine kritischen Fragen an die Kriegsführung.

Abgesehen von dieser Hoffnung auf Anerkennung und dem überschwänglichen Patriotismus gab es einen weiteren Grund für die Kriegsbegeisterung der jüdischen Bevölkerung: Der Krieg wurde auch gegen den ‚Erzfeind aller Juden', das zaristische Russland, geführt. Die jüdischen Glaubensbrüder im Osten hatten kontinuierlich über Pogrome geklagt. So schreibt z.B. der schon erwähnte Dr. Polke in seiner Biographie. „Meine neuen Freunde (polnische Juden in Lodz; die Verf.) erklärten mir, wie glücklich sie über den Einmarsch der Deutschen seien, und dass sie in Kaiser Wilhelm den Messias erblickten, der sie vom zaristischen Joche befreit. Diese damals noch im besetzten Gebiet herrschende Ansicht änderte sich sehr bald" (MP 13f.).

Die deutsche Regierung war für die Kriegsführung auf die nationale Einheit angewiesen. Dafür musste sie Zugeständnisse an die Juden machen und zumindest zeitweise für eine Zurückdrängung des Antisemitismus sorgen. Zudem war sie auf die finanziellen Ressourcen der jüdischen Bevölkerung und die jüdischen Männer als Soldaten angewiesen. Die jüdischen Verbände ihrerseits riefen auf, Kriegsanleihen zu zeichnen und für Kriegssammlungen zu spenden.

5.2 Dr. Kretschmer meldet sich freiwillig – Stationen des Krieges

Wie viele andere hatte Dr. Kretschmer die politische Hochspannung erst nach dem Attentat von Sarajewo Ende Juni 1914[1] erkannt. Er hoffte jedoch, auch darin in Übereinstimmung mit vielen Landsleuten, auf eine friedliche Lösung. *„Man traf Dispositionen für Urlaubsreisen mit der festen Überzeugung, sie durchführen zu können"* (JK 19). Julian Kretschmer hatte mit

1 Am 28.6.1914 wurden der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin durch einen bosnischen Studenten ermordet.

einem Freund geplant, einige Urlaubstage in England zu verbringen. Seine Frau Elsbeth und die zwei Monate alte Tochter Ruth wollte er vorher nach Emden zu seinen Schwiegereltern begleiten, um dann von Emden über Hoek van Holland nach London zu reisen. Als das Ehepaar morgens am 1. August 1914 von Berlin kommend in Emden eintraf, *„waren dort bereits alle wichtigen Anlagen von Landsturmposten besetzt“* (JK 20). Die Pläne für den kurzen Urlaub mussten aufgegeben werden, und das junge Ehepaar kehrte nach Berlin zurück, wo Dr. Kretschmer eine folgenschwere Entscheidung traf.

„Ich war niemals Soldat gewesen, sondern bei der Musterung 1903 zur Ersatzreserve überwiesen worden und dem Wehrgesetz entsprechend am 1. April 1914 zum Landsturm übergetreten. Trotzdem glaubte ich, unter dem Eindruck der allgemeinen Kriegsbegeisterung und den massenhaften Freiwilligenmeldungen moralisch zur Meldung verpflichtet zu sein, obwohl mein letzter Mobilmachungsbefehl dies nicht verlangte“ (JK 21). Dr. Kretschmer meldete sich sofort als Arzt beim Kriegsministerium in Berlin. Zu diesem Zeitpunkt war er erst ein Jahr verheiratet, hatte eine zwei Monate alte Tochter, war noch Assistenzarzt bei Prof. Albu und versuchte, sich darüber hinaus eine kleine Praxis aufzubauen. Er hätte also durchaus ausreichende Gründe gehabt, sich nicht freiwillig zu melden. Aber seine am Vaterland ausgerichteten Moralvorstellungen, sein Patriotismus, mögen ihn bewogen haben, in Übereinstimmung mit den einflussreichen jüdischen Verbänden, für Deutschland in den Krieg zu ziehen, denn sowohl der ‚Centralverein‘, die ‚Zionistische Vereinigung‘ als auch der ‚Reichsverein der deutschen Juden‘ riefen emphatisch zur Freiwilligenmeldung auf. „Wir werden heute als deutsche Bürger freudig alle Forderungen an Hab und Gut, an Leben und Blut erfüllen“[2].

Dr. Kretschmer hatte niemals eine militärische Ausbildung erhalten. Als er am 20. September 1914 seinen Dienstvertrag unterzeichnete, erhielt er dennoch den Befehl, sich binnen weniger Tage, also ohne eine vorherige Einweisung oder Ausbildung, an der Westfront bei der Etappenkommandantur XIII. in Anor zu melden, wobei der Weg über Namur (Belgien[3]) zu nehmen sei. Julian Kretschmer verschaffte sich seine Ausrüstung und die ihm angegebene Uniform und reiste am 23. September mit einer Anzahl anderer *„vertraglich*

---

2 Aufruf des Reichsvereins der deutschen Juden und der zionistischen Vereinigung für Deutschland; in. Pulzer 1997, S. 359.

3 Dr. Kretschmer weist weder hier noch an späterer Stelle darauf hin, dass die deutschen Streitkräfte ihre Angriffe über das Gebiet des neutralen Belgiens vortrugen.

verpflichteter Civilärzte, wie unsere etwas kuriose Dienstbezeichnung lautete, zusammen ab" (JK 20).

Nach der Überwindung mancherlei kriegsbedingter Schwierigkeiten traf er mit einem weiteren jüdischen Kollegen am 29. September 1914 in Anor ein und meldete sich bei dem Etappenkommandanten Dr. Diedrich Hahn, dem, so Dr. Kretschmer, erhebliche antisemitische Neigungen nachgesagt wurden. Dieser empfing die beiden jüdischen Ärzte jedoch sehr freundlich und teilte sie zum Aufbau eines kleinen Lazarettes ein, welches jedoch bereits nach drei Wochen wieder aufgelöst werden musste.

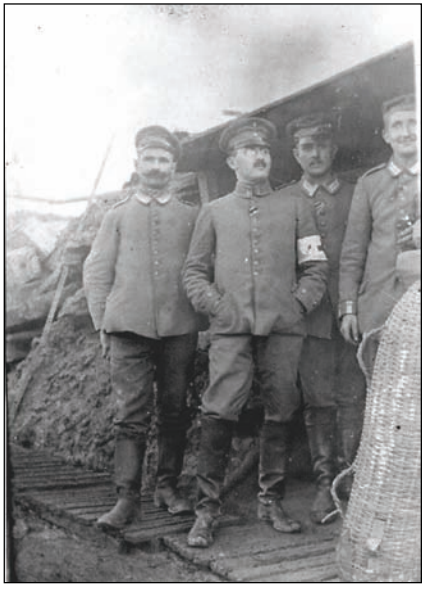


Abb. 10: Dr. Kretschmer als Civilarzt (2. von links)

Ende Oktober 1914 wurde Dr. Kretschmer nach St. Quentin und von dort zu einer Leichtverwundetensammelstelle nach Gent beordert. Die nächste Station war das Kriegslazarett in La Cateau. Im Februar 1915 wurde er zum Reserve-Infanterie Regiment 109 der 28. Reservedivision versetzt, in dem er *„manchmal schwere Zeiten und Kämpfe bis zum Herbst 1917 erlebte"* (JK 21).

Im Regiment 109 wurde der Civilarzt Dr. Kretschmer wegen seiner militärischen Unkenntnisse zunächst entrüstet aufgenommen. Bald darauf wurde er vertretungsweise in die vordere Stellung geschickt und nahm dann an den Kämpfen südlich von Arras teil, wo die Franzosen in die deutsche Stellung eingebrochen waren. *„Von da an wurde ich im Regiment als gleichberechtigt angesehen und bekam kurz danach das Eiserne Kreuz"* (JK 21).

Der Regimentskommandeur Oberst von Baumbach war bei den Offizieren des Regiments nicht besonders beliebt, was Julian Kretschmer überhaupt nicht verstehen konnte. Er erlebte ihn immer freundlich, rücksichtsvoll und um die Mannschaften, Offiziere und Ärzte besorgt. Der Oberst ließ im Ruhequartier Baracken für den Sanitätsdienst bauen und unterhielt sich gerne mit

den jüdischen Ärzten über Krankheiten und Verwundungen in der Truppe. Unter den Offizieren war kein Jude[4], unter den Ärzten jedoch mehrere. Die Sonderstellung der jüdischen Ärzte im kaiserlichen Heer wird von Dr. Kretschmer nicht kommentiert, dagegen werden freundliche Einstellungen ausführlich beschrieben.

„Der Oberst hatte übrigens anscheinend eine gewisse Vorliebe für Juden, z. B. wurde der jüdische Regimentsarzt oft von ihm eingeladen und war sein ständiger Schachpartner. Etwaige Ansprachen musste ihm ein anderer jüdischer Arzt, Oberarzt Hermann, entwerfen, mit besonderen Missionen ... beauftragte er einen jüdischen Vizefeldwebel, einer der Regimentsschreiber ... war ein jüdischer Gefreiter. Den Armeerabbiner der II. Armee, Dr. Levy, der ab und zu in das Regimentsquartier zu Gottesdiensten oder Beerdigungen kam, rühmte er als den besten Prediger von allen Geistlichen, die er bisher gehört hätte und bedauerte es sehr, als der Rabbiner eine Einladung zum Essen aus rituellen Gründen absagen musste“ (JK 22).

Zum Pessach-Fest[5] 1916 erhielt Dr. Kretschmer, wie alle jüdischen Soldaten, den schriftlichen Befehl, am jüdischen Gottesdienst teilzunehmen. Die große Zahl der teilnehmenden Juden unter den Unteroffizieren und Mannschaften überraschte ihn. Er kannte viele der Männer, hatte sie aber nicht für Juden gehalten.

Diese überraschende Entdeckung zeigt, dass sich die Juden nicht zu erkennen gaben und ihre traditionelle religiöse Lebensweise (Speisegesetze, Gebetsrituale) nicht einhielten, sondern sich der christlichen Lebensweise im Regiment angeschlossen hatten. Es ist zu vermuten, dass nicht wenige der jüdischen Soldaten unglücklich über den angeordneten Gottesdienst waren, weil dadurch ihre Identität bekannt wurde.

Vom 2. Mai bis zum 5. Mai 1916 nahm Julian Kretschmer an einem Ausbildungskurs in Leverkusen über ‚Sicherheitsmaßnahmen gegen schädliche

---

4 Zwischen 1878 und 1910 gab es im preußischen Heer keinen jüdischen Berufsoffizier, 1911 ganze 21 jüdische Reserveoffiziere. Hier bestätigte sich Rathenaus Wort von den Bürgern zweiter Klasse‘. Der offene oder latente, jedenfalls wirksam praktizierte Antisemitismus blieb ein Kennzeichen des kaiserlichen Offizierskorps; vgl. Wehler 1994, S. 162.

5 „Das beim ersten Frühlingsvollmond gefeierte Fest zur Erinnerung an den Auszug der Juden aus Ägypten (Exodus 12-14). Es beginnt mit dem Sedermahl, bei dem aus der Pessach Haggada die Geschichte des Auszugs gelesen wird“ (Richards 1989, S. 596).

Gase‘ teil[6]. Am 16. August 1916 wurde ihm von der Großherzoglichen Ordenskanzlei das Ritterkreuz zweiter Klasse mit Schwertern des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen.

Abb. 11: Dr. Kretschmer (Mitte) im Kreis von Kameraden

Im Winter 1916/17 lag das Regiment vor Verdun[7] *„in einer sehr zerschossenen, nassen und verseuchten Stellung mit mangelhaften Ruhequartieren“* (JK 23). In jeder Kompanie erkrankte eine erhebliche Zahl von Soldaten an Typhus. Bei Fiebermessungen der Soldaten wurde festgestellt, dass etwa jeder sechste bis zehnte Mann Fieber hatte. Die Soldaten meldeten sich jedoch nicht krank, sondern taten diszipliniert weiter ihren Dienst und wollten ihre Kameraden nicht im Stich lassen. Erst nachdem die zuvor in russischer

6 „An der Westfront unternehmen deutsche Truppen ihren ersten Gasangriff. Das Giftgas ist in starken Fässern komprimiert. Bei günstigem Wind öffnen die Deutschen um fünf Uhr früh die Gashähne. In den vordersten Laufgräben der Frontlinie sehen die französischen Soldaten wenig später gelben Rauch aus den Schützengräben aufsteigen ... Die Wirkungen in den französischen Stellungen ist vernichtend. Bei vielen Soldaten tritt der Tod sofort ein. Einige können flüchten; aber auch sie haben die Dämpfe eingeatmet, werden nach wenigen Minuten schwarz im Gesicht, husten Blut und sterben“ (Chronik des 20. Jahrhunderts 1994, S. 184).

7 In der Schlacht um Verdun von Februar bis Dezember 1916 sind rund 700 000 deutsche und französische Soldaten gefallen.

Kriegsgefangenschaft gewesenen Soldaten 1918 an die Westfront verlegt wurden, ließen die Kampfmoral, die Disziplin und der Mannschaftsgeist nach, so Dr. Kretschmer. Die Soldaten nahmen jetzt jede Gelegenheit wahr, sich unbegründet krank zu melden.

Dennoch: *„Die vielen Unterhaltungen im Quartier und in den Unterständen, bei Ausritten und Spaziergängen“* zeigten, dass die Soldaten und Offiziere sich bis etwa Januar 1917 eines Sieges sicher waren. Dann mussten sie feststellen, dass die Versorgung mit Verpflegung und Bekleidung ausblieb, die Luftwaffe in Schwierigkeiten geriet und vom Sommer 1918 an auch der Nachschub an Waffen und Munition versiegte.

„Von Hass gegen die feindlichen Soldaten war weder bei den Offizieren noch Mannschaften etwas zu merken. Gefangene wurden freundlich behandelt. Den Gegensatz bildeten Offiziere und Mannschaften der Etappe“ (JK 23). Diese berichteten über die Torpedierung von drei englischen Schlachtschiffen in einer Weise, *„die mir als nachträgliche Schändung der untergegangenen englischen Schiffsbesatzung erschien“* (JK 23). Andere Soldaten aus der Etappe wiederum erzählten rühmend und lachend davon, dass bayrische Landsturmleute gefangene Engländer getötet hätten. Das erschien Dr. Kretschmer so abwegig, dass er die Aussagen in Zweifel zog.

Im Frühjahr 1917, so Dr. Kretschmer, geriet die Truppe bei den *„Kämpfen am Chemin des Dames in eine schwierige Situation“* (JK 22). Die große Zahl von Verwundeten und durch Explosionsgase (Kohlenoxyd) vergifteten Soldaten benötigte erhebliches Sanitätsmaterial, welches jedoch nicht in genügender Menge vorhanden war. Als pflichtbewusster Arzt war Dr. Kretschmer verärgert über das fehlende Verbandsmaterial und setzte sich über seinen direkten Vorgesetzten hinweg mit dem Oberst in Verbindung. Dieser wiederum beschritt ebenfalls nicht den Dienstweg, sondern wandte sich direkt an den Divisionskommandeur, der sofort veranlasste, dass genügend Material geliefert wurde. Der übergangene Stabsarzt stellte Dr. Kretschmer daraufhin empört wegen seines Vorgehens zur Rede. Dieser vertrat jedoch sehr souverän seine Handlungsweise, denn er war sich seiner richtigen Entscheidung bewusst, außerdem fühlte er sich unter dem Schutz des *„judenfreundlichen“* Oberst.

Die letzten Einsätze an der Front hatte Dr. Kretschmer auf dem rechten Maasufer vor Verdun. Das III. Bataillon des Regimentes, in welchem er als Arzt tätig war, hatte durch Standhalten eine Katastrophe verhindert. Der Hauptmann des Bataillons, von Wolff, erhielt für diese große Leistung den

höchsten preußischen Kriegsorden. Julian Kretschmer bewunderte diesen Hauptmann, der ein *„geborener Offizier“* war und die Offiziere und Mannschaften leicht führen konnte, so dass diese ihren *„oft recht schweren Dienst zwar nicht immer gerade gern, aber doch getreulich als moralische Pflicht“* versahen (JK 24).

Formvollendet und in Hochachtung vor den Leistungen des Hauptmannes gratulierte Dr. Kretschmer diesem schriftlich zu seiner hohen Kriegsauszeichnung. Dessen Antwortschreiben war für den Kriegsteilnehmer Kretschmer von so großer Wichtigkeit, dass er es nicht nur aufbewahrte, bis er aus dem Krieg heimkehrte, sondern dass er es als sichtbares, wertvolles Zeugnis eines Offiziers gegenüber einem jüdischen Arzt mit in die Emigration nahm. In seinem Manuskript zitiert er das Antwortschreiben in Ausdruck und Form wörtlich. Insbesondere der letzte Satz bedeutete eine hohe Ehrung für Dr. Kretschmer:

„Es tat mir damals sehr leid, daß ich unsern im Kampf bewährten und von allen so hoch geschätzten Arzt abgeben mußte und würde mich für das Bataillon und mich sehr freuen, wenn Sie zu uns zurückkämen.

Mit nochmaligem Dank und bestem Gruß bin ich

Ihr sehr ergebener v. Wolff“ (JK 24).

Nach schwerem Frontdienst von dreißig Monaten wurde Dr. Kretschmer zum Feldrekrutendepot der Division versetzt. Es lag zuerst in Brieulles sur Meuse, im Frühjahr 1918 in der Gegend von Sedan und Charleville-Mézières. Ab Oktober 1918 wurde das Depot in Angesicht des verlorenen Krieges etappenweise rückwärts verlegt. Die Männer überschritten am 13. November 1918 die deutsch-luxemburgische Grenze. Es wurde ihnen anheim gestellt, die Waffen an den revolutionären Arbeiter- und Soldatenrat abzuliefern und die Truppe aufzulösen. Die Offiziere führten die Truppe jedoch ordnungsgemäß bis zur Heimatgarnison Karlsruhe, wo diese am 16. November 1918 eintraf.

„Die Stimmung der Mannschaften und Offiziere war bei dem Rückmarsch und in Karlsruhe zunächst gut, da man froh war, endlich wieder in die Heimat und in das bürgerliche Leben zurückkehren zu können“ (JK 25). Dr. Kretschmer wurde am 22. November 1918 aus der Armee entlassen und traf nach beschwerlicher Fahrt am 24. November 1918 in Emden ein.

Die gesamte Darstellung der vier Kriegsjahre wird von Dr. Kretschmer als eine relativ harmlose Episode erzählt ‚gespickt‘ mit *„Erlebnissen“* in einem

fremden Land, *„in dem man manchmal auch schwere Kämpfe mitmachte“* (JK 21). So stellt er im Rückblick den Vorfall des fehlenden Sanitätsmaterials lediglich als *„eine schwierige Situation“* dar. Erst durch den zweiten Teil des Satzes erfahren wir, dass es offensichtlich viele Verwundete gegeben haben muss. Doch Kampfhandlungen mit Schwerverwundeten und Toten bleiben in der Schilderung ausgespart. Sein eigenes Erleben der Kriegsgeschehnisse erschöpft sich in der Wiedergabe von Unterhaltungen über die Kriegslage, die Hoffnungen auf einen Sieg, fehlende Kleidung, Verpflegung oder Verbandsmaterial und der Dokumentation seiner Verlegungen. Emotionale Bewertungen des grausamen Krieges finden sich nicht. Belastende Gefühle werden nicht wahrgenommen bzw. nicht geschildert.

Dr. Kretschmer schreibt seinen Bericht über die Zeit des Krieges, in der Regel sind es kurze Episoden, zu allererst aus der Perspektive seines ‚Jüdisch-Seins‘, als eine Person, die in ihrem bisherigen Leben damit konfrontiert wurde, dass sie als Jude mit Benachteiligungen rechnen musste. Im kaiserlichen Heer hörte er demgegenüber nur ein einziges Mal eine antisemitische Äußerung von einem Offizier, welche von ihm, seiner sonstigen Haltung folgend, allerdings nicht als antisemitisch bewertet wurde, obwohl dieser Offizier von dem Bataillonsadjutanten zurechtgewiesen wurde. Für Dr. Kretschmer war diese Zurechtweisung vielmehr ein Indiz der Gleichstellung von jüdischen und christlichen Soldaten.

Julian Kretschmer verstärkt das Bild der ‚gehorsamen, treuen, tapferen deutschen Soldaten‘, die von freundlichen Offizieren geführt werden.

Die Harmonisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen, das Verdrängen von negativen Erlebnissen und die Nichterwähnung bzw. Bagatellisierung der grauenvollen Ereignisse des Weltkrieges wirft ein sehr subjektiv bestimmtes Bild auf den verheerenden Krieg, der den Politikern entglitten und den Militärs überlassen worden war. Dr. Kretschmer neigt in diesem Zusammenhang dazu, dramatische Ereignisse aus seiner Sicht auszublenden. Auch nach zwanzig Jahren stellt er die Vorkommnisse eher freundlich dar, obwohl er als Arzt täglich mit furchtbaren Verletzungen konfrontiert wurde.

Die im Verlauf des Krieges zunehmende judenfeindliche Stimmung im Heer und in der Bevölkerung hat Dr. Kretschmer offensichtlich nicht wahrgenommen oder nicht thematisieren wollen, obwohl im Verlauf des Krieges der Antisemitismus in der deutschen Öffentlichkeit neu aktiviert wurde und dieser auch innerhalb der Armee nach kurzer Unterbrechung wieder zunahm. Heinrich Claas, der Führer der ‚Alldeutschen‘, sprach schon im August 1914

„von der Notwendigkeit einer völkischen ‚Feldbereinigung gegen die Juden'"[8]. Die antisemitische Stimmung gipfelte in der Behauptung, dass die Juden Drückeberger und Pazifisten seien. Sie drückten sich angeblich vor der Wehrpflicht, besonders aber vor Fronteinsätzen und sie wurden verantwortlich gemacht für die militärischen Rückschläge. Und bereits gegen Ende des Jahres 1915 wurde das preußische Kriegsministerium mit Beschwerden über ‚jüdische Drückebergerei' überschwemmt. Im Oktober 1916 ordnete der preußische Kriegsminister eine so genannte Judenzählung an. Als offizielle Begründung „wurden die sich mehrenden Beschwerden genannt, wonach Juden sich der Wehrpflicht entzögen"[9]. Das Ergebnis dieser Zählung widersprach den Behauptungen: Der Anteil der jüdischen Gefallenen entsprach dem jüdischen Bevölkerungsanteil[10]. Die Ergebnisse dieser Statistik wurden allerdings nicht veröffentlicht. Infolgedessen konnte die Behauptung der Drückebergerei nicht aus der Welt geschaffen werden. Es ist offenbar, dass sich viele Juden durch die Zählung gedemütigt fühlten[11]. Die jüdischen Hoffnungen auf Integration hatten sich wiederum nicht erfüllt, sondern die Ausgrenzungen wurden schmerzlich deutlich.

5.3 Kriegsende

„Die Stimmung war in Deutschland am Ende des Krieges außerordentlich gedrückt" (JK 25), so beschreibt Julian Kretschmer die Lage in Deutschland, als er aus dem Krieg heimkehrt. Damit umreißt er noch sehr vorsichtig die katastrophale politische und soziale Lage im ‚zusammengebrochenen' Deutschland. Die grausame Wirklichkeit des Krieges, die zu einem großen Teil auf der Unfähigkeit der Politik basierte, hatte die meisten Menschen

8 Vgl. Zimmermann 1997, S. 3.
9 Pulzer 1997, S. 368.
10 Von der jüdischen Bevölkerung (etwa 550 000) gingen mehr als 100 000 Männer in den Krieg und mindestens 12 000 Soldaten sind gefallen; vgl. Volkow 1994.
11 Ernst Simon (1899–1988) erzählt in seinem gleich nach dem Krieg veröffentlichten Essay ‚Unser Kriegserlebnis', wie die Erfahrung des Antisemitismus in der kaiserlichen Armee ihn von seinem ausgesprochen assimilierten Hintergrund zum Zionismus „Aber nun war die traumhafte Selbsttäuschung auf ihrem Höhepunkt angekommen, und es bedurfte nur noch eines geringen äußerlichen Anstoßes, um all unsere gekünstelte Sicherheit zerbrechen zu lassen. Dieser Anstoß war die Judenzählung … Der Traum von Gemeinsamkeit war dahin, mit einem furchtbaren Schlage tat sich vor uns zum anderen Male die tiefe, nie verschwundene Kluft auf, die nicht durch gemeinsames Leiden und Bluten, nicht durch gemeinsame Sprache und Arbeit, nicht einmal durch unsere gemeinsame Zivilisation und Gesittung überbrückt werden kann"; in: Mendes-Flohr, P. 1997, S. 21.

moralisch verwirrt und orientierungslos zurückgelassen. Die Bevölkerung war nach vier Kriegsjahren mit zunehmender Nahrungsmittelknappheit und Rationierung der notwendigsten Lebensmittel ausgehungert. Besonders bei den Kindern wurden Mangelkrankheiten und Unterernährung festgestellt. Es gab fast keine Familie, die nicht den Verlust eines oder mehrerer Angehöriger zu betrauern hatte.

Auf der politischen Ebene stand bis in die letzten Kriegstage hinein die Ablösung der Monarchie nicht auf der Tagesordnung der deutschen Politik. Aber noch ehe die militärische Führung den verlorenen Krieg eingestand, hatte die Reichstagsmehrheit den Übergang von der konstitutionellen zur parlamentarischen Monarchie gewollt und vorbereitet. Solange die große Mehrheit des deutschen Volkes an den Sieg geglaubt hatte, erwies sich das Kaiserreich den Belastungen gewachsen. Erst als die Niederlage und damit die ganze Katastrophe sichtbar wurde, „eskalierten die teils latenten, teils offenen Spannungen im politischen und sozialen Gefüge des Kaiserreichs rasch zu einer akuten Systemkrise, die in Staatsumsturz, Revolution und Republikgründung ausmündete“[12].

Am 3. Oktober 1918 hatte der zum Reichskanzler ernannte Prinz Max von Baden sein Kabinett unter Mitwirkung der Parteien der Reichstagsmehrheit gebildet. Fast gleichzeitig wurden die Führer der Fraktionen über die desolate militärische Lage informiert, die einen sofortigen Waffenstillstand erforderte. Noch am gleichen Tag ersuchte die Regierung den amerikanischen Präsidenten Wilson um die Herstellung des Friedens und damit den sofortigen Abschluss eines Waffenstillstandes. Doch Wilson lehnte es ab, mit den militärischen Führern und monarchistischen Autokraten über einen Friedensvertrag zu verhandeln.

Für viele kriegsmüden und tief enttäuschten Deutschen gab es damit nur noch ein Ziel: die Abdankung des Kaisers. Am 28. Oktober 1918 wurde das Reich auch verfassungsrechtlich eine parlamentarische Monarchie. Der Ruf nach Abdankung des Kaisers erschallte immer lauter.

In Wilhelmshaven kam es am 28. Oktober 1918 zur ersten Befehlsverweigerung der Marinesoldaten, die befürchteten, dass die Seekriegsleitung den Engländern eine sinnlose und verantwortungslose Verzweiflungsschlacht liefern wollte. Diese Aufstandsbewegung setzte sich zu den Soldaten fort in

12 Kolb 1998, S. 2.

Kiel und von dort aus griff sie wie ein Steppenbrand um sich. Überall schlossen sich Soldaten, Arbeiter und die Gewerkschaften den Umsturzaktionen an. Am Mittag des 9. November 1918 erreichten die Demonstrationszüge Berlin. Prinz Max von Baden gab die Abdankung des Kaisers bekannt und Philipp Scheidemann proklamierte von einem Balkon des Reichstages aus die Republik. Bereits am nächsten Tag wurde der Rat der Volksbeauftragten gewählt und am 11. November 1918 der Waffenstillstand unterzeichnet. Der Rat der Volksbeauftragten verabschiedete am 29. November das Gesetz zur verfassungsgebenden Nationalversammlung und setzte den Wahltermin auf den 19. Januar 1919 fest. Damit war zwar der Krieg beendet, aber als Bürgerkrieg setzte er sich weiter fort.

Schon mit Beginn der Waffenstillstandsforderung verband sich erneut die Hetze gegen ‚jüdische Drückeberger' mit dem nicht minder bösen Vorwurf, das deutsche Heer sei durch das von den Linken und den Juden ausgestreute Gift der Zersetzung entscheidend geschwächt worden. Das sei der wahre Grund der Niederlage. Mit dieser als ‚Dolchstoßlegende' bekannt gewordenen These versuchten viele der ehemaligen militärischen Führer ihre Niederlage zu entschuldigen.

5.4 Rückkehr aus dem Krieg und Wochen der beruflichen Entscheidung

In dieser von politischen Unruhen geprägten Zeit kehrte Julian Kretschmer am 24. November 1918 nach Emden zurück.[13] Seine Frau hatte mit der Tochter während des Krieges relativ sorglos bei den Eltern gewohnt. Die ersten Wochen nach der Heimkehr verbrachte das Paar in Emden bei den Schwiegereltern. Deren weit reichende Beziehungen und das landwirtschaftlich strukturierte Umfeld von Emden hatten eine ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln ermöglicht. Dr. Kretschmer nutzte diese Zeit, um sich zu erholen. Auch der Kontakt zu seiner Tochter musste sicherlich erst wieder aufgebaut werden.[14] Ruth war bei Rückkehr des Vaters bereits viereinhalb Jahre alt und erkannte ihn zunächst nicht.

---

13 In einem Schreiben an das Staatliche Gesundheitsamt vom 26. Februar 1936 teilte Dr. Kretschmer mit, dass er für seine Teilnahme am Ersten Weltkrieg das Eiserne Kreuz II. Klasse, das Ritterkreuz II. Klasse mit Schwertern des Ordens vom Zähringer Löwen und das Ehrenkreuz für Frontkämpfer erhalten hat.

14 Über einen Heimaturlaub von der Front hat Dr. Kretschmer in seinem Manuskript nichts erwähnt.

Abb. 12: Elsbeth Kretschmer und Tochter (1915/16)

Schließlich galt es, die Erfahrungen des verlorenen Krieges zu verarbeiten sowie Überlegungen über die Zukunft anzustellen. Julian Kretschmer beschreibt diese Situation wie folgt: *„Eine eigentlich positive politische Orientierung kam damals in Unterhaltungen nicht erheblich zum Ausdruck. Man sah nur den Zusammenbruch alles Bestehenden und einen Abgrund vor sich“* (JK 25).

Elsbeth Kretschmer konnte sich nicht vorstellen, nach Kriegsende mit ihrem Mann und der Tochter Ruth nach Berlin zurückzukehren. Entbunden von hausfraulichen Pflichten und finanziellen Sorgen hatte sie sich in den vergangenen Jahren nur um ihre Tochter kümmern müssen so wie es für ein Kind der großbürgerlichen Familie Valk üblich war.

Elsbeth Kretschmer hatte sehr gehofft, ihren Ehemann davon überzeugen zu können, dass eine Zukunft in Emden bessere Aussichten bot als nach Berlin zurückzukehren. Auch die Schwiegereltern Valk versuchten, ihre einzige Tochter und das Enkelkind in Emden zu halten. Für Dr. Kretschmer dagegen

gab es zu Berlin zunächst keine Alternative. Er wollte versuchen, dort wieder anzuknüpfen, wo sein Lebensplan durch den Krieg unterbrochen worden war.

Abb. 13: Ruth (3 Jahre) ist als ‚feine Dame' ausstaffiert worden

Die Jahre bis 1914 waren für Julian Kretschmer in beruflicher Hinsicht entscheidende Jahre gewesen, hoffnungsvolle Jahre, in denen sich seine Vision von einem anerkannten Facharzt und geschätzten Kollegen zu erfüllen schien, und selbst eine wissenschaftliche Karriere keine Utopie mehr war. So hoffte er, wieder in dem Forschungsinstitut von Prof. Albu arbeiten und nebenher seine Facharztpraxis erneut eröffnen zu können. Im Vergleich zu den vielfältigen Karrieremöglichkeiten in Berlin waren die beruflichen Aussichten in einer Hafenstadt wie Emden mit ungefähr 26 000 Einwohnern, einem Krankenhaus und einer kleinen Privatklinik sehr eingeschränkt, und an eine wissenschaftliche Karriere war nicht zu denken.

Nach endlosen zermürbenden Diskussionen fasste Dr. Kretschmer Mitte Dezember 1918 den Entschluss, zunächst allein nach Berlin zurückzukehren, um sich über seine Berufsmöglichkeiten zu orientieren. Erst danach sollte entschieden werden, ob er dem Rat der Angehörigen seiner Frau folgen und sich in Emden als Facharzt niederlassen wollte.

Am 18. Dezember 1918 meldete sich Dr. Kretschmer laut polizeilicher Anmeldung zurück nach Berlin in die Brückenallee 20. Dort waren vor dem Krieg sein letzter Wohnsitz und vermutlich auch der Ort seiner kleinen Praxis gewesen.

Die Brückenallee war eine sehr gute Wohngegend. Allerdings: Die Situation in Berlin ließ sich in keiner Weise mit der in Emden vergleichen. In der Großstadt war die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln völlig unzureichend. *„Hier waren nicht unerhebliche Strassenkämpfe gewesen und noch in der Zeit meiner Anwesenheit waren bei Tag und Nacht immer Gewehrfeuer und Handgranaten- und Minenexplosionen zu hören"* (JK 26). Der Verkehr der Straßenbahnen und Reichsbahnen war zeitweise völlig zusammengebrochen, da viele Bahnhöfe von den Spartakisten besetzt waren. Die

wenigen Autodroschken, die es noch gab, fuhren nur in ‚sicheren Stadtteilen', um nicht von kämpfenden Truppen beschlagnahmt zu werden. Für manche Zugverbindungen mussten, teilweise zu Fuß, entlegene Vorortbahnhöfe erreicht werden.[15]

Dr. Kretschmer besuchte nach seiner Rückkehr zuerst den alten Professor Albu, den er schwer erkrankt antraf, und die Stelle, die er vor dem Krieg in der Klinik inne gehabt hatte, war während des Krieges anderweitig besetzt worden. *„Er hätte mir vielleicht trotzdem meine Stelle wiedergegeben, aber mit ganz unzureichender Bezahlung"* (JK 27). Seine kleine Facharztpraxis hatte Dr. Kretschmer vor dem Krieg aufgeben, auch diese hätte er nun wieder aufnehmen und erneut ausbauen müssen.

Die Revolution in Berlin mit den damit verbundenen täglichen Straßenkämpfen und der nagende Hunger ließen die Bewohner reizbar und verdrießlich werden. Wer sich nicht über Schleichwege mit Lebensmitteln versorgen konnte oder noch über angesammelte Vorräte verfügte, verzweifelte in dieser Nachkriegssituation in der Großstadt. So war der Aufenthalt in Berlin für Dr. Kretschmer von den dort herrschenden Revolutionsunruhen und der Not der Bevölkerung gekennzeichnet. *„Ich glaubte, dass die Aussichten für eine erfolgreiche Laufbahn in Berlin nicht mehr günstig wären und das Risiko, Frau und Kind dem Lebensmittelmangel und den Gefahren Berlins auszusetzen, nicht rechtfertigten"* (JK 27).

In Berlin hatten Elsbeth und Julian Kretschmer nur das erste Jahr ihrer Ehe gemeinsam verbracht. Der Krieg hatte die Familie für mehr als vier Jahre getrennt und erforderte nicht nur eine Umgestaltung des beruflichen Lebensplanes von Dr. Kretschmer, sondern auch die Trennung von dem mit großen Hoffnungen verbundenen *„Eldorado Berlin"*. Er musste sich entscheiden zwischen dem Versuch einer Anknüpfung an seine beruflichen Karriere in der noch völlig am Boden liegenden ‚Medizinerstadt Berlin' und dem Aufbau einer Facharztpraxis in der abgelegenen Provinz Ostfriesland. In Emden würde er von jeglicher Forschungsarbeit und Weiterbildungsmöglichkeit abgeschnitten sein. Auf die Waagschale für Emden konnte er das Zusammenleben mit seiner Familie und die finanzielle Unterstützung durch die Schwie-

15 Dr. Kretschmer hatte sich vorgenommen, zunächst von Berlin aus seinen alten Vater in Breslau zu besuchen. Für die viel befahrene Strecke von Berlin nach Breslau brauchte der Zug fünfzehn Stunden anstatt der üblichen fünf. Er sah seinen Vater bei diesem Besuch zum letzten Mal. Dieser starb im Jahr 1919, die Mutter war, wie schon erwähnt, bereits 1907 verstorben.

gereltern bei der Einrichtung einer Facharztpraxis und Wohnung werfen. Auch die weit reichenden Beziehungen der Familie Valk und das relativ gute Miteinander der jüdischen und christlichen Bevölkerung Emdens versprachen gute Zukunftsperspektiven.

Mit der Entscheidung, nach Emden zu gehen, vollzog sich in der Biographie von Dr. Kretschmer ein entscheidender Bruch. Seine Karriere war zunächst wie geplant verlaufen, dann allerdings durch die freiwillige Teilnahme am Krieg und dessen Folgen unterbrochen worden. Nun erwies sich sein wissenschaftliches ‚Aufstiegsprojekt' als nicht fortsetzungsfähig und verlangte einen Neubeginn.

Der Krieg hatte sich für ihn in besonderer Weise als nachteilig erwiesen. Nicht nur dass er lediglich ein Jahr nach seiner Eheschließung Frau und Kind verlassen musste, auch seine beruflichen Ambitionen wurden zerstört. Ein Wiederanknüpfen an die wissenschaftliche Laufbahn war, mit 37 Jahren, unwahrscheinlich geworden. Seine Stelle war besetzt, ob ein Neuaufbau der Praxis gelingen würde, war nicht absehbar. Insgesamt war Berlin zu dieser Zeit eine Stadt, die weder politisch noch ökonomisch eine sichere Zukunft garantieren konnte. Zudem lastete der ausgesprochene Wunsch seiner Frau und deren Familie, sich in Emden niederzulassen, auf Dr. Kretschmer. Vieles spricht dafür, dass Julian Kretschmer sehr enttäuscht war, dass er seine wissenschaftlichen Interessen nicht fortführen konnte und Berlin verlassen musste. Obwohl die Schwiegereltern ihn bei seiner Niederlassung in Emden unterstützten, lässt sich vorstellen, dass sich bei Dr. Kretschmer Groll oder ein Gefühl der Distanz einstellte und zu dem schon angesprochenen reservierten Verhältnis beitrug.

6 Neuanfang in Emden: Die Jahre 1919–1922

6.1 Umzug nach Emden

Im Januar 1919 kehrte Dr. Kretschmer resigniert nach Emden zurück. Offensichtlich hatten seine Ehefrau und deren Eltern in Emden jedoch schon während seiner Abwesenheit weitgehende Vorbereitungen für die Eröffnung der Praxis und den Umzug nach Emden getroffen.

Einen Tag nach den Wahlen zur ‚Verfassungsgebenden Nationalversammlung', am 19. Januar 1919[1], eröffnete Dr. Kretschmer in Emden seine Praxis für Magen-, Darm-, Blut- und Stoffwechselkrankheiten. Für ihn bedeutete dies einen Neubeginn, der sich als eine sehr wichtige Lebensphase in beruflicher, persönlicher, sozialer und ökonomischer Sicht erweisen sollte. Der Januar des Jahres 1919 stellte somit für Elsbeth und Julian Kretschmer einen entscheidenden Zeitpunkt dar: Sie begannen einen neuen gemeinsamen Lebensabschnitt in der Heimatstadt der Ehefrau.

Fernab von den Berliner Universitätskliniken, Forschungsinstituten und medizinischen Einrichtungen bot die Hafenstadt Emden Dr. Kretschmer eine völlig andere Perspektive und Zukunft. Um es vorwegzunehmen: In den folgenden Jahren vollzog sich der berufliche Aufstieg von einem unbekannten, von vielen Kollegen als Eindringling betrachteten jüdischen Arzt aus dem Osten Deutschlands, zu einem von den Kollegen anerkannten und bei den Patienten beliebten, ja verehrten Facharzt.

Aus ökonomischer Sicht verlief der Neubeginn in Emden trotz der allgemeinen wirtschaftlichen Not ohne Schwierigkeiten, da die Wohnung und die Praxis von den Schwiegereltern finanziert wurden.[2] Damit befand sich Dr. Kretschmer allerdings auch in einer ‚moralischen Abhängigkeit'. Er war

---

1 Das Wahlergebnis legitimierte den Machtanspruch der schwarz-rot-goldenen Kräfte: Sozialdemokratie, Zentrum und linksliberale DDP erhielten zusammen 76 % der Stimmen. Reichsministerpräsident wurde Ph. Scheidemann und Reichspräsident Fr. Ebert. Von den 423 gewählten Abgeordneten waren 41 Frauen (9,6 %). Dieser hohe Anteil von Frauen wurde nie wieder erreicht (vgl. Schulze 1996).

2 Vermutlich haben die wohlhabenden Eltern von Elsbeth Kretschmer dem Ehepaar Kretschmer auch großzügig bei der mit wertvollen Möbeln ausgestatteten Wohnung geholfen.

jetzt auf die Beziehungen der Familie Valk angewiesen – er war ‚der Schwiegersohn der wohlhabenden und bekannten Valks'. Den Kontakt mit seinen Bekannten in Berlin hatte er einschränken müssen, und er musste nun nach neuen sozialen Kontakten außerhalb der Familie suchen, während seine Frau in ihre Kreise zurückgekehrt war. – Auch aufgrund dieser unterschiedlichen Ausgangspositionen kam es häufig zu Konflikten zwischen den Eheleuten.

Die Weimarer Republik gewährte der jüdischen Bevölkerung volle Gleichberechtigung und ergänzte, was in gesetzlicher Hinsicht an den aus dem Kaiserreich übernommenen Bestimmungen noch fehlte. Der damit ermöglichte Zugang von Juden in Beamtenberufe, der Übernahme von politischen Ämtern und Vollprofessuren an den Universitäten sowie die Überzeugung, dass die politischen Parteien einen Antisemitismus nicht dulden würden, ließen viele Juden, auch Dr. Kretschmer, die Augen verschließen vor dem vorhandenen latenten Antisemitismus und der sozialen Ausgrenzung, die auch im Alltag der ‚Weimarer Republik' vielfach sichtbar wurden.

6.2 Wohnung und Praxis Schweckendieckplatz 1

Nur acht Minuten Fußweg entfernt von der elterlichen Wohnung in der Neutorstraße konnte die Familie Kretschmer in dem großzügig gebauten Haus der Emder Verkehrs Aktiengesellschaft (in Emden als EVAG Haus bekannt), im zweiten und dritten Obergeschoss eine herrschaftliche Wohnung beziehen. Im Erdgeschoss lagen die Büroräume der Emder Verkehrsgesellschaft, zu deren Geschäftsführern Dr. Kretschmer in den späteren Jahren eine besonders enge Beziehung entwickeln sollte. In den drei übrigen Stockwerken befanden sich großzügige Wohnungen für privilegierte Mieter. Auch der damalige Oberbürgermeister Dr. Mützelburg lebte mit seiner Familie in diesem Haus.

Läuft man vom Kaufhaus Valk durch den Stadtgarten fünfhundert Meter am Delftufer entlang, erreicht man auf der linken Seite das erste repräsentative große Haus am Schweckendiekplatz und damit die Wohnung und Praxis der Familie Kretschmer. Auf dieser Straße fuhr auch die einzige Straßenbahn in Richtung Außenhafen und Borkumanleger. Die Straßenbahn überquerte nach wenigen hundert Metern die Eisenbahnlinie. Sie war das einzige Verkehrsmittel für die Hafenbewohner und Hafenarbeiter in die Stadt. Die Emder bezeichneten die Straßenbahn in ihrer plattdeutschen Sprache als „de gleunige Düwel" (Der glühende Teufel).

Wie in Breslau trennte die Bahnlinie die Stadt Emden, jedoch mit dem Unterschied, dass hier südlich der Bahnlinie die arme Bevölkerungsschicht wohnte und der neue Stadtteil ‚Port Arthur' entstanden war, dessen Bewohner in den Hafenanlagen, in den Fischereibetrieben, auf den Heringsloggern oder in der Brikettfabrik tätig waren. Viele dieser Menschen hatten sich der Sozialdemokratischen Partei angeschlossen. Andere sympathisierten mit den Kommunisten.

An der rechten Seite des EVAG Hauses befand sich ein Nebeneingang, welcher durch einen schmalen Pfad in Abgrenzung zum Nachbarhaus zu erreichen und der Eingang zur Praxis und Wohnung war. Als Praxisräume dienten Dr. Kretschmer ein Wartezimmer und ein Sprech- bzw. Behandlungszimmer mit Laboratorium für verschiedene Untersuchungen.[3] Die Praxisräume und verschiedene Zimmer im zweiten und dritten Geschoss waren mit einer Haustelefonanlage verbunden.

In dem Wartezimmer saß in den ersten Jahren nach der Praxiseröffnung auf einem etwas erhöhten Sitzplatz am Fenster die junge Frau Kretschmer und beschäftigte sich mit ihren Handarbeiten. Kamen Patienten, so erledigte sie die Anmeldeformalitäten, außerdem nahm sie Telefonanrufe entgegen. Aufgrund des zunächst geringen Patientenaufkommens wurde erst in den späteren Jahren eine Sprechstundenhilfe eingestellt.

Im ersten Stock befanden sich die Wohnräume der Familie Kretschmer, bestehend aus einem großen Wohn-, Herren-, Speise-, Hausmädchen-, Fremden- und Balkonzimmer, der Küche mit einer Müllschluckanlage und Nebenräumen. Das Herrenzimmer wurde auch als Empfangszimmer bezeichnet und war mit einem roten Velboursteppich ausgelegt und eleganten Chippendalemöbeln ausgestattet. Besonders edel wirkten in diesem Raum die Wände mit einer Seidenstoffbespannung. Vom Fremdenzimmer aus betrat man ein großzügiges Balkonzimmer, von welchem sich ein faszinierender Blick auf die Gewässer des Emder Binnenhafens, den Emder Ratsdelft und die Werftanlagen mit den Schiffen bot. Richtete man den Blick stadteinwärts, erblickte man die schönen Bürgerhäuser im Renaissance- und Rokokostil. Man sah den Turm des prächtigen Rathauses, welches nach dem Vorbild des Rathauses von Antwerpen erbaut war (1574–76), mit der Fassade der Hochrenais-

3 Nachdem er sich im Jahre 1932 ein Röntgengerät gekauft hatte, mietete er für die Röntgenuntersuchungen noch zwei Kellerräume an.

sance und die Dächer mit dem Turm der dahinter liegenden Gasthauskirche[4]. Schauten die Bewohner auf das gegenüberliegende Ufer, konnten sie beobachten, wie die Heringslogger anlegten und entladen wurden. In einem Teil des Binnenhafens war die Volksbadeanstalt eingerichtet.

Für Telefongespräche stand ein spezieller kleiner Telefonraum zur Verfügung. In der Wohnung befand sich eine Innentreppe, über die man die Räume im dritten Stock betreten konnte. Dort lagen die beiden Schlafräume der Eltern, die Zimmer der Tochter Ruth und des Kindermädchens sowie ein großzügiges Badezimmer mit wunderschönen Delfter Fliesen. Alle Zimmer wurden schon durch eine zentrale Heizungsanlage erwärmt. Im Jahre 1919 betrug der Mietpreis für alle Räumlichkeiten jährlich 2 660 Reichsmark und für die Praxisräume 1 000 Reichsmark.

Von der Emder Kunst- und Möbeltischlerei Tölge[5] wurde für das Wohnzimmer ein großer Schrank angefertigt, der reich mit Schnitzereien von dem bekannten Emder Holzschnitzer Liebsch verziert war. Auch der große ovale Esszimmertisch mit achtzehn lederbezogenen Stühlen und das Buffet wurden in den gleichen Werkstätten hergestellt. Die Exklusivität der Wohnungseinrichtung wurde unterstrichen durch große Perserteppiche und Brücken.

Als Julian Kretschmer seinen Wohnsitz nach Ostfriesland verlegte, war Emden eine Kleinstadt wie viele in der neuen Republik, hatte aber dennoch durch den Hafen eine besondere Atmosphäre. Schaut der Besucher am Emsdeich über den Dollart, sieht er die Hafenanlagen von Delfzijl und erahnt die nahe niederländische Grenzlinie, die im Wasser verläuft. Die Grenzregion hat dazu geführt, dass ein reger Handel zwischen den Kaufleuten beider Länder herrschte und diese sich gegenseitig häufig besuchten. Auch in der jüdischen Gemeinde gab es einige niederländische Familien, die sich in Emden niedergelassen hatten.

Die vielen Pferdefuhrwerke in der Stadt hatten ihre besonderen Aufgaben. Täglich fuhr der ‚Tüntjewagen' (Fuhrwerk mit einer Tonne) durch die Straßen und sammelte die Fäkalien ein, auch die Müllabfuhr und ‚de Aschkekaar' (Aschewagen) wurden mit Pferdefuhrwerken durchgeführt. Die Firma Borde-

---

4 Die Kirche brannte im Jahr 1938 ab.

5 Der Tischlermeister Tölge wurde 1860 in Neurode, Oberschlesien geboren und war mit seinem Bruder als Wandergeselle nach Emden gekommen. Beide verliebten sich in Emden und ließen sich dort nieder. Den Auftraggeber Dr. Kretschmer und den Meister verbanden die gemeinsame Heimat.

aux in Emden erledigte mit ihren zwölf Pferden alle Möbeltransporte und übernahm die Aufgaben der Bahnspedition. Sie hatte in ihrem Fuhrpark neben den Roll- und Möbelwagen auch Kutschen und Kremsen (Gesellschaftswagen), in denen die wohlhabenden Bürger sich zu Besuchen, Festen und Feierlichkeiten fahren ließen. An den Wochenenden sah man die Kutscher mit Hochzeitspaaren und Gästen zur Kirche fahren und bei besonderen Anlässen oder Umzügen die Kremsen, in denen 14 bis 16 Personen Platz fanden, durch die Stadt ziehen. Bei Beerdigungen wurden je nach Gesellschaftsstand ein- oder zweispännige Gefährte mit schwarzen Pferden angefordert. Die Pferdeställe, der Fuhrpark und der Misthaufen waren mitten in der Stadt hinter dem Hotel Central, und niemand störte sich daran.

Die Stadt Emden war durchzogen von vielen Kanälen und wurde ‚Klein-Venedig' des Nordens genannt. Die vielen Torf- und Dorfschiffer konnten bis in die Innenstadt zum Hotel Central fahren und gegenüber dem Hotel anlegen. Breite Stufen führten zum Wasser hinunter und luden die Torfschiffer ein, ihre Mahlzeiten zu verzehren und Neuigkeiten auszutauschen. Der Ort war somit ein ideales Kommunikationszentrum und Treffpunkt zum Austausch der Nachrichten aus Stadt und Land für Einheimische, für Schiffer und für Fremde. Wenige hundert Meter weiter an der Kanalseite der Straße ‚Zwischen beiden Bleichen' befand sich schon die nächste Anlegestelle für die Dorfschiffer.

6.3 Eröffnung der Praxis

Im Jahre 1919 hatte Emden 26 483 Einwohner[6], von denen ca. 700 der jüdischen Gemeinde angehörten. Zu dieser Zeit praktizierten in Emden elf christliche und die beiden jüdische Ärzte[7] Sternberg und Goldschmidt, *„die, soweit*

---

6 Adreßbuch der Stadt Emden aus dem Jahre 1925. Dr. Kretschmer gibt die Einwohnerzahl mit 30 000 an.

7 Dr. Max Sternberg (1856–1931) hatte seine Praxis in der Großen Brückstraße. Er kam im Jahr 1890 nach Emden, wo er sich bald politisch und kulturell engagierte. So gehörte er u. a. zur Direktion der Naturforschenden Gesellschaft in Emden. *„Er war nicht nur ein besonders in Arbeiterkreisen und bei der älteren Generation der Landwirte und Handwerker sehr beliebter Arzt, sondern auch ein politischer Kämpfer gewesen"* (JK 44). Dr. Sternberg gelang es, für die Partei FFF (Freiland, Freigeld, Freiwirtschaftsbewegung) einen Sitz im Stadtparlament zu erringen.
Dr. Salli Goldschmidt hatte sich etwa 1893 in Emden niedergelassen und praktizierte in der Straße Am Hundepfad. Mehr als vierzig Jahre lang war er ein bekannter und beliebter praktischer Arzt in Emden. Als die antisemitischen Ausschreitung gegen ihn zu heftig wurden, verzog er nach Köln.

sie nicht im Felde gewesen waren, gutbezahlte Stellungen an Hilfslazaretten oder bei Garnisonstruppenteilen in Emden innegehabt hatten, saturiert waren und kein erhebliches Streben nach Erweiterung ihrer Praxis hatten, zumal ihnen das Bestehende gesicherter Besitz zu sein schien, was sich allerdings unter dem Zwange der Nachkriegsverhältnisse änderte" (JK 27).

Darüber hinaus fand Dr. Kretschmer eine lange jüdische Ärztetradition vor, womit er sicherlich auch die Hoffnung verband, dass es ihm genauso gelingen würde, sich eine erfolgreiche Praxis mit jüdischen und nichtjüdischen Patienten in Ostfriesland aufzubauen. Die Spezialisierung der Ärzte auf bestimmte Fachgebiete hatte in den vergangenen Jahren erheblich zugenommen. Wie rasch auch Emden von den Fortschritten der modernen Medizin und der Regelung der Ärzteausbildung profitierte, lässt sich daran ersehen, dass in Emden bereits drei Fachärzte praktizierten. Im Jahre 1894 hatte sich Dr. David J. Boerma als praktischer Arzt niedergelassen, der sich aufgrund seiner Weiterbildung als Spezialarzt für Augen-, Nasen- und Ohrenkrankheiten bezeichnen konnte und der erste Spezialist seiner Sparte in Ostfriesland war. Seit 1898 praktizierte Dr. Bakker als Chirurg und seit 1913 Dr. Hoppe als Frauenarzt.

In den zwanziger Jahren kam eine Reihe von jüngeren Fachärzten hinzu. Durch die sich neu niederlassenden Kollegen wurden die Tätigkeitsbereiche der bisherigen Ärzte erheblich beschränkt. *„Ich war allerdings der erste dieser Neuzuziehenden und wurde von den alteingesessenen Ärzten als unliebsamer Eindringling empfunden, denen vielleicht auch meine zwar durchaus standesgemässen aber bisher ungewohnten Methoden der Bekanntmachung meiner Praxiseröffnung etwas auf die Nerven fielen"* (JK 27). Als Bekanntmachung hatte Dr. Kretschmer am 20. Januar 1919 folgende Anzeige in der Emder Zeitung geschaltet:

Ich habe mich in Emden, Ringstr. 71

als Facharzt für Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten

niedergelassen.

Fernsprecher 792. Sprechstd. 9-10. 3-5.

Dr. Julian Kretschmer.

Vor dem Kriege langjähriger Assistent der Poli- und Privatklinik von Prof. Albu-Berlin.

Mit den „ungewohnten Methoden“ bezieht sich Dr. Kretschmer offensichtlich auf jenen Teil der Anzeige, in dem er bekannt gibt, dass er sich als Facharzt für Magen-, Darm-, und Stoffwechselkrankheiten niederlässt mit der Referenz, bei Prof. Albu in Berlin als Assistenzarzt tätig gewesen zu sein. Es ist nachvollziehbar, dass die Emder Ärzte ihn nicht mit offenen Armen empfingen. Ein Kollege, der eine so lange und qualifizierte Ausbildung in Berlin genossen hatte, aus dem Osten Deutschlands stammte und Jude war, der die einzige Tochter der wohlhabenden Kaufhausfamilie Valk geheiratet hatte und gleich zu Beginn seiner Niederlassung eine noble Wohnung und Praxis in einem der schönsten Häuser Emdens[8] mietete, ‚konnte‘ nicht anders als mit kritischen Augen betrachtet werden. Eine Mischung aus Neid, Skepsis und Konkurrenzangst wird bei seiner Aufnahme sicher eine Rolle gespielt haben.

Das alles wird auch Dr. Kretschmer bewusst gewesen sein, dennoch konnte er es sich nicht versagen, noch einmal – nostalgisch – auf seine Zeit in Berlin zu verweisen. Auf sein ‚El Dorado‘, wobei dieser Begriff wohl den einzigen Ausdruck im Manuskript ausmacht, der starke Gefühle, Hoffnung sowie Zukunft, mit sich führt.

Die Mehrzahl der Emder Kollegen gab Dr. Kretschmer zu verstehen, dass seine *„Anwesenheit in Emden für die ärztliche Versorgung der Bevölkerung überflüssig sei. (...) Sie empfingen mich daher mit wenigen Ausnahmen recht unfreundlich, auch die beiden jüdischen Ärzte“* (JK 28). Nur Dr. Bakker, „ein Chirurg von hohen Graden“ (JK 28), der schräg gegenüber des EVAG Hauses eine chirurgische Privatklinik betrieb, und der Frauenarzt Dr. Hoppe waren dem neuen Kollegen gegenüber aufgeschlossen.

In der Klinik von Dr. Bakker und seinem Nachfolger Dr. Lüken assistierte Dr. Kretschmer in den folgenden Jahren kontinuierlich bei Operationen. Er überwies *seine* Patienten dorthin und vermittelte ihnen in seiner ruhigen, vertrauenserweckenden Art die Sicherheit, dass ein geplanter operativer Eingriff ungefährlicher sei, als eine nicht durchgeführte Operation. Dr. Bakker war ein Arzt, der für alle Neuerungen aufgeschlossen war. Bereits knapp drei Jahre nach der Erfindung der Röntgenstrahlen nahm er 1898 in Ostfriesland den ersten Röntgenapparat in Betrieb – auch im Hinblick auf dieses Thema

8 Das Haus lag an der Ecke Ring- und Schweckendiekstraße.

wird Dr. Kretschmer, der sich ja seinerseits früh mit den ‚Röntgenschenstrahlen' beschäftigt hat, eine Nähe zu Dr. Bakker verspürt haben.[9]

Der zweite Arzt, der ihm freundschaftlich entgegen trat, war Dr. Arend Hoppe, der seine akademischen ‚Lehr- und Wanderjahre' ebenfalls außerhalb Emdens verbrachte. Er hatte seine Assistentenzeit an der Universitätsfrauenklinik in Rostock absolviert. Anschließend war er an der Frauenklinik in Berlin-Charlottenburg tätig gewesen und beendete seine Ausbildung im Jahr 1912 an der Universitätsfrauenklinik in Groningen. Nach dieser guten Fachausbildung ließ er sich 1913 in Emden als Frauenarzt nieder. In der Privatklinik von Dr. Bakker konnte Dr. Hoppe aufgrund einer Vereinbarung seine gynäkologischen Fälle stationär behandeln und schwierige Entbindungen durchführen. Beide Ärzte assistierten einander, hatten ein gutes Verhältnis, waren offen für den neuen Kollegen und froh über die Erweiterung der medizinischen Versorgung durch einen weiteren Facharzt für Emden und das Umland.

Zwischen Dr. Kretschmer und Dr. Hoppe entwickelte sich ein fast freundschaftliches Verhältnis. Dr. Hoppe kandidierte 1924 für die DVP (Deutsche Volkspartei) und wurde zunächst als Bürgervorsteher und im Jahre 1928 als ‚Bürgervorsteher Wortführer' sowie 1929 als Senator gewählt. Er war selbst bei seinen politischen Gegnern aufgrund seiner Toleranz hoch geachtet.[10]

---

9 Zum Zusammenhalt wird weiterhin beigetragen haben, dass beide Ärzte von den Kollegen ausgegrenzt wurden. „*Bakker stand in einem gewissen Gegensatz zu vielen anderen Ärzten, die meistens irgend einmal einen schweren Konflikt mit ihm gehabt hatten und den Verkehr mit ihm ablehnten*" (JK 28).

10 Im Maiumzug 1933 marschierte Dr. Hoppe „beeindruckt und mitgerissen von der mit ungeheurer Vehemenz und Betriebsamkeit inszenierten „nationalen Wende", die sich mit geheiligten vaterländischen Parolen in ungezählten Aufmärschen, Umzügen und Reden bei zackiger Marschmusik manifestierte" (Unveröffentlichte Biographie der Tochter von Dr. Hoppe, Theda Schuh, ‚Dr. med Arend Hoppe 1875-1957, Sein Leben und seine Familie' 1987). Bald erkannte er jedoch, wie vielen Menschen durch die Nationalsozialisten Unrecht geschah und geriet in Opposition gegenüber der NSDAP. Die Konsequenz war, dass Dr. Hoppe aus allen Ehrenämtern ausgeschlossen wurde. „*Hoppe ist übrigens ein aufrechter Gegner des Nationalsocialismus geblieben. ... Im Gegensatz zu manchen seiner früheren Parteifreunde und Angehörigen der Linksparteien, die den Hitlergruß sehr schnell lernten, grüsste er stets ostentativ durch Hutabnehmen. Sein Sohn war als einziger seiner Klasse, oder sogar der ganzen höheren Schule, nicht in der Hitlerjugend. Er wurde allerdings dafür auch von den Nazis verfemt"* (JK 54). Die politische Einstellung und das Verhalten Dr. Hoppes gegenüber der jüdischen Bevölkerung blieben den Nationalsozialisten nicht verborgen mit der Folge, dass gegen ihn gehetzt wurde. Immer mehr seiner Patienten trauten sich aufgrund der massiven Einschüchterung durch die Nationalsozialisten nicht mehr in seine Praxis, so dass er sich im Jahre 1938 gezwungen sah, Emden zu verlassen und in

Im Übrigen konnte Dr. Kretschmer feststellen, dass ein großer Teil der neuen ärztlichen Kollegen konservativer Gesinnung war und daher häufig Konflikte mit der Leitung der Ortskrankenkasse hatte. *„Es schien bei manchen Kollegen eine Abneigung gegen die sozialdemokratische Leitung der Ortskrankenkasse vorzuliegen, die in den Sitzungen des Ärztevereins in mehr oder weniger derber, manchmal sogar „blutrünstiger Weise" zum Ausdruck kam, zum Beispiel wurde immer gern von „Aufhängen" gesprochen"* (JK 28).

Über sein Verhältnis zu seinen Patienten schreibt Dr. Kretschmer nur sehr wenig. Wir fügen daher an dieser Stelle exemplarisch eine kurze Schilderung aus einem Zeitzeugeninterview ein, die die vertrauensvolle Beziehung zwischen Arzt und Patient dokumentiert (für eine Vielzahl weiterer Aussagen vgl. den Anhang I und II).

Die 1921 geborene Anita Schulze, geb. Stroman, erinnert sich an die Jahre, in denen ihre Mutter schwer krank war. Diese hatte bereits mehrere Ärzte konsultiert und Medikamente erhalten, aber die Ursache der schweren Fieberanfälle wurde nicht gefunden.

„Meine Mutter traute sich wegen der Fieberschübe nicht mehr allein aus dem Haus. Obwohl ich noch ein Kind war, musste ich sie immer begleiten. Sie war sehr beunruhigt und ‚aufgelöst', weil kein Arzt ihr helfen konnte. Es wurde ihr dann Dr. Kretschmer empfohlen, und ich musste sie zu ihm bringen. Er war ein gütiger Mann mit liebevollen Augen, sehr zurückhaltend, aber warmherzig und ein sehr guter Arzt. Er untersuchte die Mutter gründlich und schickte die Blutproben an die Malariastation. In Emden gab es einige Jahre in dem Gebäude der Krankenkasse eine Malariastation (eine Außenstation des Tropeninstitutes Hamburg), die von Herrn und Frau Dr. Weyer geleitet wurde. Als wir zum zweiten Mal zu Dr. Kretschmer gingen, kam er voller Freude auf meine Mutter zu und teilte ihr mit, dass er eine schwere Malaria[11] diagnostiziert habe. Meine Mutter war sehr impulsiv. Aus lauter Freude, dass sie nun endlich wusste, was sie hatte, ging sie auf Dr. Kretsch-

---

seiner Heimatstadt Norden neu anzufangen. Bald nach 1945 nahm Dr. Kretschmer aus Palästina wieder den Kontakt zu Dr. Hoppe auf: „Sie sind der erste, an den ich schreibe, aus Gründen, die ich ihnen nicht zu sagen brauche, weil ich glaube, daß Sie keine Komplimente wünschen. ... Menschen wie Sie sind leider in Deutschland dünn gesät" (ebd.).

11 Das Klima in Ostfriesland war geeignet, Malaria-Mücken, die die Seeleute mitbrachten, überleben zu lassen. Im ostfriesischen Plattdeutsch wurde diese Malaria als ‚Drei Tages Kälte' bezeichnet.

mer zu und küsste ihn. Zwei bis drei Jahre war meine Mutter noch bei Dr. Kretschmer in Behandlung, bis die Krankheit besiegt war“.

6.4 Die politische Situation in Emden nach Kriegsende

Dr. Kretschmers beruflicher und persönlicher Neubeginn fiel in eine politisch unruhige Zeit. Die ersten freien Wahlen fanden am 19. Januar 1919 statt. Die Stimmenanteile im Stadtbezirk Emden ergaben folgende Prozentanteile: SPD 35,4 %, USPD 10 %, DDP 32,6 %, DVP 12,4 %, DNVP 6,2 % und Zentrum 3,4 %. Am 27. Januar 1919 wurde der preußische Landtag gewählt und am 23. Februar fanden die Bürgervorsteherwahlen in Emden statt. Die republiktreuen Parteien erhielten zusammen etwa 83,3 %. – Wie in fast allen größeren Städten hatten sich auch in Emden am 8. November 1918 ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet.

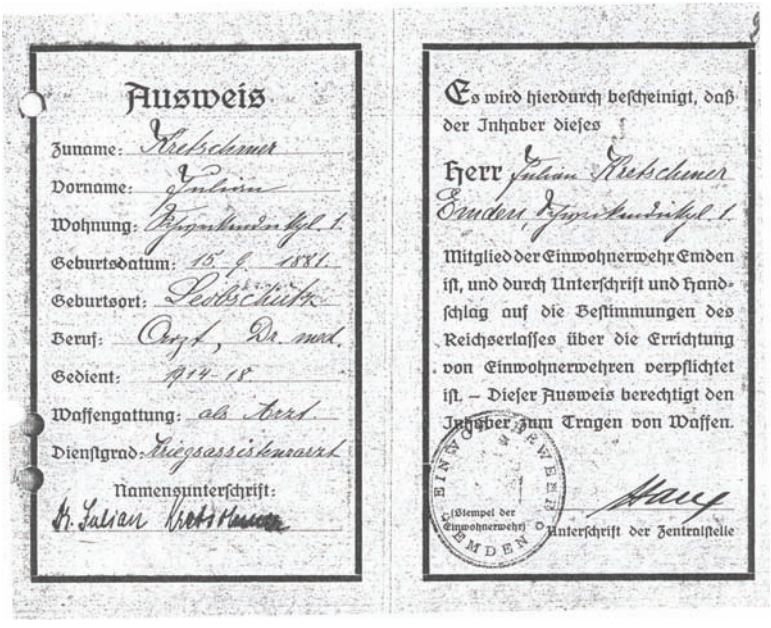
Am Tage der Praxiseröffnung, dem 20. Januar 1919, versammelten sich vor dem Rathaus etwa 600 Arbeiter. Die Teilnehmer demonstrierten gegen die Verhaftung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, befassten sich aber stärker mit lokalen Missständen. Ein Senator sollte entlassen werden, weil er 1916 eine Arbeiterfrau beleidigt, und ein Bürgervorsteher sollte zurücktreten, weil er sich im Kriege an öffentlichen Druckaufträgen bereichert habe. Leitende Angestellte der Nordseewerke wurden beschuldigt, Arbeiter schikaniert, sie in den Krieg geschickt, sich aber selbst vom Kriege ferngehalten zu haben. Solche Pressionen gegen ‚das Bürgertum‘ weckten den Widerstand gegen den Arbeiter- und Soldatenrat, und der Bürgermeister veranlasste das Militär, die Zureise nach Emden zu kontrollieren, und ein ‚Arbeitgeberschutzbund‘ drohte mehrfach mit der Verweigerung jeglicher Arbeitsleistung.

Die Regierung wollte die Übergangsperiode der Arbeiter- und Soldatenräte beenden. Im Zusammenhang mit der Bekämpfung von bewaffneten Spartakus-Aktionen schickte sie am 27. Februar 1919 die ‚Brigade von Roden‘ nach Emden mit dem Auftrag, den Arbeiter- und Soldatenrat aufzulösen. Das Militär wurde von den bürgerlichen Vertretern, dem Bürgermeister und den Arbeitgebern begrüßt. Die Arbeiter dagegen waren der Ansicht, dass die Truppen die Ruhe und Ordnung in der Stadt störten und verlangten einen sofortigen Abzug. Am 28. Februar wurde ein Generalstreik ausgerufen, der am folgenden Tag nach einer Einigung beendet wurde. Der Arbeiter- und Soldatenrat wurde aufgelöst. Die Emder Garnison wählte einen Soldatenrat, der Arbeiterrat blieb vorläufig bestehen und die Gründung einer Einwohner-

wehr wurde vereinbart. Anfang März 1919 verließen die Regierungstruppen die Stadt. In den folgenden Wochen wurden zwar neue Arbeiterräte gewählt, aber die basisdemokratischen Bemühungen blieben ohne Erfolg.

Am 29. April 1919 wurden mit einem Appell in der Emder Zeitung alle waffenfähigen Einwohner der Stadt aufgerufen, sich für die Einwohnerwehr zu melden. Den öffentlichen Aufrufen folgten in Emden auch zahlreiche Juden.

Dr. Kretschmer kommentiert diesen Vorgang wie folgt: *„Bei Kriegsende spielten in Emden – wie wohl überall in Deutschland – die Socialdemokraten eine grosse Rolle.* Daneben *gab es hier eine nicht sehr grosse, aber entschlossene Gruppe von Kommunisten. Zur Abwehr eines etwaigen Putschversuches wurde – wie in vielen Orten Deutschlands – eine freiwillige „Einwohnerwehr" gegründet, die mit Gewehren, Pistolen und anfangs auch mit Maschinengewehren bewaffnet war, Sanitäts- und Nachrichtenformationen hatte und unter dem Befehl eines der vielen entlassenen aktiven Offiziere, Oberstleutnant Friedrich, stand"* (JK 29).


Ausweis
Zuname: Kretschmer
Vorname: Julian
Wohnung: [illegible]
Geburtsdatum: 15. 9. 1881
Geburtsort: Leobschütz
Beruf: Arzt, Dr. med.
Gedient: 1914–18
Waffengattung: als Arzt
Dienstgrad: Kriegsassistenzarzt
Namensunterschrift:
H. Julian Kretschmer

Es wird hierdurch bescheinigt, daß der Inhaber dieses
Herr Julian Kretschmer
Emden, [illegible]
Mitglied der Einwohnerwehr Emden ist, und durch Unterschrift und Handschlag auf die Bestimmungen des Reichserlasses über die Errichtung von Einwohnerwehren verpflichtet ist. – Dieser Ausweis berechtigt den Inhaber zum Tragen von Waffen.
EINWOHNERWEHR EMDEN
(Stempel der Einwohnerwehr)
Unterschrift der Zentralstelle

Abb. 14: Ausweis der Einwohnerwehr Emden

Dr. Kretschmer konnte sich nicht sofort zum Eintritt entschließen. Vermutlich war er der *Meinung*, seine Pflicht für das Vaterland durch seine freiwillige Meldung zum Kriegsdienst erfüllt zu haben. Seine politisch moralischen Überzeugungen haben ihn dann offensichtlich dazu geführt, sich doch der Einwohnerwehr anzuschließen.

Die Einwohnerwehr wurde im Wesentlichen von bürgerlichen Kreisen getragen, von der Arbeiterschaft aber bekämpft.

Die Männer der Einwohnerwehr hatten im Abstand von einigen Wochen je eine Nacht Dienst, der *„in Straßenpatrouillen bestand“* (JK 29). Es kam des Öfteren zu heftigen Straßenkämpfen zwischen rivalisierenden Gruppen. In einer Nacht gelang es den Kommunisten in ein Durchgangslager, das als Empfangsstation für rückkehrende Heeresangehörige eingerichtet war, einzudringen und die schwache Besetzung gefangen zu nehmen. Die Polizei unternahm mit der rasch zusammengerufenen Einwohnerwehr einen Gegenstoß und vertrieb die Kommunisten. Dabei ist es zu einem Schusswechsel gekommen, bei dem ein Mitglied der kommunistischen Gruppe getötet wurde. *„Charakteristisch für die damalige verworrene Lage war die Todesanzeige, die in den bürgerlichen Zeitungen erschien und in der mitgeteilt wurde, dass der Tote ‚im proletarischen Befreiungskampf‘ gefallen war“* (JK 29).

Auch die allgemeine politische Lage und Entwicklung Deutschlands blieb in Emden nicht ohne Wirkung: Am 21. Februar 1919 wurde in München der bayrische Ministerpräsident Kurt Eisner, der sich an der Novemberrevolution beteiligt hatte und einer der Führer des Munitionsarbeiterstreiks gewesen war, auf dem Wege zur Eröffnung des neu gewählten Landtages umgebracht. Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, die an der Spitze des Spartakusbundes standen, waren sechs Tage vorher von Freikorpsoffizieren in Berlin ermordet worden. Die folgenden Monate bis Mai verliefen in der gesamten Republik sehr unruhig. In vielen Gebieten kam es zu massiven Streikaktionen, zur Besetzung von Betrieben, Zeitungshäusern und öffentlichen Gebäuden. Durch den massiven Einsatz von Freikorpsformationen wurde die Revolution von 1918/1919 endgültig beendet und *„nach dem Zustandekommen der verfassungsgebenden Nationalversammlung, der Niederwerfung der kommunistischen Aufstände, vor allem in Berlin, war es der damaligen von Sozialdemokraten, Demokraten und Zentrumsleuten gebildeten Regierung Scheidemann und dem Reichspräsidenten Ebert gelungen, die Ordnung einigermaßen wieder herzustellen“* (JK 30). Dr. Kretschmer kommentiert diese Entwicklung wie folgt. *„Damit war zunächst Furcht und Verzweiflung ge-*

bannt und die angesichts der gemeinsamen Not und Existenzbedrohung verstummt gewesenen politischen Divergenzen innerhalb der nichtkommunistischen Kreise wagten sich wieder hervor" (JK 30).

Besonders in bürgerlichen Kreisen wurde der Regierung übel genommen, dass sie den Friedensvertrag von Versailles[12] unterschrieben hatte. Hier konfrontierte Dr. Kretschmer seine Gesprächspartner mit der Möglichkeit einer militärischen Besetzung Deutschlands oder der Annexion weiterer Gebiete als Folge einer Verweigerung der Unterzeichnung, woraufhin ihm entgegnet wurde. *„Das wäre wohl* richtig, die *Feinde würden aber auch wieder fortgehen. ... Angesichts dieser Naivität und diesem Mangel an klarem* Vorstellungsvermögen *war ich allerdings entwaffnet. ... So fand auch der Kapp-Putsch[13] im Jahre 1920 auch im Prinzip weitgehende Billigung"* (JK 30).

Auch in diesem Zusammenhang bemerkt Dr. Kretschmer, dass er die Entscheidungen der neuen Regierung für richtig hält.

6.5 Die ‚Naturforschende Gesellschaft' und der ‚Klub zum guten Endzweck'

Der Chirurg Dr. Bakker, der den neuen Kollegen Kretschmer rasch schätzen gelernt hatte, führte diesen bereits im ersten Jahr seiner Emder Tätigkeit in die 1814 gegründete ‚Naturforschende Gesellschaft' ein. Deren Statuten besagen das folgende:

„§ 1 Der Zweck der Gesellschaft ist, die Naturkunde im allgemeinen zu fördern, besonders aber naturwissenschaftliche Kenntnisse in unserer Vaterstadt und Provinz zu verbreiten und nach Kräften auf Erforschung der Naturbeschaffenheit von Ostfriesland hinzuwirken.

§ 2 Zur Erreichung dieses Zweckes vereinigen sich die Mitglieder zu belehrenden Unterhaltungen über naturwissenschaftliche Gegenstände, sowie zu

---

12 Nach harten Auseinandersetzungen erklärte sich die neue Reichsregierung am 22.6.1919 bereit, die Friedensbedingungen anzunehmen mit dem Vorbehalt, dass damit keine Anerkennung der Kriegsschuld ausgesprochen wurde. Der Versailler Vertrag wurde am 28.6.1919 unterzeichnet. (vgl. Kolb 1998).

13 Militante Rechtskreise versuchten am 13.3.1920 im Kapp-Lüttwitz Putsch die Regierungsgewalt an sich zu reißen. Berlin wurde kampflos besetzt, der Reichspräsident und die Reichsregierung flohen nach Stuttgart. Trotz der Bereitschaft zahlreicher Reichswehrkommandeure sich der Putschistenregierung anzuschließen, scheiterte der Putsch am ausgerufenen Generalstreik der Gewerkschaften und der abwartenden Haltung der Ministerialbürokratie (vgl. ebd.).

gemeinschaftlichen Untersuchungen über dieselben. … Da aber ohne Anschauung, Vergleichung und Versuche eine gründliche Erkenntnis der Natur nicht denkbar ist, so wollen sich die Mitglieder bemühen, die zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen erforderlichen, im Gebäude der Gesellschaft aufgestellten ansehnlichen Sammlungen von Naturprodukten und ethnographischen Gegenständen, sowie die physikalischen Apparate und die Bibliothek nach Kräften zu vermehren und zu möglicher Vollständigkeit zu bringen“[14].

Die Mitglieder der Gesellschaft *„setzten sich aus Seekapitänen, Lehrern, Geistlichen, Kaufleuten,* Schiffsreedern *und einigen Ärzten zusammen. Die bei den Sitzungen gehaltenen Vorträge und die angeschlossenen Diskussionen erwiesen manchmal ein respektables Niveau. ... Ich habe 1920–1931 jedes Jahr einen Vortrag aus einem Teilgebiet der Medizin gehalten, und zwar nicht in populär-medizinischer Fassung und mir stets viel Mühe damit gegeben“* (JK 34). Dr. Kretschmer wurde bereits im Jahre 1923[15] zum ‚vortragenden Ehrenmitglied‘ ernannt. Die vortragenden Ehrenmitglieder wurden auf Vorschlag der Direktion von der Gesellschaft gewählt. Diese Mitglieder brauchten keinen Beitrag zu zahlen, sondern hatten dafür zu sorgen, „dass in jedem Wintersemester von Oktober bis März jeweils wöchentlich, wenigstens aber um den 14ten Tag, eine dem Zwecke der Gesellschaft entsprechende Vorlesung gehalten wird“[16]. In dem Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft für 1918 bis 1927 lassen sich folgende von Dr. Kretschmer gehaltenen Vorträge finden: 1921: Ernährungsfragen, 1923: Nahrungsmittelfälschung, 1924: Stoffwechsel und Wachstum und 1927: Das menschliche Blut.

Dr. Bakker versuchte zudem, Dr. Kretschmer zu motivieren, dem so genannten „Klub“ (gemeint ist der ‚Klub zum guten Endzweck‘) beizutreten. Diesem Klub gehörten nur die Mitglieder der gehobenen Gesellschaft an. Er war gegründet worden zur Pflege der Geselligkeit. Die Mitglieder trafen sich zum Kartenspielen, Kegeln und feierten gemeinsame Feste. Weihnachten kamen die Mitglieder zu einem Weihnachtsessen mit anschließendem Weihnachtsball zusammen. Nicht jeder Einwohner der Stadt konnte dem Klub beitreten.

---

14 Statuten der Naturforschenden Gesellschaft in Emden, 1902, S. 3.

15 In seiner Biographie datiert Dr. Kretschmer die Ernennung zum Ehrenmitglied auf 1928, aus den Jahresberichten der Naturforschenden Gesellschaft ergibt sich eindeutig, dass diese schon 1923 erfolgte.

16 Statuten der Naturforschenden Gesellschaft in Emden, 1902, S. 7.

Zu seiner Aufnahme mussten ein oder zwei Bürgen benannt werden, die eine Empfehlung für das neue Mitglied abzugeben hatten. Dr. Kretschmer war überzeugt, dass Dr. Bakker seine Aufnahme erreichen würde, da auch die beiden anderen jüdischen Ärzte und die jüdischen Bankiers Gebrüder Koppel und Philippstein dem Klub angehörten. *„Ich lehnte dies jedoch ab, da ich glaubte, mit Zurückhaltung besser zu fahren“* (JK 34). Später erfuhr Dr. Kretschmer, dass die jüdischen Mitglieder zwar regelmäßig die Kartenspielabende besuchten, *„dabei aber ebenso regelmäßig stets nur unter sich spielten“* (JK 34).

Warum Dr. Kretschmer sich für die ‚Naturforschende Gesellschaft‘ und gegen den ‚Klub‘ entschied, begründete er mit der nun schon bekannten Vorsichtsmaßnahme: der ihm selbst auferlegten *„Zurückhaltung“*. Während er in der ‚Naturforschenden Gesellschaft‘ kollegial oder vor einem interessierten Publikum ein bestimmtes Thema präsentieren und diskutieren konnte, ging es im ‚Klub zum guten Endzweck‘ um Statuspolitik. Wahrscheinlich hat Dr. Kretschmer erkannt, dass er es in dieser elitären Gesellschaft niemals zu einem vollwertigen Mitglied bringen konnte, was sein bisher befolgtes Handlungsmuster erneut sichtbar werden lässt: Das Bemühen, keine Zurückweisung oder Verletzung aufgrund seines Judentums herauszufordern.

6.6 Die Bevölkerung Ostfrieslands

Bei seinen Besuchen vor dem Kriege hatte Dr. Kretschmer erstaunt festgestellt, dass die ostfriesische Bevölkerung *„im Gegensatz zu der der östlichen Provinzen – politisch freiheitlich und fortschrittlich eingestellt war“* (JK 28). Er führte das besonders auf die Persönlichkeit des langjährigen Reichstagsabgeordneten der Deutschen Demokratischen Partei[17] Jan Fegter zurück, *„der selbst ein kleiner Landwirt war und in seiner Erscheinung der typische Vertreter der alten idealistischen deutschen Demokratie. Er war, als ich ihn nach dem Kriege sah, etwa siebzig Jahre alt, aber noch ein stattlicher auf-*

17 Deutsche Demokratische Partei, „gegr. am 20.11.1918, hervorgegangen aus der fortschrittlichen Volkspartei und Teilen der Nationalliberalen Partei. Die in der Tradition eines sozial verpflichteten Liberalismus stehenden Ideen F. Naumanns prägten die Grundlinien des Parteiprogramms. Es bekannte sich zu Republik und Parlamentarismus, Rechtsstaat und Selbstverwaltung, Einheitsschule und Privatwirtschaft mit sozialpolitischen Verbindlichkeiten. Verfassungspolitisch forderte die DDP eine Reichsreform auf unit. Grundlage, außenpolitisch eine Revision der Verträge von Versailles und Saint-Germain-en-Laye (Brockhaus Enzyklopädie 1986ff. Bd. 5, S. 301).

rechter Mann mit langem grauen Vollbart und Haupthaar, der noch recht gut und eindrucksvoll öffentlich zu reden wußte, was man leider von manchen seiner Nachfolger als demokratische Parteiführer nicht sagen konnte" (JK 28).

Am 14. November 1918 hatte Jan Fegter in einer Versammlung zur Gründung eines Emder Bürgervereines energisch an die Verantwortung für den Verlauf des Krieges und die versäumten Friedenschancen appelliert und mit dem Hinweis geendet: „Es wäre ein verhängnisvoller Fehler von einem Teil der *Sozialdemokraten*, wenn er eine Regierung, die nur gegründet ist auf Arbeiter und Soldaten, für existenzfähig hielte."[18]

Dr. Kretschmers Einschätzung, dass die Ostfriesen *„politisch freiheitlich und fortschrittlich"* eingestellt waren, ist nur vor dem Hintergrund seiner ganz anderen Erfahrungen während seiner Urlaubsvertretungen im Osten Deutschlands nachvollziehbar. Die Oberschicht Ostfrieslands hatte im Laufe der Jahrhunderte zwar immer unter dem Motto ‚Eala freya Fresena' (übersetzt: Hoch leben die freien Friesen) für ein freies Ostfriesland und eine eigene Rechtsprechung gekämpft. Diese Bestrebungen hatten jedoch eher geringe Auswirkungen auf die Landbevölkerung, die Dr. Kretschmer mit der der östlichen Provinzen vergleicht.

6.7 Antisemitismus nach dem Krieg

Zu Beginn des Jahres 1919 hatte der Hauptmann a. D. Dr. Leo Löwenstein (1879–1956) in Berlin den ‚Vaterländischen Bund jüdischer Frontsoldaten' gegründet, „der ein Jahr später in Reichsbund jüdischer Frontsoldaten (RjF) umbenannt wurde[19]". Das Ziel des Verbandes bestand in der Abwehr antisemitischer Angriffe. Dr. Kretschmer wurde Mitglied der Ortsgruppe des RjF in Emden.

Die antisemitische Propaganda nahm in der Nachkriegszeit erheblich zu. Obwohl 12 000 jüdische Soldaten für ihr deutsches Vaterland gefallen waren und der Anteil damit dem der jüdischen Bevölkerung entsprach, wurden die Juden als Mitschuldige (als ‚Drückeberger'[20]) an dem verlorenen Krieg gebrandmarkt.

---

18 Claudi 1995, S. 214.
19 Barkai 1997, S. 96
20 Der in Emden lebende Arnold Visser schreibt zu dem Thema ‚Jüdische Drückeberger' in seinen unveröffentlichten Erinnerungen: „Im Voelkischen Beobachter hatte ein Eckehard

Dr. Kretschmer erlebte dies bei seinen Besuchen von politischen Veranstaltungen. *„Bald hörte man auch, zum Beispiel in Wahlversammlungen, die von vielen anscheinend gern gehörte Ansicht, die Juden wären am Kriege ebenso wie an dem unglücklichen Ausgang schuld“* (JK 31). Konsequenterweise sah der ‚Reichsbund jüdischer Frontsoldaten‘ sein Hauptbetätigungsfeld neben der generellen Abwehr antisemitischer Angriffe in der Verteidigung der Ehre der jüdischen Soldaten und einer ‚positiven‘ Abwehr von innen heraus.[21]

Auch auf die Agitation des Borkumer Pastors Münchmeyer geht Dr. Kretschmer in diesem Zusammenhang ein[22], wobei, so Dr. Kretschmer, *„Borkum schon immer als* judenreines *Seebad galt“* (JK 30). Bereits im Jahre 1890 erschien in der Borkumer Zeitung eine Einladung in das Hotel Eltze zu einem Antisemitenclub. Die folgenden Auszüge verdeutlichen explizit den bestehenden Antisemitismus:

„Ein besonderer Vorzug, welchen Borkum von vielen Badeörtern voraus hat, besteht darin, daß es judenrein ist. So oft auch die Kinder Israel versuchten, hier einzudringen, so wurden sie doch stets weggeärgert, zwar nicht von der Borkumer Bevölkerung, sondern von den Kurgästen, welche die „Auserwählten“ nicht unter sich dulden wollten. Und dampften Cohn oder Itzig wutentbrannt wieder ab, dann rief mancher Badegast jubelnd: Fort mit ihm nach Norderney, Borkum ist nun wieder frei!“[23] Und an anderer Stelle heißt es:

„Israeliten ist vom Besuch Borkums dringend abzuraten, da sie sonst gegenwärtig sein müssen, von den zum Teil sehr antisemitischen Besuchern in rücksichtsloser Weise belästigt zu werden.“[24]

Im Jahre 1924 erschien folgende Zeitungsveröffentlichung unter der Überschrift: „Ein jüdischer Vorstoß: Gestern wurden hier 2 Juden erkannt. Man staunt doch über die Frechheit dieser Plattfüßler und brauchen sie sich nicht zu wundern, wenn ihnen Unliebsamkeiten erwachsen. Die Badegäste werden heute, wie wir hören, dem Wirt, der sie vielleicht unwissentlich aufnahm,

---

1 000 Mark geboten, wenn jemand ihm beweisen koenne, dass 3 Soehne einer juedischen Mutter mehr als 3 Wochen in der Front dienten. Wunschgemäß sandten wir 5 Paesse … nach Hannover. Ausserdem lieferten wir die Bescheinigung des Gemeindevorstandes unseres Geburtsdorfes als Beweisstück nach Hannover. Eckehard wurde in Muenchen vom Amtsgericht zur Bezahlung von 1 000,-- Mark verurteilt“.

21 Vgl. Barkai 1997, S. 96ff.

22 Vgl. Bajohr 2003, besonders S. 73ff.

23 B. Huismann, 1890. Die Nordseeinsel Borkum einst und jetzt. In: Antisemitismus auf Borkum, Kurzfassung der unveröffentlichten Dokumentation von Tönjes Akkermann.

24 Die Nordsee-Bäder, Praktischer Reiseführer, 14. Aufl. 1910, in: ebd.

eine Frist von 15 Minuten stellen, in der Zeit haben entweder die beiden Orientalen hinaus zu sein oder sämtliche anderen Gäste ziehen aus und niemand zieht wieder ein. Die Badegäste werden den Namen des Hauses heute bekannt geben.“[25]

Dr. Kretschmer erinnert sich, *„dass sogar ein besonderes Lied existierte, das täglich von der Badekapelle* gespielt *und vom Publikum begeistert mitgesungen wurde, und dessen Refrain lautete:*

> Doch wer da naht mit platten Füssen
> Die Nase krumm, die Haare kraus
> Der darf nicht unseren Strand geniessen,
> Der muss hinaus, der muss hinaus

Das Lied wurde von dem sozialdemokratischen Landrat des Kreises Emden, zu dem Borkum gehörte, Bubert, verboten, was von vielen Besuchern des Bades als eine erhebliche Freiheitsbeschränkung angesehen wurde“ (JK 30).

Dr. Kretschmer war der Meinung, dass sich viele Borkumer die *„Judenreinheit“* nicht erwünschten. Er begründet dies allerdings vorwiegend mit den Geschäftbeziehungen der Hotel- und Geschäftsinhaber aus Borkum, die sich *„von jüdischen Schlachtern und Gemüsehändlern aus Emden beliefern“* (JK 31) ließen, also einer Behauptung, die nur auf den geschäftlichen Austausch abstellt und durchaus nicht mit dem Antisemitismus in Konflikt stehen muss.

Verkörpert wurde dieser Nachkriegsantisemitismus durch den 1920 in der evangelisch-lutherischen Gemeinde eingestellten Pastor Münchmeyer. Seinen Hass auf die Juden und die Weimarer Parteien drückte er in mehreren Schriften aus, die überwiegend im Selbstverlag gedruckt wurden. Trotz zahlreicher *Strafverfahren* gegen ihn stellte er seine Hetzpredigten nicht ein. Der ‚Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens‘ beschloss daher, einen *„Generalangriff gegen die Person Münchmeyers“* (JK 31) zu unternehmen, *„bei dem der Nachweis sexueller Delikte eine nicht unerhebliche Rolle spielte“* (JK 31). Der zuständige Syndikus des Centralvereins, Dr. Julius Charig, versuchte zunächst bei dem Landeskirchenamt in Hannover ein Disziplinarverfahren zu erreichen, was ihm jedoch nicht gelang. Dr. Charig gründete daraufhin in Emden eigens eine Anwaltspraxis und unterstützte die

25 Ebd.

auf Borkum gegen Münchmeyer bestehende Opposition. Im Herbst 1925 ließ Dr. Charig eine von einem Dr. Völklein verfasste Kampfschrift „Der falsche Priester oder der Kannibalenhäuptling der Nordseeinsulaner“ drucken und verteilen. Einen Prozess wegen Beleidigung und übler Nachrede nahm Dr. Charig in Kauf. In dem Strafprozess, der reichsweit als „Münchmeyerprozess“ bekannt wurde, konnte er Münchmeyer so weit belasten, dass dieser seine Tätigkeit als Pastor aufgeben musste und Borkum verließ. Sein politisches Ziel hatte Dr. Charig damit erreicht. Er selbst wurde jedoch zu einer Geldstrafe von 1 000 RM verurteilt. Der antisemitische Propagandist Münchmeyer verschwand zwar von der Insel, wirkte aber weiter und zog von 1930 bis 1945 für die NSDAP als Abgeordneter in den Reichstag ein.[26]

Dr. Kretschmer nimmt zu den Vorgängen wie folgt Stellung. *„Der Generalangriff als solcher, sowie seine Methoden, wurden übrigens von vielen Juden* nicht *gebilligt, die mit Recht sagten, dieser Borkumer Spuk wäre eigentlich für die jüdische Existenz unerheblich“* (JK 31). Dass er sich dieser Meinung anschloss und sogar über sie ‚hinaus ging‘, macht seine sich unmittelbar anschließende Bemerkung deutlich, die erneut ein Licht auf seine passiv-resignative Haltung wirft. *„Übrigens konnten die Juden auf dieses Seebad leicht verzichten, da zum Beispiel das benachbarte Norderney ausreichenden Ersatz bot“* (JK 31).

Auch in anderen Gegenden Deutschlands stieß Dr. Kretschmer unmittelbar nach Ende des Krieges auf Antisemitismus. Ähnlich wie von Borkum war von manchen Erholungs- und Kurorten, Pensionen und Hotels schon zu diesem Zeitpunkt bekannt, dass Juden nicht erwünscht seien.

„Im Mai 1920 *fuhr ich mit Frau und Kind in den Harz nach Schierke zur Erholung“* (JK 31).

Familie Kretschmer mietete sich dort in einer Pension ein, mit deren Inhabern und Gästen sie freundschaftlich verkehrten. Breslauer Verwandte schrieben den Kretschmers als Reaktion auf einen Kartengruß aus Schierke entsetzt, dass in dieser Pension Juden unerwünscht seien. Der Inhaber bestätigte Dr. Kretschmer dies.[27] *„Sie hätten wohl gewußt, dass ich Jude wäre, aber*

---

26 Vgl. Tielke 1993.

27 Bajohr (2003) führt im Anschluss an die Zeitschrift des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens ‚Im deutschen Reich‘ vom Juli/August 1914 an, dass in Schierke die Häuser ‚Tannenheim‘, ‚Waldesruh‘ und ‚Wedel‘ als antisemetisch einzustufen waren; vgl. S. 181.

das spielte keine Rolle, ich sollte ruhig dableiben" (JK 31). Die Familie Kretschmer entschied, trotzdem in eine andere Pension zu ziehen.

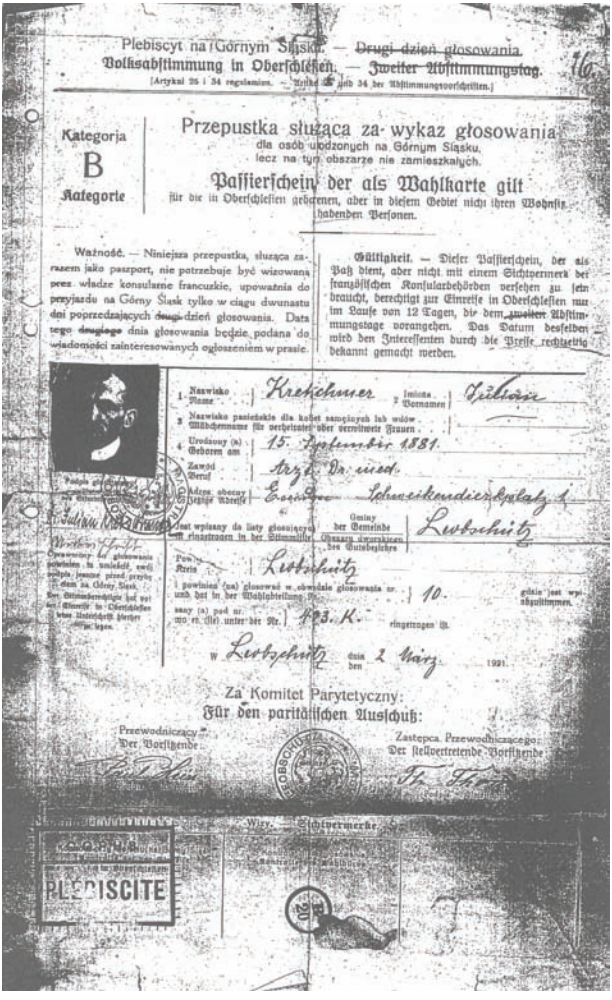
6.8 Die ‚Bezirksgruppe heimattreuer Oberschlesier' in Emden

Im Januar 1921 einigte sich eine Interalliierte Konferenz auf die Zahlung einer deutschen Gesamtschuld in Höhe von 226 Milliarden Goldmark. Die Reichsregierung wurde ultimativ aufgefordert, binnen vier Tagen die Beschlüsse anzunehmen oder befriedigende Gegenvorschläge einzureichen. Da dies nicht erfolgte, besetzten französische Truppen Düsseldorf, Duisburg und andere Ruhrorte. Die Reparationskommission setzte im April die Schuld auf 132 Milliarden Goldmark herab, stellte den so genannten „Londoner Zahlungsplan" auf und drohte bei Nichtannahme mit der sofortigen Besetzung des Ruhrgebietes. Der Reichstag sprach sich für die Annahme des Ultimatums aus. Polen dagegen hatte sich mit seiner Forderung der Annexion Oberschlesiens nicht durchsetzen können.[28] Die Siegermächte einigten sich vielmehr auf eine Volksabstimmung über den Verbleib des Gebiets bei Deutschland oder Polen. In der Zeit des so genannten „Abstimmungskampfes"[29] stellte sich die Mehrzahl der jüdischen Bürger Oberschlesiens eindeutig auf die deutsche Seite und entfaltete eigene Initiativen zur Mobilisierung der Bevölkerung. Die politischen und konfessionellen Gegensätze (Kulturkampf, Sprachenstreit und Zurücksetzung der katholischen Bevölkerung im Staatsdienst) ließen eine Option für Polen nicht undenkbar erscheinen. Oberschlesische Juden waren an führender Stelle in den so genannten ‚Deutschen Ausschüssen' tätig, die in einzelnen Ortschaften die Propaganda übernahmen. Stimmberechtigt waren nicht nur die Bewohner des Abstimmungsgebietes, sondern auch alle dort Geborenen, die über zwanzig Jahre alt waren. Dafür mussten diese im gesamten Reich erfasst werden und zur Wahl an ihren Geburtsort reisen. Die Rückkehr musste in dem derzeitigen Wohnort sowie in ihrem Geburtsort gemeldet und genehmigt werden.

Im ganzen Reich entstanden ‚Bezirksgruppen heimattreuer Schlesier', welche die Vorbereitungen für die Abstimmung übernahmen und die Reisen organisierten.

---

28 Vgl. Kolb 1998.
29 Vgl. Maser/Weiser 1992.


Plebiscyt na Górnym Śląsku. — ~~Drugi dzień głosowania.~~
Volksabstimmung in Oberschlesien. — Zweiter Abstimmungstag.
[Artykuł 25 i 34 regulaminu. — Artikel 25 und 34 der Abstimmungsvorschriften.]

Kategorja B Kategorie

Przepustka służąca za wykaz głosowania dla osób urodzonych na Górnym Śląsku, lecz na tym obszarze nie zamieszkałych.

Passierschein der als Wahlkarte gilt für die in Oberschlesien geborenen, aber in diesem Gebiet nicht ihren Wohnsitz habenden Personen.

Ważność. — Niniejsza przepustka, służąca zarazem jako paszport, nie potrzebuje być wizowana przez władze konsularne francuzkie, upoważnia do przyjazdu na Górny Śląsk tylko w ciągu dwunastu dni poprzedzających ~~drugi~~ dzień głosowania. Data tego ~~drugiego~~ dnia głosowania będzie podana do wiadomości zainteresowanych ogłoszeniem w prasie.

Gültigkeit. — Dieser Passierschein, der als Paß dient, aber nicht mit einem Sichtvermerk der französischen Konsularbehörden versehen zu sein braucht, berechtigt zur Einreise in Oberschlesien nur im Laufe von 12 Tagen, die dem ~~zweiten~~ Abstimmungstage vorangehen. Das Datum desselben wird den Interessenten durch die Presse rechtzeitig bekannt gemacht werden.

1 Nazwisko / Name: Kretschmer — Imiona / Vornamen: Willibald
2 Nazwisko panieńskie dla kobiet zamężnych lub wdów / Mädchenname für verheiratete oder verwitwete Frauen:
4 Urodzony (a) / Geboren am: 15. September 1881.
Zawód / Beruf: Arzt, Dr. med.
Adres obecny / Jetzige Adresse: Emden, Schwerikendiecksplatz 1
Jest wpisany do listy głosujących w / Eingetragen in der Stimmliste: Gminy / der Gemeinde / Obszaru dworskiego / des Gutsbezirks: Leobschütz
Powiat / Kreis: Leobschütz
i powinien (na) głosować w obwodzie głosowania nr. / und hat in der Wahlabteilung Nr.: 10.
gdzie jest wpisany (a) pod nr. / wo er (sie) unter der Nr.: 103. K. eingetragen ist.
w Leobschütz dnia / den 2 März 1921.

Za Komitet Parytetyczny:
Für den paritätischen Ausschuß:
Przewodniczący / Der Vorsitzende: [illegible]
Zastępca Przewodniczącego / Der stellvertretende Vorsitzende: [illegible]

Wlep. — Schlußmerke.

PLEBISCITE

Abb. 15: Dr. Kretschmers Passierschein zur Wahlabstimmung in Oberschlesien

Auch in Emden wurde eine Gruppe gegründet, deren erster Vorsitzender der Taubstummenlehrer Gundram und deren zweiter Vorsitzender Dr. Kretschmer wurde. An den intensiven Vorbereitungen in Emden beteiligte sich eine Reihe von Personen, so dass die Gruppe bald etwa 100 Mitglieder zählte. Damit bei den Mitgliedern das Interesse an Oberschlesien erhalten blieb und

man sich bei der Abstimmung auf sie verlassen konnte, wurden nicht nur politische Vorträge gehalten, sondern auch gesellige Veranstaltungen angeboten. Für die Reise nach Oberschlesien zur Abstimmung wurden Sonderzüge zur Verfügung gestellt. Dr. Kretschmer und die anderen Mitglieder des Vereines fuhren mit einem langen und stark besetzten Sonderzug von Bremen ab. Dr. Kretschmer fungierte gleichzeitig als ärztlicher Begleiter des Transports. Unter den Reisenden herrschte eine freudige, siegessichere Stimmung. Sie wurden auf den Bahnhöfen mit Begeisterung begrüßt. Für die zahlreichen mitfahrenden gläubigen Juden war eine rituelle Verpflegung organisiert worden.

Zur Abstimmung am 20. März 1921 kamen 180 000 Oberschlesier in ihre Geburtsorte zurück, darunter auch viele Juden. Für den Verbleib bei Deutschland stimmten 59,6 % und für den Anschluss an Polen 40,4 %. Daraufhin entfesselten die Polen Aufstände und es kam zu Kämpfen um Oberschlesien. Die Völkerbundkommission beschloss im Oktober 1921 die Teilung und ihre Modalitäten. Das ostoberschlesische Industriegebiet fiel fast ganz an Polen, der vom Umfang her größere, aber ökonomisch ‚weniger wertvolle' Teil Oberschlesiens an Deutschland. Die jeweiligen nationalen Minderheiten wurden unter den besonderen Schutz der Genfer Konvention gestellt. Trotz des starken jüdischen Engagements während der Abstimmungszeit wurde auch hier den Juden wiederum vorgeworfen, dass einige sich der Abstimmung enthalten hätten. Der latente Antisemitismus brach in dieser Situation wieder auf und belastete das deutsch-jüdische Verhältnis erneut.

Das Bemühen um die Gründung der Emder Heimatgruppe, die inhaltliche Vorbereitung der Versammlungen und das Organisieren der Fahrt nach Oberschlesien zeigen, wie ernst für Dr. Kretschmer die Erfüllung vaterländischer Pflichten war und welchen Zeitaufwand er dafür investierte. In Emden wurde der Jahrestag der Abstimmung 1922 noch einmal mit einer musikalischen Veranstaltung gefeiert, bevor sich in den folgenden Jahren die Bezirksgruppe heimattreuer Schlesier in Emden auflöste.

7 Emden: Die Jahre 1923–1930

7.1 Politische Ereignisse und Krisen

„In den Jahren nach der Abstimmung, also 1922/1923, stieg die Verwirrung in Deutschland mit ihren bekannten Begleiterscheinungen, teilweise wohl im Zusammenhang mit der immer mehr *steigenden Inflation wieder an und führte zu der Ermordung Rathenaus 1922 und dem Hitlerputsch 1923, nachdem vorher schon Erzberger ermordet worden war“* (JK 33).[1]

Die Kürze, mit der Julian Kretschmer diese Ereignisse streift (z. B. im Gegensatz zu den sehr ausführlichen Erzählungen über die Abstimmung in Oberschlesien) zeigt, dass die innenpolitischen Ereignisse, Krisen sowie die Inflation seine persönliche Existenz wenig betrafen. Allerdings schätzt Dr. Kretschmer das Verhältnis zwischen ‚Deutschen‘ und ‚Juden‘ in diesem Zeitraum insgesamt eher optimistisch ein. *„Nach dem misslungenen Hitlerputsch 1923 war der Antisemitismus weitgehend von der Oberfläche verschwunden…“* (JK 34)[2]. Allerdings führt er den Satz in der für ihn charakteristischen Weise fort, *„…und bestand äusserlich nur in einer gewissen, übrigens für den verständigen Juden leicht zu ertragenden gesellschaftlichen Distanzierung“* (JK 34).

Die Inflation und damit die finanzielle Not vieler Bürger und Bürgerinnen scheint Dr. Kretschmer nicht stark betroffen zu haben. Im Gegensatz dazu berichtet beispielsweise sein Kollege Dr. Albert Dreyfuß, der in einer Kleinstadt in Bayern praktizierte, in seinem eingesandten Manuskript sehr eindrucksvoll von der Inflation:

---

1 Walter Rathenau (1867–1922), Industrieller und Politiker. 1921 Reichsminister für Wiederaufbau, 1922 Reichsaußenminister; von Rechtsradikalen ermordet.

2 Am 9. November 1923 drang Hitler mit bewaffneten SA Posten in den Münchner Bürgerbräukeller ein und nötigte Karr, Lossow und Seisser die Zustimmung zur Proklamierung einer provisorischen Reichsregierung ab. Diese widerriefen nach Erlangung ihrer Handlungsfreiheit im Laufe der Nacht ihre Zustimmung. Der Putsch wurde niedergeworfen. Die Gegner formierten ihre Anhänger zu einem Marsch durch München und wurden bei der Feldherrnhalle aufgehalten und beschossen. Damit war der Putschversuch gescheitert (vgl. Kolb 1998).

„Da trat ein neues und schlimmes Gespenst auf den Plan; und dieses Gespenst wuchs 1922/1923 ins Ungemessene; es war die Inflation. Die ersparten Vermögen schmolzen dahin, jahrelange *schwerste Arbeit, geistige und körperliche, war umsonst gewesen, das solide Fundament der Familien kam ins Wanken. Das deutsche Volk wiederum in grosser Erregung, zum Teil in grosser Verzweiflung. Die Möglichkeit, rasch grosse immobile Werte einzutauschen, war nur ganz Vereinzelten offen. Das Volk in seiner Masse verlor wieder alles und verarmte. Wir Akademiker aber waren froh, wenn wir nur das Leben unserer Familien fristen konnten. In dieser schweren Zeit standen mir treue und dankbare Patienten hilfreich zur Seite. Aus den Kreisen der Exporteure, die ja stabile Devisen bekamen, fiel einiges Wenige für mich ab. Wir Ärzte waren besonders schlecht daran: bis wir für unsere ärztlichen Hilfeleistungen das schwer verdiente Honorar endlich bekamen, war der Kaufwert desselben durch die rapid gesteigerte Entwertung oft ganz illusorisch geworden. Als Groteske führe ich an: als ich im Jahre 1923 für die Behandlung von ca. 500 Patienten von Krankenkassen mein Honorar bekam, konnte ich mir dafür gerade noch zwei Laib Brot kaufen. Die Arbeitermassen, die wöchentlich ihren Lohn bekamen, konnten ihn wenigstens sofort immer wieder in Ware umsetzen, soweit diese vorhanden waren. Lebensmittel gab es zur Genüge damals. Endlich, endlich kam die Stabilisierung der Mark. Jetzt erst zeigte sich die allgemeine große Verarmung des Volkes deutlich und so natürlich auch die Meine. Eine Billion Papiermark wurde zu einer Goldmark!!“* (AD S. 4).

7.2 Ärztliche Tätigkeit in Emden

„Als die Nachricht von dem Hitlerputsch in München und seinem Zusammenbruch in Emden bekannt wurde, fand am Abend zufällig eine Sitzung des Ärztevereines statt an der ich teilnahm. Einer der Anwesenden, ...Dr. D.[3]*, sprach sein Bedauern über das Misslingen aus, während die anderen Anwesenden sich vielleicht mit Rücksicht auf mich still verhielten.*

Wenn es auch in diesen Jahren in Emden nie zu Gewalttätigkeiten oder Boykott gegen Juden kam, so empfand ich doch eine gewisse Distanzierung. Ich glaubte pflichtgemäß bei allen Emder Ärzten Besuche machen zu müssen, empfing jedoch nur von einer kleinen Zahl Gegenbesuche, und fand keinerlei gesellschaftliches Entgegenkommen. Während die anderen Fachärzte, die

3 Gemeint ist der Frauenarzt Dr. Dilg.

sich bald nach mir einstellten, von Anfang an Förderung von seiten der bisher ansässigen Kollegen erfuhren, verhielt man sich zu mir zunächst vollkommen ablehnend, und in Sitzungen des Ärztevereins wurden versteckte Anspielungen geäussert, aus denen ich ersehen konnte, dass man in meiner Praxis herumspionierte, um irgendeinen Anhaltspunkt zu offenen Angriffen gegen mich zu finden. Man schien jedoch nichts Verwertbares gegen mich gefunden zu haben und betraute mich sogar bald mit Ehrenposten in der Leitung des Ärztevereines, besonders im Finanz- und Rechnungswesen" (JK 33).

Diese Tätigkeit im Finanz- und Rechnungswesen setzte ein besonders hohes Maß an Vertrauenswürdigkeit *voraus*, da die Einnahmen der übrigen Kollegen abzurechnen waren.

„Als auch meine Praxis und die mir vom Publikum gezollte Achtung ständig zunahm, konnten auch die Kollegen nicht umhin, mir Kranke zu überweisen und taten dies in steigendem Masse bis zu der später zu besprechenden Wendung. Auch gesellschaftlich wurde ich nun etwas herangezogen, beschränkte mich jedoch vorsichtig auf das Notwendigste im Verkehr" (JK 33).

Die Formulierungen von Dr. Kretschmer verdeutlichen, mit welcher Aufmerksamkeit und Verletzlichkeit er Aussagen und Geschehnisse reflektiert und auf sein ‚Jüdischsein' bezieht. Seine Reaktionen waren widersprüchlich: Obwohl er den *Kollegen* unterstellte, in seiner Praxis spioniert zu haben, teilt er unmittelbar anschließend mit, dass er mit einem Ehrenposten im Ärzteverein betraut wurde. Seine berufliche Stellung war ihm offensichtlich wichtiger, als die erfahrene Demütigung durch die Spionage. Und obwohl er wusste, dass die Kollegen ihn angreifen wollten, nahm er die Ehrenposten im Ärzteverein an. Anders verhielt er sich im Bereich außerhalb der Praxis. Die nicht erfolgten Gegenbesuche bewirkten seinen ‚Rückzug' oder eine vorsichtige Beschränkung *„auf das Notwendigste"*, was immer dies genau bedeuten mag.

Aus den Interviews mit Zeitzeugen (vgl. den Anhang) geht hervor, dass Dr. Kretschmer die nicht erfolgten Gegenbesuche als Missachtung seiner Person und seiner Familie empfand und als ein deutliches Signal dafür, dass man nicht mit Juden ‚verkehrte'. Mit seinen Besuchen hatte er gewagt, unsichtbare Mauern zu überschreiten. Die Folge waren schmerzhafte Erinnerungen an erfahrene Ausgrenzungen. Seine ihm selbst auferlegte Beschrän-

kung zeigt seine Verletzung und liefert die Bestätigung, dass er die ‚herrschende Meinung' verstanden hatte.[4]

Somit waren seine sozialen Kontakte noch geringer geworden und beschränkten sich fast ausschließlich auf die Familie Valk. Mit der jüdischen Gemeinde in Emden verband ihn nur die Zugehörigkeit zum Judentum. Es bleibt darüber hinaus zu fragen, ‚was' denn ein *„verständiger Jude"* verstehen soll: dass Juden keine vollwertigen Mitglieder der Gesellschaft sind, dass ihnen bestimmte negative Eigenschaften zugeschrieben werden, dass es keine vollkommene soziale Integration der Juden in Deutschland geben konnte oder „dass jedes Volk, insbesondere auch das deutsche Volk, nur eine gewisse Anzahl von Juden vertragen kann"? – wie es ein anderer Teilnehmer am Wissenschaftlichen Preisausschreiben, Friedrich Solon, formulierte (FS 68).

7.3 Mitglied im ADAC, im Schulelternrat, im Emder Turnverein sowie Betrachtungen über die ‚Honoratioren' der Stadt

Im Jahre 1925 wurde Dr. Kretschmer stolzer Besitzer eines Autos, wie verschiedene Fotos belegen.

Der ADAC (Allgemeiner Deutscher Automobilclub), damals noch ein exklusiver Verein, forderte Dr. Kretschmer zum Eintritt auf. Da dies mit vielen Vorteilen verbunden war, kam er der Bitte gerne nach, besuchte aber nicht die für ihn langweiligen Sitzungen. Es liegt eine gewisse Tragik darin, dass Dr. Kretschmer ein einziges Mal ‚offiziell' von außen aufgefordert wurde, einem Club beizutreten, und dann einem Verein, den er im Grunde genommen wenig attraktiv fand.

Einerseits benötigte er als Arzt sein Auto für seine Patientenbesuche, die sich bis nach Aurich, Leer und Lütetsburg bei Norden ausweiteten. So behandelte er in Lütetsburg die Gräfin *Bismarck* und deren Sohn. Der Kontakt zu der gräflichen Familie war für Dr. Kretschmer besonders ehrenvoll und ein Beweis seiner Tüchtigkeit.

---

4 Der Ökonom (Werner Sombart 1869–1941) hatte in einer Broschüre (‚Die Zukunft der Juden' aus dem Jahre 1912) diese Haltung vorweggenommen. „Man müsse den Juden zwar die völlige Gleichberechtigung geben, sie aber sollten den Takt haben, von dieser Gleichberechtigung keinen vollen Gebrauch zu machen".

Abb. 16: Dr. Kretschmer am Lenkrad seines Autos

Abb. 17: Dr. Kretschmer an seinem Auto

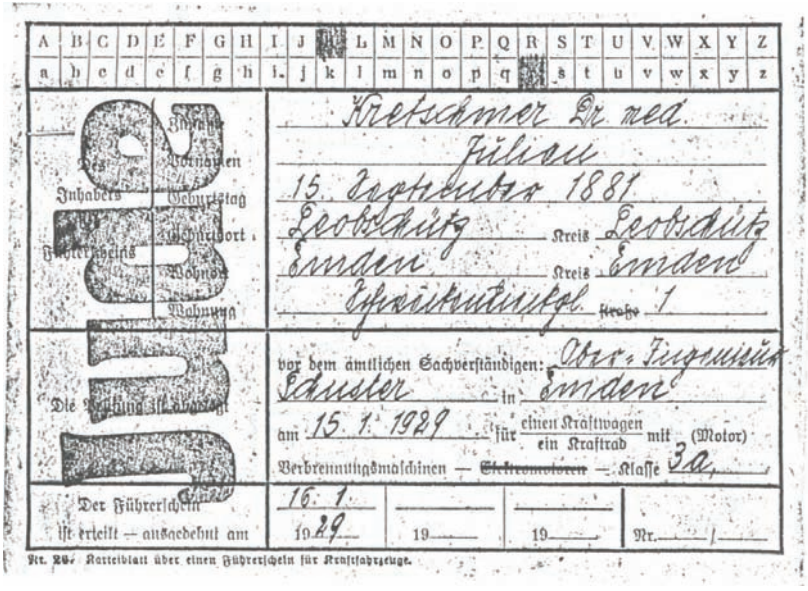


Abb. 18: Der am 15.1.1929 ausgestellte Führerschein[5]

Andererseits hat Dr. Kretschmer mit seiner Familie auch viele Ausflugsfahrten in die Küstenorte Ostfrieslands bis nach Wilhelmshaven unternommen. Auf vielen Aufnahmen in den verschiedenen erhaltenen Fotoalben ist zu sehen, dass die Familie häufig mit dem PKW auf Urlaubsreisen innerhalb Deutschlands unterwegs war.

* * *

„Eine … Gelegenheit, den Abstand zwischen den verschiedenen Bevölkerungskreisen kennen zu lernen, bot mir meine Teilnahme in den Elternbeiräten“ (JK 35).

Die Tochter Ruth besuchte von 1920 bis 1925 die jüdische Volksschule in Emden. Dr. Kretschmer wurde in den Elternbeirat der jüdischen Volksschule und in den Gesamtelternbeirat sämtlicher Volksschulen gewählt. In den Sitzungen des Gesamtelternbeirates war klar zu erkennen, dass es zwei sich

5 Auf den linken Rand wurde später in großen Buchstaben das Wort „Jude“ gestempelt.

„scharf befehdende Gruppen“ (JK 35) gab. Die sozialistische Gruppe, die von dem „roten Studienrat“ Jung angeführt wurde, und die bürgerliche Gruppe. Dr. Kretschmer und ein weiteres jüdisches Mitglied verhielten sich „neutral und ziemlich abwartend“ (JK 35).

Von 1925 bis 1932 absolvierte Ruth das städtische ‚Oberlyceum‘, die Kaiserin Augusta Viktoria-Schule – „eine höhere Lehranstalt für Mädchen“ (JK 35). Auch dort wurde Ruths Vater wieder in den Elternbeirat gewählt, wie sich aus dem Jahresbericht über das Schuljahr 1925/26 ergibt. Die Gesamtzahl der Schülerinnen belief sich am 1. Februar 1926 auf 352, davon waren 15 jüdisch. Im Elternrat des ‚Oberlyceums‘ waren die „rechtsorientierten Honoratioren“ (JK 35) ziemlich unter sich. Dr. Kretschmer als Jude und Studienrat Jung als Sozialist waren die Außenseiter.

Ruth Kretschmer war die einzige jüdische Schülerin in ihrer Klasse. „Ihr Verkehr beschränkte sich auf die Tochter eines sozialdemokratischen Arbeiters, sowie eines Friseurs“ (JK 36). Die Lehrerin Borkenhagen, mit der Dr. Kretschmer über die Leistungen seiner Tochter und deren Stellung zu den Mitschülerinnen sprach, lobte Ruths bescheidenes Verhalten und hielt es für die „selbstverständlichste Sache der Welt“ (JK 36), dass Ruth nur zu zwei Mädchen Kontakte hatte. Offensichtlich sorgte sich der Vater um das distanzierte Verhältnis seiner Tochter zu den Klassenkameradinnen, obwohl an deren „Verhalten … manches zu bemängeln war“ (JK 36).

* * *

Die „Honoratioren“, also jene ‚Bürger‘, die vor allem in kleinen Städten aufgrund ihres sozialen Status besonderes Ansehen genießen‘, finden in dem Manuskript auffällig oft Erwähnung. Dr. Kretschmer ist sich nicht schlüssig, wie er sich ihnen gegenüber verhalten soll. Vom Status her gehört er in einer Stadt wie Emden sicherlich zu ihnen, als Jude ist er jedoch eher ausgeschlossen.

In seinem Bericht über den ‚Verein heimattreuer Oberschlesier‘ in Emden schreibt Dr. Kretschmer, dass er den Musikdirektor Müller, der einen Orchesterverein dirigierte, bat, bei einer Veranstaltung ein Konzert als Einleitung zu spielen. Dieser lehnte ab. „Wie ich später erfuhr, erschien ihm und seinem aus Honoratiorenfamilien der Stadt sich zusammensetzenden Orchester, das vorwiegend aus kleinen Beamten, Handwerkern und Arbeitern bestehende Publikum nicht musikverständig genug, um die Darbietungen richtig zu würdigen“ (JK 32).

„Ähnlich war die Einstellung der Honoratioren, der wirklichen und derjenigen, die sich nur selber dazu rechneten, zu einer etwa 1924–25 gegründeten Theatergemeinschaft, deren Leitung von Sozialdemokraten massgeblich beeinflusst war. Es handelte sich dabei um eine Art freie Volksbühne, die für billiges Eintrittsgeld oft überraschend gute Vorstellungen klassischer und moderner Dramen brachte“ (JK 35).

Das Publikum bestand vorwiegend aus kleinbürgerlichen Kreisen. Eine Ausnahme bildete lediglich Oberbürgermeister Mützelburg, der sich kaum der Teilnahme an einer gemeinnützigen Angelegenheit entziehen konnte sowie einige wenige demokratische oder sozialdemokratische Akademiker.

* * *

Im Jahre 1927 trat Dr. Kretschmer in den Emder Turnverein (ETV) ein, der der deutschen Turnerschaft angehörte. Die Zentrale des Makkabi[6] hatte Dr. Kretschmer zunächst aufgefordert, einen jüdischen Turnverein in Emden zu gründen. Die jüdischen Turnvereine hatten sich zum Ziel gesetzt, das Bild des ‚kleinen gekrümmten Juden‘ durch gezieltes Training und sportliche Veranstaltungen aus der Öffentlichkeit zu verbannen. Der Vorstand des ETV lehnte die Benutzung der Einrichtungen jedoch mit dem Hinweis ab, dass alle jüdischen Turner in den ETV *„unangefochten eintreten könnten“,* was sich auch bestätigte. Es gab eine Anzahl jüdischer Turner im ETV. *„Der Vorstand des Vereines war … stark demokratisch eingestellt … und der Verein selbst setzte sich unterschiedslos aus Angehörigen aller Volksschichten zusammen, mit Ausnahme der eigentlichen Honoratiorenschicht, die vielleicht nominal Mitglieder waren, von denen zum Turnen aber in 6 Jahren nur einmal einige erschienen“* (JK 35).

In Emden existierte noch ein weiterer Sportverein, der Arbeitersportverein. Ein ehemals aktives Mitglied des Arbeitersportvereines, Frau Müller, erzählt während eines Gesprächs im Jahr 1998, *dass* im ETV in den zwanziger und dreißiger Jahren in der Regel Lehrer, Beamte oder Akademiker Mitglieder wurden, während sich im Arbeitersportverein (dessen Motto lautete: frisch, frei, stark, treu) die Mitglieder aus den unteren Gesellschaftsschichten rekrutierten. Kein Arbeiter wäre je auf den Gedanken gekommen, sich im ETV anzumelden. Frau Müller erinnert sich. „Van Dr. Kretschmer hebb ik wall

6 Makkabi: jüdische Sportvereine, die in vielen Ländern verbreitet sind. 1936 fand die Makkabiade in Bremen statt, an der jüdische Turner aus Emden teilnahmen.

hört. Van hum wur nur good proot. Ik lööf, he was een Armendokter. He hett geen een wegstüürt". (Von Dr. Kretschmer habe ich gehört. Von ihm wurde nur Gutes erzählt. Ich glaube, er war ein Armenarzt. Er hat niemanden fortgeschickt.)

7.4 „Eine Zeit, in der alles drunter und drüber geht"

Dr. Kretschmer listet eine Reihe von Beispielen und Einschätzungen auf, die die politische Unruhe dieser Zeit, vor allem die gegen die Weimarer Republik gerichteten Angriffe, anschaulich machen:

„Dass auch in weiten bürgerlichen Kreisen ganz abgesehen von den Kommunisten Miss-vergnügen mit der republikanischen und demokratischen Reichsverfassung bestand, ist verschiedentlich schon erwähnt *worden. Die Reichsfarben Schwarz-Rot-Gold, die in früheren Jahren immer als Symbol der Freiheit galten ..., wurden, und zwar seit 1928/29, in steigendem Masse mit Verachtung als die Farben „Schwarz-Rot-Gelb" der „Judenrepublik" genannt oder lediglich als die Farben des republikanischen Wehrbundes „Reichsbanner" angesehen"* (JK 36; Hervorhebungen im Original).

„Infolge der sich immer mehr vertiefenden Gegensätze im Deutschen Volke, die ihren prägnanten Ausdruck in den „Wehrverbänden" Stahlhelm und Reichsbanner fanden, zu denen bald die Kommunistische „Rotfront" und die Nationalsozialistische „SA" kamen, versäumte man es nicht, sich auch mit den Vorgängen des persönlichen Lebens wirklicher oder vermeintlicher Feinde zu befassen" (JK 37).

Von dem damaligen Oberbürgermeister Mützelburg, der im gleichen Haus wie Kretschmers wohnte, wurde bekannt, dass er eine Affäre mit einer Hausangestellten hatte, *„die aus gutem Hause ausserhalb Emdens stammte ... [Seine] Frau machte daraus kein Geheimnis, die Hausangestellte fand in einem – übrigens jüdischem – Haus Emdens Zuflucht"*. Diese Angelegenheit benutzten die *„Rechts- und Linksparteien"* zu einer politischen Auseinandersetzung und sprachen von einem *„Skandal, sittlicher Verkommenheit und einer Tragödie im Haus des Oberbürgermeisters"* (JK 37). Das Disziplinarverfahren gegen den Oberbürgermeister blieb ohne Ergebnis, aber die politischen Parteien nutzten den Vorfall als Kampfmittel.

Für die Juden in Emden waren die Kämpfe der rechten und linken Parteien wegen einer durch den *jüdischen* Bürgervorsteher Jacob Pels kurz nach der

Inflation vermittelten Anleihe der Stadt bei dem jüdischen Bankhaus Japhat & Co. in Berlin von größerer Bedeutung. *„Nach Ansicht der Rechtsparteien, die gern die Zugehörigkeit des Vermittlers und des Bankhauses zum Judentum hervorhoben, war die Anleihe sehr ungünstig, nach der der Linksparteien günstig für die Stadt“* (JK 37).

In den Jahren 1928–30 spielten die grossen Berliner Schieberprozesse: Barmat-Kutisker und Sklarek[7]*… Diese und ähnliche Einzelheiten aus dem „roten Sumpf“* erregten *die Bevölkerung in hohem Masse und als unglücklicherweise der Reichskanzler Brüning den Reichstag auflöste, weil dieser unter massgebenden Einfluss der Socialdemokratie einen Panzerkreuzer abgelehnt hatte, wurden bei den Neuwahlen im September 1930 : 130 Nationalsocialisten*[8] *gewählt, während die Linksparteien erhebliche Einbussen erlitten“* (JK 38).

7 „Die Brüder Julius und Henry Barmat, die sich von Holland aus als Kriegsgewinnler an der deutschen Lebensmittelversorgung bereichert hatten und dank guter Verbindungen zu deutschen Politikern einen Konzern aufbauten, der 1924 zusammenbrach ... Zu den Geschädigten gehörten die Preußische Staatsbank und die Reichspost. Den Gegner der Politiker aus SPD und Zentrum, deren Namen im Zusammenhang mit den Barmats genannt wurden, bot der Skandal erwünschte Munition, dies um so mehr, als die Brüder ostjüdischer Herkunft waren ... Ivan Baruch Kutisker war ursprünglich russischer Heereslieferant gewesen, seine Unternehmungen in Deutschland endeten 1924 ähnlich, lebten aber in der nationalsozialistischen Propaganda als Synonym des angeblich durch und durch korrupten Weimarer Systems‘ ebenso wie die Barmats fort“ (Benz/Gramel 1988, S. 5).

8 Hier irrt der Autor. Bei den Reichstagswahlen erhielt die NSDAP 107 Mandate und die SPD 143 (1928: 12 und 153); vgl. Bracher 1987.

8 Die Jahre 1930–1933

8.1 Beginn der politischen Krise – Höhepunkt der Praxis

Am 14. September 1930 hatten die Reichstagswahlen stattgefunden. Die Ortsgruppe der NSDAP in Emden war am 11. August 1928 gegründet worden. Während des Wahlkampfes hatten unzählige Wahlveranstaltungen stattgefunden. Die bürgerlichen Parteien kämpften gegen die NSDAP, der vorgeworfen wurde, arbeiterfeindlich zu *sein*. Die SPD und die KPD kämpften in Emden verbissen um die Stimmen der Hafenarbeiter, der Facharbeiter auf den Werften und der Bahn. Gelegentlich formierten sich jenseits der Bahnlinie Demonstrationszüge der KPD und skandierten gegen die Anhänger der SPD. Die SPD ihrerseits betrachtete als Hauptgegner die KPD. Die Parteien hatten einen aggressiven und aufwendigen Wahlkampf mit Großveranstaltungen geführt.

Am Abend des Wahltages ging Dr. Kretschmer zu einer Zusammenkunft der Demokratischen Partei, um die Wahlresultate zu erfahren. Es hatten sich dort auch andere jüdische Bürger eingefunden. *„Bei Bekanntgabe des Resultates wurden die Juden von grösstem* Schrecken *und Besorgnis erfasst und gingen in äußerst gedrückter Stimmung nach Hause. Die christlichen Demokraten waren jedoch trotz der Niederlage, die sie anscheinend mehr als Ausdruck einer vorübergehenden Volksstimmung ansahen, äusserst vergnügt und einige von ihnen setzten sich noch später zu einem Gelage zusammen, was den Juden völlig unverständlich erschien“* (JK 38).

Bei dieser Wahl konnte die NSDAP in Emden ihren Stimmenanteil von 2,3 % im Jahre 1928 auf 23,3 % erhöhen und hatte damit fast den gleichen Anteil wie die SPD, die bei 23,6 % lag (1928: 26,0 %). Bei *den* vorhergehenden Wahlen lag der Stimmenanteil der NSDAP noch bei 18,3 % (1928: 2,5 %) und der der SPD bei 24,5 % (1928: 29,8 %)[1]. Zwar konnten die linken Parteien SPD und KPD in Emden ihre Wähler halten, aber der sprunghafte Anstieg der NSDAP Wähler seit 1928 hat die jüdische Bevölkerung offensichtlich nicht nur verunsichert, sondern auch in Besorgnis und Angst

1 Vgl. Frerichs 1982.

versetzt, da der prozentuale Anteil der NSDAP Wähler sehr viel höher lag als im Reichsdurchschnitt.[2] In der Wahlnacht vom 14. auf den 15. September 1930 kam es zu schweren Ausschreitungen zwischen den Kommunisten und den Angehörigen der SA. Trotz des Verbotes marschierten SA-Angehörige singend durch Emden.[3]

Im Januar 1931 hielt die NSDAP in Emden Wolthusen eine öffentliche Versammlung ab. Die Emder Polizei begleitete den geschlossenen Zug der Nationalsozialisten bis in die Stadt. Da das Tragen der Uniform verboten war, bestand ihre Einheitskleidung jetzt aus Weißen Hemden mit schwarzen Lederriemen. Man nannte sie die ‚Weißhemden' und wusste sehr wohl, dass es sich um SA Männer handelte. Die Ortsgruppe des ‚Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold'[4] beschwerte sich über derartige Geschehnisse in der Stadt und bei den zuständigen Stellen in Aurich, was jedoch zu keinem Erfolg führte.

Diese politischen Entwicklungen zeigten zunächst keine Auswirkungen auf die ärztliche Praxis. Im Gegenteil:

„Meine berufliche *Stellung war im Jahre 1930 auf einem Höhepunkte angelangt"* (JK 38).

Sowohl die Aussagen über den Wahlausgang im Jahr 1930 als auch die Entwicklung seiner beruflichen Karriere werden von Dr. Kretschmer zum Teil gesperrt geschrieben und damit als wichtige Ereignisse hervorgehoben. Die beiden Aussagen stehen in Spannung zueinander bzw. verdeutlichen die Gleichzeitigkeit des Beginns der politischen Krise und des beruflichen Höhepunktes, ohne dass dies zunächst kommentiert wird.

Dr. Kretschmer hatte inzwischen Patienten aus allen Kreisen der Bevölkerung – vom Fürsten zu Knyphausen bis zu den Arbeitern des Hafens und den Menschen, die unterprivilegiert, arm bzw. arbeitslos waren. Er war in Emden bekannt als der Arzt, der mittellose Patienten auch unentgeltlich behandelte. „Er war kein Geldkerl. Er war ein Armendoktor", so ist er vielen in Erinnerung geblieben.

---

2 In den folgenden Wahlen stieg der Stimmenanteil der NSDAP in Emden im Jahr 1932 auf 31,3 % und lag 1933 bei 37,8 %.

3 Im Regierungsbezirk Aurich waren NS-Veranstaltungen verboten worden. Das Verbot musste jedoch bald wieder aufgehoben werden.

4 Ein von den Sozialdemokraten 1924 gegründeteter Wehrverband, der sich die Verteidigung der Weimarer Republik und ihrer Verfassungsordnung zum Ziel machte und 1933 aufgelöst wurde.

Im Jahr 1930 betrugen seine Einnahmen aus der Praxis dennoch etwa 30 000,-- RM, was einem Nettoeinkommen von 13 000,-- RM[5] und damit einem sehr guten Einkommen entsprach. In Emden war er immer noch der einzige Spezialarzt auf seinem Gebiet. Die Kollegen schätzten ihn mittlerweile und viele überwiesen ihre Patienten an den kompetenten Facharzt. *„Dem sehr beschäftigten und tüchtigen Augenarzt Hartmann hatte ich eine ganze Reihe von Patienten zu verdanken ... Der Chefarzt Lüken sagte mir, dass die ihm von mir überwiesenen Fälle „stets Hand und Fuß" hätten, womit er sagen wollte, dass die Anzeige zur Operation richtig erkannt worden sei"* (JK 39).

Im Jahre 1931 erweiterte Dr. Kretschmer seine Praxis durch den Kauf eines Röntgengerätes für einen Betrag von 7 100 RM und richtete im Keller des Hauses eine *Dunkelkammer* ein. Er knüpfte damit an seine Tätigkeit in Berlin an, in der er für das Franziskaner-Krankenhaus eine Röntgenstation aufgebaut hatte. Diese nicht unerhebliche Investition zeigt, dass Dr. Kretschmer seine Zukunft nach wie vor in Emden sah. Doch die Hoffnung, das Röntgengerät würde die Zahl seiner Patienten noch erhöhen, erfüllte sich nicht und sein Optimismus erhielt schon bald mehrere Dämpfer.

8.2 Beginnender Druck der Nationalsozialisten und Verdächtigungen der Kollegen

„1931 ließ sich in Emden ein christlicher junger Internist, Dr. Hüchtemann, nieder, der gute medizinische Kenntnisse besass, mit dem Publikum umzugehen wusste und sofort Förderung seitens der Collegen erfuhr, die mir s. Zt. bei meiner Niederlassung versagt geblieben war. Er wurde zwar nach wenigen Jahren morphium- und alkoholsüchtig, sodass er öfter in seiner Tätigkeit aussetzen musste, jedoch war ich zu dieser Zeit für die Mehrheit des Publikums infolge der Nazipropaganda praktisch schon ausgefallen, und er behielt immer noch eine ziemlich große Klientel. Meine Praxis ging schlagartig in einem solchem Umfange zurück, dass die Bruttoeinnahmen im Jahre 1931 noch nicht 2/3 der von 1930 erreichten" (JK 39).

Im Zusammenhang mit dieser Sequenz ist zu sehen, dass in Emden wie auch in Ostfriesland insgesamt die NSDAP-Anhänger schon weit vor dem in ganz

5 Zum Vergleich: Ein Hauptschullehrer verdiente im Jahre 1932 monatlich ca. 280 RM = jährlich 3 360 RM. Eine Verkäuferin im Kaufhaus Valk erhielt als Anfangsgehalt 40 RM monatlich.

Deutschland durchgeführten Boykott 1933 eine breit angelegte Hetze gegen die jüdische Bevölkerung führten. Da Dr. Kretschmer als Facharzt auch aus den umliegenden Städten und Dörfern Patienten betreute, bewirkte die antisemitische Propaganda, dass bereits im Jahre 1931 viele Patienten den jüdischen Arzt nicht mehr konsultierten.

Auch das Verhältnis zu den Kollegen verschlechterte sich rapide, wie das folgende Beispiel belegt. Dr. Kretschmer gehörte einer Kommission von drei Mitgliedern an, die die Kassenrechnungen der Ärzte auf ihre Rechtmäßigkeit zu überprüften hatte. Bei einer solchen Überprüfung wurden einem Hautarzt *„erhebliche Überschreitungen des normalen Masses“* (JK 39) von der Kommission nachgewiesen und in Abzug gebracht. Der Hautarzt protestierte in einer Vereinssitzung dagegen und erklärte, dass allein Dr. Kretschmer der Schuldige für diesen Abzug sei. Niemand der anwesenden Kollegen widersprach diesem persönlichen Angriff. Nach dieser demütigenden Erfahrung legte Dr. Kretschmer sein Amt als Mitglied der Rechnungsprüfungskommission nieder, behielt jedoch noch den Posten des Kassenverwalters bei. Er hatte allerdings die Absicht, auch dieses Amt abzugeben, *„da ich mir gerade von diesem Posten nichts Gutes für die Zukunft versprach“* (JK 40). Diese Bemerkung weist darauf hin, dass Dr. Kretschmer das antisemitische Bild des ‚geldgierigen Juden‘ kannte und fürchtete.

In einer der nächsten Sitzungen ließ ein anderer Kollege *„in heimtückischer Weise den Verdacht entstehen, als ob ich einen* (für die Kasse des Ärztevereins vereinnahmten; die Verf.*) geringen Betrag zu meinen oder des Buchhalters Gunsten* – mit *dem ich natürlich unter einer Decke stecken sollte – verwendet hätte. Diesen albernen Verdacht konnte ich … widerlegen, aber es war charakteristisch, dass auch diesmal keiner von den Collegen das Wort für mich ergriff und auf das Heimtückische und Sinnlose des Angriffs hinwies“* (JK 40).

Dieser Vorfall verletzte Dr. Kretschmer umso mehr, als es ihm kurz vorher gelungen war, trotz einer von der *Reichsregierung* verordneten Sperre, durch Verhandlungen mit Krankenkassen und Banken für die Kollegen eine Auszahlung des größten Teils ihrer Honorare zu erreichen.

8.3 Der latente Antisemitismus geht in Gewalttätigkeiten über

Auch in anderen Bereichen des alltäglichen Lebens wurde Dr. Kretschmer ‚der Wandel der Verhältnisse' und damit auch das Verhalten der Menschen in den Jahren 1930 bis 1932 in auffälliger Weise deutlich. An Sonntagen unternahm er mit seiner Familie gern Ausflugsfahrten in abseits gelegene Dörfer. Die Zahl derer, die jetzt mit ‚Heil Hitler' grüßten, nahm von Monat zu Monat zu. Als seine Familie einmal auf dem Weg nach Aurich in einem Gasthaus einkehrte, war er *„recht betroffen von der ihm ungewohnten Respektlosigkeit"*. Einer der Halbwüchsigen, die seinen Wagen wie üblich belagerten, sagte *„in geringschätzigem Tone: ‚Das sind ook bloss Jöden'"* (JK 41).

Im September 1931 feierte Dr. Kretschmer seinen 50. Geburtstag in Berlin, wo er einige Wochen verbrachte. Nachdem im Jahre 1927 seine in Berlin lebende Schwester verstorben war, wohnten dort nur noch sein Schwager Hermann und dessen Sohn Lothar sowie seine Schwester Ella. Anlässlich des jüdischen Neujahrsfestes besuchte die jüdische Bevölkerung von Berlin in großer Zahl die Große Synagoge in der Fasanenstraße. Auch viele der nicht religiös eingestellten Juden folgten dieser Tradition. Nach Beendigung des Gottesdienstes passierten die Teilnehmer auf ihrem Heimweg den Kurfürstendamm, auf dem sich auch Julian und Elsbeth Kretschmer aufhielten. Plötzlich sahen sie, dass junge, gut gekleidete Männer, die keineswegs ‚nach Arbeitslosigkeit'[6] oder Hunger aussahen, sich in kleinen Gruppen unter das Publikum mischten und in sich immer wiederholenden Sprechchören riefen:

„Deutschland	*Erwache*
Juda	***Verrecke***
Wir haben	*Hunger!"* (JK 41)

Ein junger Mann, den die Randalierer als Juden ansahen, wurde von ihnen niedergeschlagen. Als die Polizei eintraf, wurden einige der Demonstranten festgenommen, während die meisten in der Menge verschwinden konnten. Die Sprechchöre deuteten darauf hin, dass die Randalierer die jüdische Bevölkerung zum Sündenbock für die Not der Bevölkerung stempeln woll-

6 Obwohl Reichskanzler Brüning im Sommer 1931 erreicht hatte, dass aufgrund der schlechten deutschen Wirtschaftslage die Reparationszahlungen zunächst eingestellt werden konnten, war es nicht gelungen, die Wirtschaft wieder anzukurbeln, und die Zahl der Arbeitslosen stieg von annähernd fünf Millionen im Februar 1931 auf über 6 Millionen im Februar 1932 an.

ten. Auch in anderen Stadtteilen wurden weitere vermeintlich jüdisch aussehende Personen belästigt und geschlagen.[7]

Den gesellschaftlich herrschenden Antisemitismus hatte Dr. Kretschmer als ‚verständiger Jude' akzeptiert, der berufliche Antisemitismus hatte ihn verletzt, und vor dem aufkommenden politisch initiierten Antisemitismus hatte er bisher die Augen verschlossen. Nun erlebte er zum ersten Mal, dass jüdische Menschen verfolgt und zusammengeschlagen wurden, allein weil sie Juden waren.

Bald nach seiner Rückkehr aus Berlin nahm Dr. Kretschmer an einer demokratischen Wahlversammlung in Aurich teil, in welcher der Regierungspräsident Jann Berghaus[8] sprechen sollte. Der große Saal war überfüllt. Jugendliche Nationalsozialisten hatten die Eingänge und Seiten dicht besetzt und „terrorisierten" die Versammlung. Der Redner wurde häufig von den johlenden Jugendlichen unterbrochen. Der Hauptagitator war der spätere Gauleiter Röver, der dem Regierungspräsidenten unter lautem Beifall sagte, *„man werde ihn aufhängen und hängen lassen, bis ihn die Raben fressen"* (JK 41).

Dr. Kretschmer vermutete, dass die Nationalsozialisten in den Dörfern um Aurich herum zahlreiche jugendliche Anhänger fanden, welche weder von dem Programm der NSDAP noch dem der anderen Parteien etwas wussten. In einer in der Stadt Emden etwa zur selben Zeit stattfindenden Wahlversammlung war noch nichts von dem nationalsozialistischen Terror zu merken. Senator Frickenstein[9] konnte unter dem Beifall der Versammlung mit Bezug auf die steigende nationalsozialistische Welle ausrufen: *„Schlimmstenfalls wird man eine Diktatur der vernünftigen Leute errichten"* (JK 42). In der Tat hatten die Nationalsozialisten für einen relativ kurzen Zeitraum an

---

7 Auch Max Reiner, ein damals bekannter Journalist, berichtete darüber in seinen Erinnerungen. Seine Schilderung klingt jedoch dramatischer: „[Am 12. September 1931] liefen bei uns Meldungen ein, daß auf dem Kurfürstendamm … jüdische Passanten von Nationalsozialisten überfallen worden sein und blutig geschlagen würden. Ich fuhr rasch hin, konnte aber nur noch einige Spuren des Überfalls sehen, Verwundete, die verbunden wurden, Geschlagene, die ihre Erlebnisse erzählten. Aus diesen Darstellungen ergab sich, daß auf ein Pfeifensignal hin einige hundert Nationalsozialisten, die man für harmlose Spaziergänger angesehen hatte, mit Knüppeln, Stöcken und noch gefährlicheren Waffen auf die jüdischen Passanten einzuschlagen begannen, die zum Teil dadurch kenntlich waren, daß sie wegen des jüdischen Neujahrsfestes feiertäglich gekleidet waren"; in: Barkai 1997, S. 56.

8 Jann Berghaus, geboren 1870, gestorben am 1954, war von 1922 bis 1932 Regierungspräsident in Aurich.

9 Georg Frickenstein wurde nach dem Zweiten Weltkrieg erster Oberbürgermeister in Emden.

Sympathien verloren. Das zeigte eine Kundgebung der NSDAP vom 12. Januar 1933 im Tivoli in Emden, die mit 280 Teilnehmern schlecht besucht war und vermuten ließ, dass sich die NSDAP in Emden in einer Krise befand.

Dennoch, die Ereignisse der letzten Monate, ja Jahre, und die kontinuierlich ansteigende Zahl der NSDAP-Wähler in Ostfriesland und die damit verbundene Propaganda gegen die jüdische *Bevölkerung* beschäftigten Dr. Kretschmer intensiv. In einem Gespräch kurz nach der oben erwähnten Veranstaltung fragte er den Senator Frickenstein, worauf diese Diktatur sich denn stützen solle: Die Reichswehr sei offensichtlich demokratischen Institutionen gegenüber abgeneigt, der Polizei sei es offenbar nicht mehr möglich, die sich häufenden nationalsozialistischen Übergriffe zu verhindern, und die Gerichte beurteilten politische Vergehen viel zu milde. Der Senator musste ihm die Antwort schuldig bleiben.

In Anbetracht dieser politischen Verhältnisse sah Dr. Kretschmer voraus, dass er bei der kommenden Neuwahl des Elternbeirates am Oberlyzeum nicht wieder gewählt werden würde. In seiner Abwesenheit wurde offen gesagt, *„die Mitgliedschaft eines Juden wäre nun nicht* mehr *erforderlich“* (JK 43). Er ‚begründete‘ seine Nichtteilnahme an der Wahlversammlung mit einer dringenden Reise, was ihm *„der schon erwähnte ‚rote‘ Studienrat Jung“* (JK 43) vorhielt. Der Studienrat und Dr. Kretschmer gerieten in eine Diskussion über die Frage, warum die Nationalsozialisten so viele Anhänger gefunden hätten. Dr. Kretschmer war der Meinung, die Führer der Linksparteien hätten es versäumt, zur Zeit ihrer Macht energischer gegen die Gegner vorzugehen. Aber: *„Meinen Einwand, dass es sich bei Hitler und den Kommunisten um Feinde auf Leben und Tod handele, mit denen eine sachliche Diskussion nicht möglich sei, wollte er nicht anerkennen, sondern er glaubte, es würde wohl nicht so schlimm werden. Von Propagandareden bis zur Tat sei ein weiter Weg. Ich war nicht abgeneigt, diesen letzteren Punkt zuzugeben“* (JK 44).

Überraschend nüchtern und klar erkannte Dr. Kretschmer die extreme Gefahr. Gemäß seiner zögerlichen Haltung ließ er sich allerdings auf die beruhigenden Argumente ein. Seine Bereitschaft, dem Studienrat Jung Glauben zu schenken, zeigt sein ambivalentes Denken und Handeln. Einerseits erlebte er, wie die Nationalsozialisten immer mehr Anhänger fanden und ihre antisemitischen Drohungen ungehindert aussprechen konnten. Andererseits war er nach wie vor gewillt, an den Bestand des Rechtsstaats zu glauben. Viele der Emder Juden dachten ebenso. Sie ‚fühlten‘ sich kulturell, politisch

und geistig zu Deutschland gehörig und klammerten sich an die Hoffnung, ‚dass alles nicht so schlimm werden würde' und schon bald vorübergehe.

Im Herbst 1932 erhielt Dr. Kretschmer als ‚vortragendes Mitglied' der Naturforschenden Gesellschaft erstmalig keine Aufforderung mehr, wie in den vergangenen Jahren einen Vortrag zu halten, *„wovon [er] nach der Entwicklung der Stimmung nicht überrascht war"* (JK 44).

Dr. Kretschmer schiebt in seine chronologische Darstellung nun zwei Ereignisse ein, die ihn nicht persönlich tangieren, sondern jüdische Kollegen betreffen. Die Geschehnisse stellen die sich verändernde Zeit dar und zeigen die Reaktionen der Emder Bevölkerung und der Kollegen im Jahr 1931. Zum einen geht er auf den Tod des jüdischen Arztes Dr. Sternberg ein, zum anderen stellt er die Auseinandersetzung der Ärzte mit den so genannten Naturheilkundigen dar.

In Emden verstarb 1931 im Alter von 75 Jahren der jüdische Sanitätsrat Dr. Sternberg. *„Er war nicht nur ein besonders in Arbeiterkreisen und bei der älteren Generation der Landwirte und Handwerker sehr beliebter Arzt, sondern auch ein politischer Kämpfer* gewesen*"* (JK 44). Seit den neunziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts war er Mitglied in verschiedenen Parteien und trat schließlich der Partei ‚Freiland, Freigeld, Freiwirtschaftsbewegung' (FFF) bei, die 1924 erstmalig in Ostfriesland und Deutschland als Partei auftrat. *„Der FFF-bewegung in Emden gelang es tatsächlich, einen Sitz für Sternberg im Stadtparlament zu erringen, während sie sonst in Deutschland eine bedeutungslose Splitterpartei blieb. Der Erfolg in Emden war, soweit ich die Mentalität der Bevölkerung beurteilen konnte, weniger dem Programm als der Person Sternbergs zuzuschreiben, den die ärmliche Bevölkerung als unerschrockenen Vorkämpfer für die Lebensrechte der Besitzlosen schätzte. ... Wie gross seine Popularität trotz seines Judentums war, zeigte sich bei seiner Beerdigung. Hunderte folgten seinem Sarge, und die Strassen, die der Trauerzug passierte, waren mit einer dichten Menschenmenge gesäumt, wie ich sie bis dahin noch selten in Emden gesehen hatte"* (JK 44).

Den Ärzten in Ostfriesland war seit dem Kriege in steigendem Maße eine Konkurrenz von Naturheilkundigen erwachsen, *„unter denen mancher guter Naturbeobachter war, dessen Tätigkeit sogar einen gewissen Wert für den Fortschritt der Medizin bedeutet hatte ... Jetzt traten andere Methoden auf, die in richtiger Einschätzung der zeitbedingten Mentalität auf den Wunderglauben spekulierten, phantastische diagnostische Prinzipien hatten (Augen-*

und Nackenhaardiagnose) und Heilmittel zu weit überteuerten Preisen verkauften" (JK 45).

„Dieses ‚Kurpfuschereiunwesen' gewann einen solchen Umfang, dass zum Beispiel in meiner Sprechstunde kaum ein Patient mit chronischen oder nervösen Leiden erschien, der nicht mindestens einmal den Rat eines „Heilkundigen" in Anspruch genommen hatte ... Die Ärzteschaft bildete besondere Kommissionen, die sich mit diesem gefährlichen unsauberen Treiben befassten (JK 45). *… Der jüdische Arzt Dr. Herz in Neermoor (...) veranlasste einen Prozess gegen einen besonders bedenkenlosen Heilkundigen, der aus formalen Gründen verloren ging. In der Ärzteschaft Ostfrieslands kam diese Angelegenheit zur Sprache, und zwar auch die Frage, wer die entstandenen Kosten zu tragen hätte. Der schon lange als Antisemit bekannte Dr. Feenders in Weener ... sprach sich entschieden gegen die Übernahme der Kosten durch die Ärzteschaft aus, indem er formale Gründe dafür angab"* (ebd.). Dr. Kretschmer war überzeugt, dass einem christlichen Kollegen die Kosten erstattet worden wären.

Offensichtlich haben der Antisemitismus der Kollegen und deren Hoffnungen auf die positiven Auswirkungen des Nationalsozialismus Dr. Kretschmer besonders getroffen. Im Emder Ärzteverein war er, der für seine Kollegen gearbeitet und vieles erreicht hatte, demütigenden Vorwürfen ausgesetzt, und nun war es dem jüdischen Kollegen Dr. Herz in Neermoor ähnlich ergangen. Dr. Kretschmer analysiert auch das *Denken* der Menschen, *„die in richtiger Einschätzung der zeitbedingten Mentalität auf den Wunderglauben spekulierten"* (ebd.). Dies ist sicher nicht nur in Richtung der Krankenbehandlung zu sehen, sondern liegt seiner Erkenntnis zugrunde, dass immer mehr Menschen ihr Vertrauen und ihre Hoffnung auf einen politischen Neuanfang mit den Nationalsozialisten setzten und von deren Propaganda fasziniert waren.

9 Die Jahre 1933 und 1934

9.1 Nach der Regierungsübernahme Hitlers am 30. Januar 1933: „Das feinere Ohr der Juden“

„So war die Jahreswende 1932/1933 mit ihren politischen Wirren, den verzweifelten Finanz- und politischen Experimenten des Reichskanzlers von Papen, der kurzen und ergebnislosen Kanzlerschaft Schleichers gekommen, und nun kam der 30. Januar 1933 mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler. Zunächst erschien eine wesentliche Änderung im Leben nicht einzutreten. Die linksbürgerliche Rhein-Ems-Zeitung in Emden konnte sogar noch die Nachricht mit der Schlagzeile: „Hoppla, jetzt komme ich“ bringen. Nach der Reichstagsauflösung versuchten die alten Parteien noch in gewohnter Weise den Wahlkampf zu führen.

Die Juden hatten ein feineres *Ohr für das jetzt beginnende Spiel“* (JK 46).

Die im letzten Satz vorgenommene Einschätzung Dr. Kretschmers drückt eine erste Politisierung sowie die Überzeugung aus, dass die Situation für die Juden jetzt gefährlich wurde und Lösungsmöglichkeiten gesucht werden mussten. Zu viel war vorgefallen: Der schlagartige Rückgang seiner Praxis, die Vorfälle in der Ärztekommission, die respektlose Titulierung als „olle Jöden“, die *Ausschreitungen* gegen die Juden in Berlin mit den aufwühlenden Rufen ‚Juda verrecke‘, sein ‚Verzicht‘ auf die Mitwirkung im Elternbeirat, das Verhalten der ‚Naturforschenden Gesellschaft‘ und der nationalsozialistische Terror in Emsland waren Vorboten und hatten ihm gezeigt, wie ernst die Gefahr für die deutschen Juden geworden war.

Dr. Kretschmer, der in den vergangenen Monaten die Wahlversammlungen der demokratischen Parteien besucht, die nationalsozialistischen Parolen gehört und gelesen und die Aufmärsche der SA gesehen hatte, war sich sicher, dass die Lage der Juden unhaltbar wurde, ohne dass er den vollen Umfang der hereinbrechenden Katastrophe erahnen konnte. Die praktischen Bedeutungen und Konsequenzen des von Hitler im Parteiprogramm bzw. in seinem

Buch ‚Mein Kampf' und in seinen Reden Ausgesprochenen[1] waren nicht vorhersehbar, und viele Menschen glaubten immer noch, dass auch Hitler letztlich an die Gesetze gebunden sei.

Für Dr. Kretschmer bedeutete dies, dass er sich wieder auf sein Eintreten für den Zionismus besann: Bereits am 6. Februar 1933, also nur eine Woche nach der Ernennung Hitlers, veranstaltete die ‚Zionistische Ortsgruppe Emden' eine Versammlung mit dem Redakteur der (zionistischen) ‚Jüdischen Rundschau'[2], Herrn Moses Waldmann.

Nur einige Jahre vorher hatte ein Redner in einer Versammlung des ‚Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten' von Palästina als einem fremden fernen Lande gesprochen. Jetzt waren die Teilnehmer von Waldmanns Ausführungen beeindruckt – *„der Palästinagedanke fand grosses Interesse"* (JK 46). Als Resultat organisierte sich die ‚Zionistische Ortsgruppe Emden', die schon 1901 gegründet worden war, unter der Leitung von Dr. Kretschmer und dem Landrabbiner Dr. Blum[3] neu. Innerhalb weniger Wochen vermehrte sich deren Mitgliederzahl von 18 auf über 60 Personen; das waren, so die Angaben von Dr. Kretschmer, *„unter Berücksichtigung der Zahl von Angehörigen*

---

1 Vgl. dazu z. B. die folgenden Stellen: „24.2.1920; Parteiprogramm der NSDAP:
„4. Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist ohne Rücksicht auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein.
5. Wer nicht Staatsbürger ist, soll nur als Gast in Deutschland leben können und muß unter Fremdengesetzgebung stehen.
1925; Adolf Hitler über die Juden:
(Der Jude) ist immer nur Parasit im Körper anderer Völker ... er sucht immer neuen Nährboden für seine Rasse ... Er ist und bleibt der typische Parasit, ein Schmarotzer, der wie ein schädlicher Bazillus, sich immer mehr ausbreitet ... wo er auftritt, stirbt das Wirtsvolk nach kürzerer oder längerer Zeit ab.
13.3.1930; Gesetzesinitiative der NSDAP Reichstagsfraktion:
§ 5 ... wer durch Vermischung mit Angehörigen der jüdischen Blutsgemeinschaft oder farbigen Rassen zur rassischen Verschlechterung und Verletzung des deutschen Volkes beiträgt oder beizutragen droht, wird wegen Rassenverrats mit Zuchthaus bestraft.
§ 7 ... in besonders schweren Fällen (kann) an Stelle von Zuchthaus (§§ 4 bis 6) auf Todesstrafe erkannt werden" Walk 1981, S. 3.

2 1896 gegründete zionistische Zeitung Deutschlands.

3 Rabbiner Dr. Samuel Blum wurde 1923 von Chemnitz nach Emden als Landrabbiner für die Regierungsbezirke Aurich und Osnabrück berufen. Er gehörte zu der zionistischen Bewegung, die die Gründung eines jüdischen Staates auch religiös für richtig befand. Er war einer der ersten religiösen Rabbiner im Misrachi (Vereinigung von Zionisten, die die Verwirklichung des Baseler Programms auf der Grundlage und dem Sinn der traditionellen jüdischen Gesetze erstrebt (vgl. Philo Lexikon 1937).

und Kindern etwa 40 % der damals 5-600 Seelen zählenden Gemeinde" (JK 46).

Die Hellsichtigkeit von Dr. Kretschmer und sein Verantwortungsbewusstsein gegenüber der jüdischen Bevölkerung in Emden werden deutlich durch die Übernahme des Vorsitzes in der Zionistischen Ortsgruppe. Ob er selber schon vor 1933 Mitglied der Ortsgruppe in Emden war, ist nicht bekannt. Allerdings knüpfte Dr. Kretschmer jetzt aktiv an das Jahr 1903 in Breslau an, als er Mitglied der dortigen Zionistischen Ortsgruppe geworden war und Hilfsmaßnahmen für jene ‚Auswanderer', die aus den östlichen Gebieten geflüchtet waren, unterstützt hatte.

9.2 „Wir waren auf das Schlimmste gefasst – man sprach sogar von einem Pogrom"

Für die Rhein-Ems-Zeitung hatte die saloppe Schlagzeile ‚Hoppla, jetzt komm ich' des Hauptschriftleiters Franz Gerhard schlimme Folgen. Das Gebäude wurde von SA-Leuten besetzt und die Zeitung in die nationalsozialistische OTZ (Ostfriesische Tageszeitung) umgewandelt. Zum Chefredakteur der OTZ wurde der NSDAP-Kreisleiter bestimmt. Die Rhein-Ems-Zeitung war zuvor schon einmal kurzfristig von der SA besetzt worden. Ein damaliger Mitarbeiter, Herr Söcker, berichtet: „Ich habe die Besetzung der Rhein-Ems-Zeitung durch die SA miterlebt. Die Mitarbeiter mussten fünf Tage unter Zwang und Bewachung arbeiten und durften abends nicht nach Hause gehen. Die Besetzung erfolgte durch den Kreisleiter Folkerts. Als der Redakteur Heiko Kuhlmann von der SA aufgefordert wurde, den Schlüssel zum Archiv herauszugeben, weigerte sich Kuhlmann, ging in die Toilette, spülte den Schlüssel weg und sagte: „Nu halt hum man" (Nun könnt ihr ihn holen).

Der ‚Kopf' der Zeitung musste geändert werden. Mit Tränen in den Augen hatten die Mitarbeiter das Hakenkreuz und ‚Es lebe der Führer' einzuarbeiten, während die SA-Leute mit Pistolen im Betrieb herumliefen. Nach fünf Tagen war Folkerts verschwunden. Nach einem Regierungserlass durfte die SA nicht in Wirtschaftsbetriebe eingreifen".

„Ein bald darauf die Gemüter beherrschendes Ereignis war der Reichstagsbrand im Februar 1933. In Emden *vermied man Gespräche darüber"* (JK 46).

Das Reichstagsgebäude brannte am 27. Februar 1933. Am darauf folgenden Tag wurden aufgrund des Art. 48 Abs. 2 der Reichsverfassung die Artikel,

die die Grundrechte der Bürger betrafen, außer Kraft gesetzt. Damit war die Grundlage für die antidemokratische Gesetzgebung der NS-Regierung geschaffen. Sie ermöglichten es dem Regime, die Jagd auf seine Gegner mit dem Schein des Rechts zu umgeben. Bei den Mitgliedern der KPD in Emden wurden alsbald Hausdurchsuchungen vorgenommen. Neun Mitglieder der kommunistischen Partei wurden in Konzentrationslager eingeliefert. (Interview Karb; vgl. Anhang II, 6)

„So kamen die für Sonntag, den 5. März angesetzten Reichstagswahlen heran. Bei den Vorbereitungen konnte ich erfahren*, wie wenig sich Demokraten und sogar auch einzelne Juden über die Situation klar waren. Der christliche, örtliche demokratische Führer, der schon erwähnte Senator Frickenstein, suchte mich zu bestimmen, eine demokratische Kandidatur für die gleichzeitig stattfindenden Wahlen zum Stadtparlament (Bürgervorsteherkollegium) anzunehmen“* (JK 47). Man versprach sich von der Kandidatur des bekannten und beliebten Dr. Kretschmer offensichtlich einen gewissen Einfluss auf Teile der Bevölkerung und glaubte, mit seiner Kandidatur auch die jüdischen Bürger und Bürgerinnen der Stadt vollzählig an die Wahlurne holen zu können. Dr. Kretschmer lehnte die Kandidatur ab, obwohl der Vorschlag auch von jüdischer Seite unterstützt wurde. *„Glücklicherweise hatte“* das Kartell ‚Jüdischer Studentenverbindungen‘, dessen Mitglied Dr. Kretschmer war, bereits 1932 seinen Mitgliedern *„die Annahme von Funktionen politischer Parteien in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse streng untersagt“* (JK 47).

Bei den Wahlen am 5. März 1933 konnte die NSDAP im Reich 43,9 %, die SPD 18,3 % und die KPD 12,3 % der Stimmen gewinnen.[4] In Emden lag der Anteil der NSDAP bei 37,8 %, der SPD bei 20,2 % und der KPD bei 18,7 %. Die SPD und KPD hatten damit zusammen noch etwa den gleichen Stimmenanteil wie die NSDAP. In den weiteren ostfriesischen Kreisen lagen die Zahlen für die NSDAP noch weitaus höher: im Kreis Aurich bei 67,3 %, im Kreis Leer bei 56,2 %, im Kreis Norden bei 52,7 % und im Kreis Wittmund sogar bei 70,4 %[5].

Am Tag nach den Wahlen musste Dr. Kretschmer sehr früh einen Kranken besuchen und konnte dabei feststellen, dass „alle wichtigen Punkte der Stadt

4 Vgl. Bracher 1987.
5 Vgl. Teuber 1995.

bereits von bewaffneten SA Posten besetzt waren. Die Polizisten versahen zwar noch ihren Dienst und trugen ihre Dienstwaffen, wurden aber dabei von bewaffneten SA Leuten begleitet“ (JK 47). Die leitenden Mitglieder in den Vorständen der verschiedenen örtlichen jüdischen Vereine sahen sich aufgrund der schwierigen Lage veranlasst, zu einer Besprechung in ein jüdisches Haus einzuladen. Während dieser Besprechung erschienen zwei Schutzleute in Begleitung zweier jugendlicher SA-Männer, fragten nach der Bedeutung der Zusammenkunft und notierten die Namen der etwa 20 Anwesenden. Den Polizisten schien die Angelegenheit peinlich zu sein. Sie rieten, derartige Zusammenkünfte lieber am Tage zu veranstalten oder sie der Polizei vorher mitzuteilen. Die Besprechung wurde daraufhin abgebrochen.

Am 23. März 1933 legte Hitler dem neuen Reichstag ein Ermächtigungsgesetz vor, mit dem die Regierung das Recht erhielt, Gesetze ohne die Mitwirkung des Reichstages oder des Reichsrates zu erlassen. Nur die SPD-Fraktion stimmte gegen die Annahme. Am gleichen Tag war im ‚Völkischen Beobachter‘ ein Aufruf des nationalsozialistischen Ärztebundes erschienen, in dem es u. a. hieß: „Es gibt wohl keinen Beruf, der für Größe und Zukunft der Nation so bedeutungsvoll ist wie der ärztliche. ... Aber keiner ist so verjudet wie er und so hoffnungslos in volksfremdes Denken hineingezogen worden. ... Jüdische ‹Kollegen› setzten sich an die Spitzen der Standesvereine und der Ärztekammern; sie verfälschten den ärztlichen Ehrbegriff und untergruben arteigene Ethik und Moral. Ihnen verdanken wir, dass händlerischer Geist und unwürdige geschäftliche Einstellung sich immer mehr in unseren Reihen breit machen. Und das Ende dieser grauenhaften Entwicklung ist die wirtschaftliche Verelendung, das Absinken unseres Ansehens im Volk und der immer geringer werdende Einfluss bei Staat und Behörde.“[6]

Trotz der politischen Ereignisse besuchte Dr. Kretschmer die regelmäßigen Turnabende des ETV und *„ging sogar einmal nach dem Turnen noch mit einigen Mitturnern ein Glas Wein trinken. Im Mittelpunkt der Unterhaltung stand dabei natürlich die Machtübernahme durch Hitler. Man sprach sich dabei recht vorsichtig aus, schien jedoch im Allgemeinen in diesen z.gr.T. demokratischen Kreisen wenig damit einverstanden zu sein“* (JK 48). *„Nach den Wahlen, besonders aber in der Woche nach dem 25. März wurde die Hetze durch Rundfunkreden von Göbbels* (sic) *u. a. sowie in der Presse*

6 Pross 1984, S. 30.

immer zügelloser, sodass wir auf das Schlimmste gefasst waren und man sogar von einem Pogrom sprach" (JK 47f.).

Im kollektiven Gedächtnis der jüdischen Bevölkerung waren Pogrome verbunden mit Vertreibung und brutalen Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung. Die Reden von Goebbels und die reichsweite Hetze gegen die Juden im März 1933 hatten eine Stufe erreicht, auf der Ängste vor dem Schlimmsten, also auch dem Tod, auftraten. Wie intensiv Dr. Kretschmer versuchte, sich trotz der Hetzreden und seiner Angst über die politische Lage zu informieren, wird ersichtlich durch seine Teilnahme an einer Tagung des ADAC im Gau Weser-Ems in Delmenhorst am Sonntag, den 26. März 1933, *„von der ich mir interessante Aufklärungen über die Stimmung in gut-bürgerlichen Kreisen ausserhalb Emdens versprach. ... Meine Anwesenheit bei der Tagung führte zu keinerlei Schwierigkeiten"* (JK 48).

Dr. Kretschmer nahm offensichtlich eine Vielzahl an Gelegenheiten wahr, um sich über die politische Lage und die damit verbundenen Folgen für die jüdische Bevölkerung zu informieren, und er war offensichtlich immer noch davon überzeugt, dass die Mitglieder der bürgerlichen Kreise in der Mehrzahl keine Nationalsozialisten seien. *„Auf der Tagung kam u.a. die Aufhebung der bis dahin erhobenen nicht* unerheblichen *Kraftfahrzeugsteuer zur Sprache, die Hitler einer Delegation des ADAC versprochen hatte. Die Versammlung schien den Regierungsantritt Hitlers lediglich unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten und war von dem Versprechen sehr erfreut"* (JK 48).

9.3 Der antijüdische Boykott

Im März 1933 hatte Joseph Goebbels seinen Entschluss für die ersten zentral organisierten antisemitischen Maßnahmen gefasst[7]. Für den 1. April wurde mittels des folgenden Textes für das gesamte Deutsche Reich angeordnet, dass sich vor jüdischen Geschäften, Arzt- und Anwaltspraxen Männer der NSDAP postieren sollten, um Kunden, Patienten und Klienten den Zugang zu verwehren.

„Aufruf zum planmäßigen Boykott jüdischer Waren, jüdischer Ärzte und jüdischer Rechtsanwälte:

7 Vgl. Yahil 1998.

Der Boykott verpflichtet die Parteimitglieder und tritt am 1.4.1933 in Kraft. VB 29.3.33“.[8]

Der angeordnete Boykott sollte, so die Vorgabe, dazu dienen, die ‚jüdische Gräuelpropaganda‘ im Ausland gegen das nationalsozialistische Deutschland abwehren.

Abb. 19: Der Boykottaufruf in der Ostfriesischen Tageszeitung

Dr. Kretschmer und das Kaufhaus Valk sind im Text aufgeführt.

Schon am Tag nach dem Dr. Kretschmer der Veranstaltung des ADAC einen Besuch abgestattet hatte, also am „Montag, den 27. März 1933, kam es zu lärmenden Ansammlungen von Halbwüchsigen, die aber von 20–30 jährigen geleitet wurden, vor grösseren jüdischen Geschäften, die teilweise auch in diese eindrangen und Schliessung der Geschäfte, die damals noch reichlich von Kunden besucht waren, verlangten“ (JK 48). Der Geschäftsinhaber des

8 Walk 1981, S. 6.

Kaufhauses Valk bat den Oberbürgermeister um Hilfe. Dieser lehnte es ab einzugreifen und sah auch keine Veranlassung, die Geschäfte zu schließen.

In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch (28./29. März) wurden in der Stadt um zwei Uhr planmäßig etwa zur gleichen Zeit die Schaufensterscheiben der jüdischen Geschäfte eingeschlagen. Lediglich das Geschäft Steinberg, welches gegenüber dem Büro des Oberbürgermeisters lag, blieb verschont. Der Schaden des Kaufhauses Valk belief sich auf 4 200 RM. Die Polizei beschuldigte während der Verhandlungen bezüglich der Schadenregulierung den Geschäftsinhaber, die Scheiben selbst eingeschlagen zu haben und begründete dies damit, dass die Scherben nach außen auf die Straße gefallen seien.

Laut Veröffentlichung der OTZ (Ostfriesische Tageszeitung) begab sich eine Abteilung der SA bereits am 28. März 1933 zum Emder Schlachthof und beschlagnahmte dort sämtliche Schächtmesser. Anschließend wurden bei zwei Rabbinern[9] Hausdurchsuchungen vorgenommen, und dabei fielen der SA weitere Schächtmesser, Stempel und Plomben in die Hände. Alle Gegenstände wurden vernichtet. „Damit dürfte auch in Emden das Schächten ein für allemal ein Ende haben“, so die Zeitung. In einem weiteren Artikel berichtete die OTZ, dass Angehörige der NSDAP und deren Sympathisanten unter großem Beifall der Bevölkerung die Schaufenster jüdischer Geschäfte zertrümmert hätten. „Die Emder Bevölkerung wird dafür zu sorgen wissen, dass die Läden nicht eher wieder geöffnet werden, bis die schamlose Hetze der ausländischen Juden gegen das neue Deutschland aufgehört hat.“

Es ist auffallend, dass in Emden bereits fünf Tage vor dem offiziell angesetzten Boykott in jüdischen Geschäften randaliert wurde, am 28. März schon Hausdurchsuchungen vorgenommen und in der folgenden Nacht systematisch alle Fensterscheiben der jüdischen Geschäfte zerschlagen wurden. Schon Tage vor dem ‚offiziellen‘ Propagandafeldzug der NSDAP begannen somit in Emden (und in anderen Städten Ostfrieslands) die Aktionen gegen die jüdische Bevölkerung.

„Der Strafrichter gestattete sich übrigens in einem kurz danach stattfindenden Strafprozess eine andere Modifikation der offenkundigen Wahrheit. Ein – übrigens als Schwätzer bekannter – Jude, Lazarus Pels („Laatje“), hatte öffentlich gesagt, dass die Nazis die Schuldigen gewesen wären. Er wurde auf Grund eines der in Eile geschaffenen Hitlerschen „Gesetze“ zu einer verhält-

9 In Emden gab es nur einen Rabbiner.

nismäßig geringfügigen Strafe von einigen Wochen Gefängnis verurteilt. In der Begründung wurde auf das Bösartige dieser „Verleumdung“ hingewiesen, da dem Angeklagten doch – wie jedem Bewohner der Stadt – hätte bekannt sein müssen, dass die Zertrümmerung der Schaufenster das Werk kommunistischer Provokateure gewesen sei“ (JK 49).

Am Nachmittag des 29. März musste Dr. Kretschmer einen Patienten in Twixlum besuchen, der außerhalb des Dorfes wohnte. Der Arzt konnte nur bis in den Ort fahren, musste dort den Wagen abstellen und die restlichen 3 km zu Fuß gehen. *„Ich führte dies auch trotz einiger Bedenken durch. In Twixlum wurde ich von johlenden Schulkindern empfangen, stellte den Wagen vor dem Hause eines mir bekannten Landwirts ab, der mir, allerdings mit einigen Bedenken, zusagte, etwas auf ihn zu achten, und fand ihn bei meiner Rückkehr auch unversehrt vor“* (JK 49).

Am 1. April 1933 wurde in der OTZ berichtet, dass annähernd 150 Mann der SA und SS durch die Stadt marschiert seien und eine Kundgebung auf dem Neuen Markt stattgefunden *habe*. Fast alle Teilnehmer hätten Schilder mit sich geführt, die zum Boykott jüdischer Geschäfte aufriefen. Auf anderen Schildern habe man lesen können, dass es Fahrkarten nach Palästina gäbe.

„Für den 1. April war eine „größere“ Aktion gegen die Juden angekündigt, viele rechneten mit einem Pogrom und verliessen fluchtartig Deutschland, aus Emden jedoch nur wenige, da die dortigen Juden angesichts des ihnen bisher als ruhig und verständig bekannten Charakters der Bevölkerung nicht daran glauben konnten“ (JK 49).

Die Sprechstunde von Dr. Kretschmer begann am Sonnabend, den 1. April 1933, um 10.00 Uhr. Um 11.00 Uhr bezog ein SA-Posten Stellung vor dem Haus- und Praxiseingang mit einem Schild, welches irrtümlicherweise die Aufschrift trug: „Meidet Jüdische Anwälte“. Obwohl die Sprechstunde bereits um 12.00 Uhr endete, rückte der Posten erst um 16.00 Uhr ab. *„Schliesslich blieb es bei einem Boykott mit S.A. Posten vor den Geschäfts- und Hauseingängen“* (JK 49).

Die christliche Sprechstundenhilfe erzählte dem Arzt unter Tränen, dass einige der christlichen Kollegen vergeblich versucht hätten, den beiden jüdischen Ärzten (Dr. Goldschmidt und Dr. Kretschmer) den Boykott zu ersparen. Einige wenige Patienten wagten es an diesem Tag trotzdem, Dr. Kretschmer zu konsultieren. Am Nachmittag konnte dieser trotz des SA-Postens vor der Tür ungehindert sein Haus verlassen und seinen Friseur aufsuchen,

„…beim Bezahlen sagte der Friseur leise in teilnehmendem Ton zu mir: ‚Es werden auch wieder einmal andere Zeiten kommen'" (JK 50).

Am 3. April 1933 fand im ‚Tivoli' in Emden eine große öffentliche Versammlung der NSDAP statt. Diese wurde in der OTZ (am 29.3., 1.4. und 3.4.1933) angekündigt mit den Fragen: „Was unterscheidet uns vom Juden? Warum hetzt der Jude gegen Deutschland? Welche Schuld hat der Jude am Weltkrieg? Warum sind die Arbeiter die Stirn und die Faust Antisemiten"?

Die dramatischen Abläufe der Woche vom 25. März bis zum 1. April 1933 haben sich Dr. Kretschmer so tief eingeprägt, dass seine Berichte wie Tagebucheintragungen wirken. Es ist ihm aber genauso wichtig, alles ‚Positive' dieser ‚Boykottage' zu erwähnen: Es kommen (wenn auch wenige) Patienten, der Kollege Dr. Herlyn aus Pewsum überweist einen Patienten, der Friseur bedient ihn unbeanstandet und tröstet, christliche Bekannte grüßen, seine Sprechstundenhilfe weint vor Zorn oder Scham, und einige Kollegen haben zu erreichen versucht, dass die SA-Posten nicht vor den Praxen der zwei jüdischen Ärzte stehen. Die Nazis identifiziert er als lärmende Halbwüchsige oder johlende Schulkinder. Die planmäßige Zerstörung der Schaufenster der vielen jüdischen Geschäfte in Emden erwähnt er nur in einem Satz, obwohl auch seine Familie betroffen war, da das Vermögen seiner Frau in dem Kaufhaus angelegt war. Die weiteren Aktionen der SA und der SS, von denen er sicherlich Kenntnis hatte, da seine Schwiegereltern im Zentrum der Stadt wohnten und Verbindung mit der jüdischen Gemeinde hatten, teilt er nicht mit.

Kurz nach dem 30. Januar hatte er noch von dem *„beginnenden Spiel und dem feinen Ohr der Juden"* berichten können. Jetzt häuften sich die antisemitischen Vorfälle und erreichten ihren Höhepunkt in der systematischen Zerstörung der Schaufensterscheiben von jüdischen Geschäften und dem Boykottaufruf.

Seine Biographie hatte mit der Entscheidung im Jahre 1918, seine Praxis nach Emden zu verlegen, einen ersten entscheidenden Bruch erhalten. Dieser betraf jedoch vorrangig seinen beruflichen Lebensplan, auch wenn dadurch Veränderungen des familiären Lebens eingetreten waren. Jetzt musste er erkennen, dass er als deutscher Jude in seinem Heimatland bedroht und seine berufliche Existenz als Arzt gefährdet war.

9.4 Dr. Herz – Neermoor

Schlimmer als Dr. Kretschmer erging es seinem jüdischen Kollegen Dr. Herz in Neermoor, einem etwa 22 km von Emden entfernten Dorf im Kreise Leer, in dem nur wenige Juden lebten. Dort hatte Dr. Herz eine besonders große, modern ausgestattete und ertragreiche Praxis. Dr. Herz war am 31. März 1933 von einem Bauern gewarnt worden und hatte sich daraufhin zu seiner Mutter nach Esens begeben. Am Morgen des 1. April erschienen vor seinem Haus johlende Halbwüchsige, die den Arzt zu sprechen verlangten. Schließlich wurden die Demonstranten noch durch den Ortspolizisten unterstützt, dem Frau Herz Einlass gewähren musste. Die SA durchsuchte mit dem Polizisten alle Räume, weil man nicht glauben wollte, dass Dr. Herz nicht da sei.

Erst einige Tage später kehrte Dr. Herz in seine Praxis zurück, um seine Patienten zu versorgen. Die Ärzteorganisation (Landesverband Hannover) hatte angedroht, ihm andernfalls die Kassenpraxis zu entziehen. Nach erneuten Demonstrationen wurde Dr. Herz verhaftet und zunächst in das Polizeigefängnis nach Leer eingeliefert und nach einer Intervention des Vorsitzenden des Ärztevereins in Leer in das Kreiskrankenhaus als Schutzhäftling gebracht. Erst als er versprach, nicht mehr nach Neermoor zurückzukehren, wurde er entlassen und zog mit seiner Frau und seinen beiden Kindern nach Esens.

Erst nach zwei Jahren und mehreren Versuchen gelang es ihm, die Genehmigung zur Rückkehr nach Neermoor zu erlangen. Inzwischen hatte er sein großes Haus an einen Kollegen verkauft, der ihm den Kaufpreis nur in Monatsraten bezahlte. Nur einige Monate konnte Dr. Herz seine neue Praxis in einem kleinen Bauernhaus in Neermoor betreiben. Dann wurde ihm der Aufenthalt in Neermoor vom Landrat erneut verboten. Die Familie Herz konnte in die USA emigrieren.[10]

---

10 Im Jahre 1953 erkrankte Dr. Herz in New York an Lungenkrebs und wusste, dass er nicht mehr nach Neermoor zurückkehren konnte. In einem Abschiedsbrief an einen Pastor schreibt er. „Alles dies hat mich zwar verletzt, konnte jedoch nicht die Erinnerung an die schönen, wenn auch arbeitsreichen und zeitweise schweren Jahre, die ich als junger Arzt in Neermoor verbringen durfte, trüben“ (In einem Schülerwettbewerb (unveröffentlicht) im Jahre 1980 ‚Deutsche Geschichte, Alltag im Nationalsozialismus‘ wurden die Schilderungen über die Familie Herz dargestellt).

9.5 Das Arierprinzip[11]

Die Diffamierungen durch einige Kollegen im Ärzteverein hatten schon vor 1933 dazu geführt, dass Dr. Kretschmer seine Ehrenposten aufgegeben hatte. In einer knappen Mitteilung erfahren wir nun von ihm, wie schnell, brutal und rigoros die jüdischen Ärzte mit einem Arbeitsverbot belegt wurden. Man kann davon ausgehen, dass Dr. Kretschmer durch seine Kontakte nach Berlin von allen Beschränkungen und Verboten auf dem ärztlichen Gebiet genau informiert war. Er beschränkt sich jedoch darauf, lediglich zu bemerken, dass *„durch die nunmehr stürmisch einsetzende Durchführung des „Arierprinzipes" die Regelung meiner Stellung sowohl als Krankenkassenarzt wie auch als aktives Mitglied einiger Vereine akut wurde"* (JK 52).

Ende März 1933 hatten die Verhandlungen zwischen dem Nationalsozialistischen Ärztebund und den ärztlichen Spitzenverbänden zu ersten Ausschaltungsmaßnahmen geführt, die das ganze Reich betrafen: Die Spitzenverbände hatten ihre Untergliederungen aufgefordert, dafür Sorge zu tragen, dass die jüdischen Ärzte ausgeschlossen wurden. Am 2. April wurde auf einer Sitzung des Nationalsozialistischen Ärztebundes und der Spitzenverbände mitgeteilt, die Entfernung von Juden aus den Vorständen und Ausschüssen habe sich ohne Schwierigkeiten erreichen lassen und sei im Allgemeinen durchgeführt. Noch bevor die Regierung erste gesetzgeberische Ausschaltungsmaßnahmen gegen die jüdischen Ärzte eingeleitet hatte, wurden in den letzten Tagen des März jüdische Ärzte an den städtischen Krankenhäusern in Berlin und Breslau kurzerhand entlassen. Regional unterschiedlich wurden im Reich weitere Maßnahmen zur Ausschaltung der jüdischen Praxen getroffen. Am 22. April 1933 erklärte das Reichsarbeitsministerium in einer Verordnung, dass die Tätigkeit von Kassenärzten ‚nichtarischer Abstammung' beendet sei. Ausgenommen wurden u. a. Ärzte, die Kriegsteilnehmer gewesen waren. Der Verlust der Zulassung zu den gesetzlichen Krankenkassen bedeutete für die Mehrzahl der jüdischen Ärzte, dass sie ihre Praxen schließen mussten. Von der gesetzlichen Verordnung waren mehr als 4 000 jüdische Ärzte, zudem etwa 3 500 Rechtsanwälte sowie mehrere tausend vor dem Abschluss ihrer Ausbildung stehende Juristen und Mediziner betroffen.[12] Dr. Kretschmer

---

11 Dr. Kretschmer verwendet diesen Ausdruck für die als Arierparagraph bekannte Bezeichnung.

12 In der Verordnung des Reichsministeriums vom 22.4.33 heißt es: „Die Tätigkeit von Kassenärzten nichtarischer Abstammung wird beendet; Neuzulassung solcher Ärzte findet nicht mehr statt. Ausnahme: Frontkämpfer"; in: Walk 1981, S. 16.

konnte dem Vorsitzenden des Ärztevereins Nachweise über seinen Einsatz als Frontkämpfer vorlegen, um seine Zulassung zur Krankenkasse zu behalten.

Der ETV[13] und der ADAC „gaben offiziell das ‚Arierprinzip' bekannt". Jedoch beschloss Dr. Kretschmer abzuwarten, „ob sie es moralisch fertigbringen würden, mir meine Ausschliessung mitzuteilen. Als dies nicht erfolgte, teilte ich ihnen lediglich mit, dass ich von dem Arierprinzip Kenntnis genommen hätte" (JK 52). Ein Mitglied des Vorstandes des ETV teilte dem Arzt mit, dass der Vorstand diese Haltung billige. Dieser Ausschluss hat Dr. Kretschmer so verletzt, dass er nicht einmal seine dort verbliebenen Turnsachen abholte. Nach einigen Monaten traf er den Oberturnwart Lorenz anlässlich einer gemeinsamen Bahnfahrt. Der Turnwart berichtete stolz und freudevoll vom Turnertag in Stuttgart, von dem er zurückkehrte und wies auf die verbliebenen Turnsachen von Dr. Kretschmer hin. Dieser reagierte sehr emotional und unvorsichtig, indem er dem Oberturnwart erklärte, „dass ich auf diese Sachen verzichte, wer wolle, könne sich Hakenkreuze daraus schneiden" (JK 52). Damit reagierte Dr. Kretschmer mit einem für ihn ungewöhnlichen Sarkasmus. Kurz darauf wurden ihm seine Turnsachen zugestellt.

Der Vorsitzende des ADAC, der Auktionator Reinema, wollte den Zusammenhang zwischen dem Arierprinzip und der Austrittserklärung nicht einsehen und meinte, der Arzt könne ruhig Mitglied bleiben, der Arierparagraph bezöge sich nicht auf ihn. Dennoch nahm Dr. Kretschmer an den Veranstaltungen ab dem 1. April 1933 nicht mehr teil. Die ‚Naturforschende Gesellschaft' hatte sich überhaupt nicht geäußert, kassierte aber noch ein oder zwei Mal den Jahresbeitrag. Dann blieb der Kassierer ohne weitere Erklärung aus. Auch die Dr. Kretschmer Wohlwollenden unter den Mitgliedern erhoben offensichtlich keinen Protest und akzeptierten, dass der Arzt, trotz seiner Ehrenmitgliedschaft, aus der Gesellschaft ausgeschlossen wurde.

Der Arierparagraph sollte nach den Richtlinien nicht auf Frontkämpfer Anwendung finden. Sicherlich hat Dr. Kretschmer von dieser Ausnahmeregelung gewusst, da er sie auch in Anspruch nehmen musste, um seine Zulassung bei der Krankenkasse zu behalten. Die Möglichkeit, trotz der Ausnahmeklausel Mitglied in den Vereinen zu bleiben, wollte er nicht wahrnehmen.

---

13 Ebd., S. 18: „(Ausschluß jüdischer Turner und Sportler): Der Arierparagraph wird bei allen deutschen Sport- und Turnvereinigungen eingeführt. Er findet nicht auf Frontkämpfer oder Hinterbliebene von Gefallenen des Ersten Weltkrieges Anwendung".

9.6 Die Situation in Deutschland wird unhaltbar

Ruth, die mittlerweile 18jährige Tochter des Ehepaars Kretschmer, hatte ein Jahr in Joigny sur Vevey am Genfer See ein Internat besucht und dort in einer Pension gewohnt. Ende April 1933 sollte sie nach Deutschland zurückkehren. Die Eltern befürchteten zwar, dass es durch den Aufstieg der NSDAP und ihrer antisemitischen Hetze zu neuen Gewalttaten kommen würde, konnten aber wegen Devisenschwierigkeiten den Auslandsaufenthalt nicht länger finanzieren. Es fand sich eine gute Lösung: Der Gatte der Pensionsinhaberin, Herr Anderfurten, erklärte sich bereit, Ruth nach Emden zu begleiten und dort einige Tage bei der Familie Kretschmer als Gast zu verbringen.

Die Rückkehr seiner Tochter wird sicher dazu beigetragen haben, dass Dr. Kretschmer sich mit dem Gedanken, Deutschland zu verlassen, stärker auseinandersetzte. Äußerte er sich zu Beginn des Jahres 1933 noch zurückhaltend, *„meine Praxis, die sich Ende 1932, und im Januar 1933 schon etwas gebessert hatte, ging wieder erheblich zurück. Immerhin hatte ich noch aus allen Kreisen der Bevölkerung Patienten, auch Beamte und Lehrer“* (JK 51), so formulierte er im April 1933 schon eindeutig. *„Da ich einsah, dass meine Situation in Deutschland unhaltbar werden würde, begann ich mit Vorbereitungen zur Auswanderung“* (JK 53).

Für Dr. Kretschmer, der seit 1903 mit den zionistischen Vorstellungen intensiv vertraut war und der seit Februar 1933 die ‚Zionistische Ortsgruppe Emden‘ leitete, kam selbstverständlich nur Palästina als Emigrationsland[14] infrage. Verständlicherweise wollte er sein Vermögen mitnehmen, um sich in Palästina eine neue Existenz aufbauen zu können. Einen großen Teil seines Vermögens hatte Dr. Kretschmer in der Firma J.M. Valk und Söhne festgelegt. Sein Schwiegervater und sein Schwager aber *„huldigten einem grossen Optimismus“* (JK 53) – trotz der Erfahrungen der zerstörten Schaufenster und der sich insgesamt verschlechternden Lage. Sie waren davon überzeugt, dass die Westmächte nicht untätig zusehen würden, was in Deutschland geschehe. Diese würden eingreifen und damit auch für die Juden eine Wendung herbeiführen. Die Familie seiner Frau war gegen die geplante Emigration und sah die Ereignisse der letzten Wochen eher als Ausnahmeerscheinungen an, die wieder vorüber gehen würden. Für sie war es undenkbar, Emden und damit Deutschland zu verlassen. Offensichtlich gab es auch

14 Dr. Kretschmer spricht, z. B. im vorhergehenden Zitat, eher eine freiwillige Entscheidung suggerierend, von Auswanderung.

zwischen den Eheleuten Kretschmer Auseinandersetzungen wegen der geplanten Emigration. Die deutschen Devisengesetze, die Reichsfluchtsteuer und das fest investierte Geld in der Firma Valk vergrößerten die Schwierigkeiten bei deren Planung.

Dennoch setzte Dr. Kretschmer seine Bemühungen fort. Bei der Auswandererberatungsstelle in Bremen und der Devisenstelle in Hannover erreichte er die Genehmigung zur Ausfuhr seines gesamten Vermögens nach Abzug der Reichsfluchtsteuer. Allerdings trat ein weiteres unerfreuliches Ereignis im Leben Dr. Kretschmers ein:

„Während des Schriftverkehrs darüber erkrankte ich um die Wende 1933/34 schwer an einer Blutvergiftung, die mich monatelang unfähig machte, meine Vorbereitungen fortzusetzen. Als ich genas, war die beste Zeit der Auswanderung leider verstrichen, außerdem begannen Anzeichen einer anderen inneren Erkrankung, die jahrelang von mir selbst und Collegen falsch gedeutet wurden in dem Sinne, dass meine noch zu erwartende Lebenszeit hoffnungslos verkürzt sei. Diese Diagnose erwies sich 1937 als falsch, ich wurde dann durch operativen Eingriff vollkommen geheilt. Durch alles dieses war meine Spannkraft erheblich vermindert und an ihre Stelle war eine Apathie getreten, die mich verhinderte, mit dem erforderlichen Nachdruck, auch auf die Gefahr erheblicher Differenzen mit z. T. nächsten Angehörigen hin, meine Auswanderungspläne zu fördern. Erst nachdem meine völlige Heilung, Anfang 1938, festgestellt war, nahm ich meine Auswanderungspläne mit Nachdruck wieder auf“ (JK 53f.).

Die Auswanderungspläne von Dr. Kretschmer in den Jahren 1933 und 1934 wurden trotz der versuchten Geheimhaltung bekannt. *„Der bekannte christliche Werftbesitzer Cornelius Cassens“* ließ ihm durch Bekannte ausrichten, *„er solle nicht auswandern. (...) Ähnlich äußerte sich der Zahnarzt Voget, der Mühlenbesitzer Peter Schmidt in Rysum und von den Kollegen der Frauenarzt Dr. Hoppe*“ (JK 54). Sie taten dies mit der Begründung, dass bald alles wieder so sein werde wie früher.

An dieser Stelle des Manuskriptes unterbricht Dr. Kretschmer seine chronologischen Aufzeichnungen. Sein Entschluss zur Auswanderung stand zunächst fest, und er wendet sich nun in der Retrospektive seinen Kollegen und vielen Patienten zu. In seiner Schilderung geht er über das Jahr 1933 hinaus und bezieht zum Teil die Zeit bis zur Emigration mit ein.

9.7 Kollegen und Patienten

Dr. Kretschmer wählt für seine Darstellung acht Kollegen aus, von denen fünf mit unterschiedlicher Intensität den Nationalsozialisten zuneigten, während drei sich eher solidarisch verhielten.

Einige Kollegen von Dr. Kretschmer waren begeisterte Stahlhelmer (wie viele bürgerliche Kaufleute und Handwerker in Emden) und politisch rechts eingestellt. Manche hatten gehofft, dass Hitler einen auf Autorität gegründeten Staat, wie vor dem Krieg, wiederherstellen würde. Als der Stahlhelm aufgelöst wurde, reagierten die Kollegen unterschiedlich. Einige erschienen bald in der braunen Uniform mit Hakenkreuz und waren offensichtlich begeisterte Anhänger der NSDAP. Andere waren nur deshalb in die Partei eingetreten, weil sie sich persönliche Vorteile erhofften.

- Der Vorsitzende des Ärztevereines, Dr. Robert M., fand *„sehr schnell den Weg zu den Nazis und trug auch bald die braune Parteiuniform, wenn auch nur gelegentlich“* (JK 55). Allerdings: *„Bei meinen Auswanderungsplänen war er mir, soweit Bescheinigungen und dergleichen erforderlich waren, behilflich, ohne irgendwelche Schwierigkeiten zu machen“* (ebd.).
- Der Augenarzt Dr. Hartmann *„war einer der ersten, die nach dem 30. Januar 1933 die braune Uniform trugen. Er trug sie übrigens nur selten und ließ auch sonst in der Öffentlichkeit wenig von seinem Nationalsocialismus merken“* (JK 55).
- Bei dem Frauenarzt Dr. Dilg, dessen Klientel klein war, hingen bald antisemitische Plakate im Wartezimmer und ebensolche Zeitschriften lagen aus. *„Er hatte seine Sympathie für Hitler schon nach dessen misslungenem Putsch 1923, wie schon erwähnt, bekundet“* (JK 56).
- *„Einer der notorisch unfähigsten Collegen war Dr. Tillmann. Er wurde sehr aktiver Nazi und beteiligte sich z. B. auch im Gegensatz zu allen anderen Collegen und überhaupt älteren Angehörigen der gebildeten Klassen an Strassendemonstrationen vor jüdischen Geschäften“* (JK 55).
- Dr. Chirurg Dr. Lüken *„war politisch rechts eingestellt und ein begeisterter Anhänger des im Wesentlichen für eine autoritative Staatsführung, möglichst unter einer Monarchie eintretenden ‚Stahlhelm‘“* (JK 56). Obwohl er sich eher negativ über den Nationalsozialismus geäußert hatte, erschien *„er eines Tages nach der Auflösung des Stahlhelm durch Hitler mit dem Hakenkreuz im Knopfloch“* (JK 57).
- Nachdem der Gynäkologe Dr. Hoppe Emden verlassen hatte, eröffnete Dr. Adler eine Frauenarztpraxis. Im Jahr 1935 wurde mit der Ostfriesi-

schen Tageszeitung eine antisemitische Beilage mit den Namen und Anschriften der zu boykottierenden jüdischen Ärzte und Rechtsanwälte verteilt, darauf war auch Dr. Adlers Name verzeichnet. Die OTZ hatte eine jüdische Großmutter von Dr. Adler ausfindig gemacht. Dr. Kretschmer schätzte diesen Kollegen sehr, weil dieser alle jüdischen Patienten zuvorkommend behandelt und später kein Honorar von den oft mittellos gewordenen Juden verlangt hatte.

- Mit dem Nervenarzt Dr. Barghoorn, der auch ein begeisterter Stahlhelmer gewesen war, pflegte Dr. Kretschmer eine gute kollegiale Zusammenarbeit. Noch im Jahre 1936 konnte er den Nervenarzt bei einer Patientin hinzuziehen. Die beiden Ärzte unterhielten sich während der Autofahrt sehr ungeschützt über die politische Lage. *„Diese Offenherzigkeit Barghoorns, die ihm in anderer Umgebung hätte gefährlich werden können, ist damit zu erklären, dass er bei mir als Juden vor Denunziation sicher zu sein glaubte. Er hatte im übrigen auch weiterhin eine beträchtliche jüdische Klientel, der er sich mit Bereitwilligkeit widmete“* (JK 57).[15]
- Der praktische Arzt Dr. Brunzema, *„der als eifriger Lutheraner Anhänger der evangelischen Bekenntnisgemeinschaft war“* (JK 57), war ein scharfer Gegner der Nationalsozialisten. *„Als ich ihn nach der erzwungenen Abgabe meiner Praxis 1938 bat, einige Patienten zu übernehmen, konnte er kaum Worte finden, um seine Teilnahme an dieser Berufstragik auszusprechen“* (JK 57). Die Familie Brunzema galt bei den Nazis als politisch unzuverlässig. Dr. Brunzema lehnte es konsequent ab, seine Kinder in die Hitlerjugend eintreten zu lassen. Schließlich wurde er ultimativ aufgefordert, seine Kinder zur Teilnahme zu schicken. Um der Aufforderung Nachdruck zu verleihen, drohte der Emder Vorsitzende des Ärztevereines mit dem Entzug der Kassenpraxis, und seine Tochter Emma wurde nicht zum Abitur zugelassen.[16]

---

15 In einem Brief von Dr. Barghoorn aus dem Jahre 1950 heißt es. „Sie wissen vielleicht, dass ich oft mit ihm [Dr. Kretschmer] zusammen Krankenbesuche gemacht habe – wie sind mir noch unsere Besuche im dem (jüdischen) Altersheim Klaas Tholen Straße in Erinnerung – und dann saßen wir beide mit einem ernsten Gesicht in dem Zimmer des Heimleiters neben dem Eingang und wussten doch nichts zu sagen, wenn er neben seinen Sorgen um die ihm Anbefohlenen sich noch darum sorgte, dass ich das Risiko auf mich nahm und auch noch meinen Wagen vor aller Augen vor der Tür stehen ließ“ (Aus dem Nachlaß von Dr. Barghoorn).

16 Die NSDAP Kreisleitung in Emden schrieb am 22.2.1943 an den Direktor der Oberschule für Mädchen in Leer: „Die Volksgenossin Emma Brunzema hat, trotzdem sie seit dem 27. Februar 1942 in Bundespflicht erfasst wurde, ihren Dient im BDM nicht zur vollen Zufriedenheit der Führerin ausgefüllt. Da es sich bei der Brunzema nicht um eine Nach-

- Mit dem Kollegen Dr. van Lessen bestand offensichtlich eine gute Zusammenarbeit. Seine Tochter, Frau Dr. Winterberg (geb. van Lessen), wohnte mit ihren Eltern und Geschwistern bis 1937 in Emden (vgl. das Interview im Anhang II, 3).

Weiterhin gibt Dr. Kretschmer die Aussagen von mehreren Patienten wider, die sich alle positiv über ihn als Arzt – und auch als Mensch – äußern[17] – *„eine kleine Zahl bewies mir ihre Treue und Anhänglichkeit bis zur Beendigung meiner ärztlichen Tätigkeit, bis hin und sogar nach meiner Auswanderung“* (JK 57). Es sind überwiegend Arbeiter und einfache Angestellte, häufig mit einer Verwurzelung in der evangelischen (*„der evangelischen Bekenntnisgemeinschaft“* [JK 58]) oder katholischen Kirche (ein *„glaubenstreuer Katholik“* [JK 60]), die sich mit ihm solidarisierten.

9.8 Dr. Kretschmer als Mieter im EVAG-Haus

Seit ihrem Einzug im Jahre 1919 wohnte die Familie Dr. Kretschmer im Hause der Emder Verkehrs-Aktiengesellschaft (EVAG). Um die Geschehnisse im Hinblick auf die EVAG und das Verhalten der Geschäftsführer erfassen und verstehen zu können, erscheint es sinnvoll, einiges über die Geschichte des Hauses und die Firma zu berichten.

„Nach Fertigstellung des Dortmund-Ems-Kanals und dem Beschluß eines anschließenden Kanalbaues von Herne nach Duisburg war um die Jahrhundertwende eine deutsche Rheinmündung in ihrem wesentlichen Teil abgeschlossen. Hinzu kam die um 111 sm günstigere Lage des preußischen

---

lässigkeit, sondern um ein böswilliges Versäumen des Dienstes handelt, bin ich der Auffassung, dass sie die Zulassung zur Reifeprüfung nicht erhalten kann, sondern dass man Sorge dafür tragen muss, dass die Br. zunächst einmal eine Dienstverpflichtung mit Lageraufenthalt erhält. Wenn sie sich dann in der Gemeinschaft dieses Lagers bewährt, dürfte es noch früh genug sein, sie zur Reifeprüfung zuzulassen. Die Familie Brunzema ist mir in Emden als eine Familie bekannt, die weltanschaulich völlig gegen den Nationalsozialismus steht und habe ich aus diesen Gründen das Versäumen des BDM-Dienstes der Emma Br. als böswillig angesehen. Heil Hitler, gez. Horstmann Bereichsleiter“ (Schuljahresbericht des Gymnasiums Leer aus dem Jahr 1992, S. 35). Erst mit Verfügung vom 10.7.1946 wurde Emma Brunzema das ‚Zeugnis der Reife zuerkannt.

17 Kurz erwähnt Dr. Kretschmer auch, dass die (evangelischen wie katholischen) Krankenschwestern, die in der ambulanten Gemeindepflege tätig waren, „gleichfalls“ zu ihm hielten (vgl. JK 59).

Hafens Emden zu Dover als beispielsweise die Entfernung zum Hamburger Hafen".[18]

Diese günstige Gegebenheit veranlasste die ‚Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft' mit weitgehenden Plänen in Emden eine Niederlassung zu errichten. Die Initiative ging von Albert Ballin[19], dem damaligen Leiter der HAPAG aus. Die HAPAG Lloyd suchte sich in Emden einen Geschäftspartner und verband sich mit der Westfälischen Transport-Aktien-Gesellschaft.

Im Jahre 1901 wurde in Emden feierlich und mit großem Aufwand die Seeschleuse eröffnet. Zu diesem Ereignis besuchte Kaiser Wilhelm II. die prunkvoll geschmückte Stadt. Die Leistungen der HAPAG und ihres Generaldirektors Albert Ballin fanden höchsten Dank und Würdigung in einer Geschenkurkunde der Stadt Emden unter dem Datum vom 8. August 1901 mit folgendem Text:

„Wir, Magistrat und Bürgervorsteher-Kollegium der Stadt Emden, urkunden hiermit und thun jedermann kund und zu wissen, dass wir in unserer Plenarversammlung vom 31. Juli 1901 einstimmig beschlossen haben, der Hamburg-Amerika-Linie, Actiengesellschaft in Hamburg, der größten Dampfschifffahrtsgesellschaft der Welt, welche unter ihrem Generaldirektor Ballin die deutsche Flagge und den deutschen Namen auf alle Oceane und in die fernsten Länder der Welt hinausgetragen und mit Ruhm dort vertreten hat und vertritt, in Anerkennung der großen Verdienste welche sich die genannte Gesellschaft um die Stadt Emden und ihren Seehafen durch die Einbeziehung des letzteren in ihren Großschifffahrtsbetrieb und Errichtung einer Zweignie-

18 Historische Darstellung der Entwicklung der EVAG.

19 Der Jude Albert Ballin trat 1886 in die HAPAG ein und wurde 1899 deren Generaldirektor. Die HAPAG stieg unter seiner Führung zur größten Reederei der Erde auf. Ballin setzte sich für eine enge politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Großbritannien ein; er war ein Vertrauter Kaiser Wilhelm II. (vgl. Stubmann 1960). Aus einem Gespräch mit Herrn Capell von der HAPAG-Lloyd: „Albert Ballin war ein großer hanseatischer Kaufmann mit guten Kontakten zum Kaiser, die gelegentlich als Freundschaft bezeichnet wurden. In der Firmengeschichte war er der große Führer der Firma HAPAG Lloyd, – er war das große Vorbild. Im Jahre 1866 trat er in die Firma ein und wurde 1899 Generaldirektor der HAPAG-Lloyd, die unter seiner Führung zur größten Reederei der Welt aufstieg. Viele leitende Angestellte gehörten ebenfalls dem jüdischen Glauben an. Unter Ballins Führung entwickelte sich eine außergewöhnlich gute und vertrauliche Atmosphäre in allen Bereichen der großen Seereederei. Er war anerkannt und geachtet und alle seine Anweisungen wurden ausgeführt. Aber als Mensch wurde er mißachtet. Wenn nach deutschen oder internationalen Konferenzen oder Sitzungen noch ein Umtrunk folgte, wurde Herr Ballin nicht eingeladen. Er konnte damit leben."

derlassung hierselbst, sowie durch Förderung aller auf Koncurrenzfähigkeit des hiesigen Hafens und des Schiffahrtskanals von Dortmund nach den Emshäfen gegenüber dem Auslande gerichteten Bestrebungen, ferner durch thatkräftige Unterstützung der Stadt in Bezug auf die Errichtung von Arbeiterwohnungen und Anlage einer elektrischen Bahn zwischen Stadt und Außenhafen usw. erworben hat, zur Erbauung eines Verwaltungsgebäudes, von dem wertvollsten Bauterrain, über das die Stadt verfügt, an der Ecke Ring- und Schweckendiekstraße, einen Bauplatz von etwa 600 Quadratmetern kostenfrei als Geschenk darzubringen.“ – Auf diesem Grundstück wurde das EVAG-Haus errichtet.

Zwischen Dr. Nicolai, der aus der Niederlassung in Tsing Tau in China abberufen und als Geschäftsleiter der neu errichteten Firma in Emden bestellt wurde, und Dr. Kretschmer entwickelte sich offenbar im Laufe der Zeit ein vertrauensvolles Verhältnis. Aus den Unterlagen, die die EVAG (als Nachfolgerin von HAPAG Lloyd) zur Verfügung stellte, lässt sich ersehen, dass stets ein gutes Verhältnis zwischen Vermieter und Mieter bestand. Die Geschäftsführer der EVAG und Dr. Kretschmer einigten sich offensichtlich schnell, wenn es galt, die Mietpreise zu verändern, eine Garage zu bauen oder eine Dunkelkammer im Keller des Hauses einzurichten.

So war nach der Inflation ein neuer Mietvertrag abgeschlossen worden, wonach die Miete 4 800 RM jährlich betrug (einschließlich Heizung und Warmwasserversorgung). Mit Schreiben vom 2. Juni 1933 bat Dr. Kretschmer nun die EVAG.

„Da ich durch die Zeitverhältnisse gezwungen bin, meine Ausgaben weitgehend zu rationieren, erbitte ich Ihre gef. Mitteilung, in welchem Umfange Sie in der Lage wären, die Miete für meine Wohnung und mein Sprechzimmer, seit 1. Januar 1932 zusammen monatlich 309,50 Mk – jährlich – 3 714 RM, herabzusetzen.“ Die EVAG entsprach der Bitte und setzte die Miete für die Wohnung um 25,-- RM monatlich herab.

In seinem Manuskript beschreibt Dr. Kretschmer diesen Vorgang wie folgt. „Als meine Praxis in den Jahren des Hitlerregimes immer weniger einbrachte, trat ich an die Leitung der EVAG ... mit der Bitte um Herabsetzung des Mietpreises heran. Die Miethe wurde dann etappenweise bis 250,-- RM monatlich herab gesetzt“ (JK 61).

Der zu diesem Zeitpunkt bereits in Hamburg wohnende Geschäftsführer Dr. Nicolai, der für die HAPAG in Emden noch eine Aufsichtsposition hatte,

versicherte Dr. Kretschmer ausdrücklich in einem Gespräch, dass dieser seine Wünsche wegen des Mietpreises weiterhin äußern solle. Man würde sie nach Möglichkeit erfüllen.

Der Zeitpunkt dieses Gespräches ist nicht zu ermitteln. Auf jeden Fall wird deutlich, dass Dr. Nicolai und die beiden anderen Geschäftsführer in Emden Wert darauf legten, dass Dr. Kretschmer in dem ‚privilegierten' Haus wohnen bleiben konnte.

Aus der Mietakte ist zu entnehmen, dass Dr. Kretschmer mit Schreiben vom 29. September 1933 die Wohnung und die Sprechstundenräume zum 31. Dezember 1933 gekündigt hatte. Er war zu diesem Zeitpunkt fest davon überzeugt, sehr schnell emigrieren zu können. Die Ende des Jahres 1933 eingetretene schwere Erkrankung führte jedoch dazu, dass er seine Emigrationspläne nicht weiter verfolgen konnte.

Da Dr. Kretschmer die Wohnung und die Sprechstundenräume bereits gekündigt hatte, hätte die EVAG nun froh sein können, den jüdischen Mieter auf eine ‚anständige Weise los zu werden'. Aus dem Schreiben des Herrn Hinz von der EVAG vom 24. Januar 1934 können wir jedoch entnehmen, dass aufgrund einer Unterhaltung die EVAG zur Kenntnis genommen hat, dass Dr. Kretschmer die Wohnung und die Praxisräume zunächst bis zum 30. Juni 1934 behalten wolle. Auch dem Wunsch nach Ermäßigung der Miete wurde erneut entsprochen, obwohl die Mietsätze bereits erheblich gesenkt worden waren. „Auf Grund unseres langjährigen Mietverhältnisses sind wir aber bereit, Ihren besonderen Umständen Rechnung zu tragen und für die Zeit bis einschließlich Monat Juni aus Ihren früher gezahlten Mietbeträgen monatlich M 125,- für die Wohnung und M 19,50 für die Warteräume zurückzurechnen."[20]

Noch weitere vier Jahre wohnte und arbeitete Dr. Kretschmer im Hause der EVAG. Als er nach der zwangsweisen Beendigung seiner ärztlichen Tätigkeit die Wohnung und Praxis im Herbst 1938 aufgeben musste, besprach er mit dem Prokuristen Hinz, von welcher Seite das Mietverhältnis aufgekündigt werden sollte. *„Er hatte den Wunsch, dass sie von mir ausginge, was auch geschah. Die Wohnung sollte bis zum 30. September, das Sprechzimmer könnte etwas später geräumt werden."* (JK 77)[21]

20 Schreiben der EVAG vom 24.1.1934.
21 Laut Gesetz verfiel im April 1939 jeglicher Mieterschutz für die jüdische Bevölkerung.

10 Die Jahre 1934 und 1935

Für die Zeit von April 1933 bis Frühjahr 1934 erhalten wir aus der Autobiographie von Dr. Kretschmer nur wenig Informationen In seinem Manuskript nimmt er seine chronologischen Erzählungen erst wieder mit dem Hinweis auf, dass er um die Jahreswende 1933/1934 schwer krank wurde und seine Emigrationspläne sich dadurch verzögerten.

Dr. Kretschmer hielt nun Vorträge in der Zionistischen Ortsgruppe in Emden und versuchte, möglichst viele Juden zur Emigration zu motivieren. Weiterhin erhielt jeder, der sich entschlossen hatte, nach Palästina zu gehen, als finanzielle Unterstützung 100,-- RM von der Ortsgruppe. Als die finanziellen Mittel dafür erschöpft waren, unterstützte Dr. Kretschmer die Emigranten aus eigenen Mitteln.

Dass diese Aktivitäten der Gestapo nicht unbekannt waren, lässt sich aus folgendem Eintrag entnehmen: „Am 26.8.35 fand eine Veranstaltung der Zionisten, Ortsgruppe Emden statt. Anwesend waren ungefähr 100 Personen. Die Veranstaltung ist überwacht, ein Grund zum Einschreiten lag nicht vor.“[1]

10.1 Ruth ‚geht auf Hachschara‘[2]

„Da meine 1933 in Angriff genommenen Auswanderungspläne, u. a. durch meine Erkrankung um die Jahreswende 1933/34, verzögert wurden, wollte meine Tochter, um die Zeit nicht ungenützt streichen zu lassen, eine landwirtschaftliche Ausbildungsstätte für jüdische Jugend aufsuchen, die es ihr ermöglichte, später, u. U. allein, ohne mich und meine Frau, nach Palästina auszuwandern, u. zw. wählten wir Gut Winkel bei Berlin“ (JK 61).[3]

Ruth hatte sich entschlossen, eventuell auch ohne die Eltern bzw. Großeltern nach Palästina auszuwandern. Nachdem sie aus der Schweiz zurückgekehrt war, hatte sie zunächst im Büro des Kaufhauses Valk gearbeitet, um sich mit

---

1 Stapostelle Regierungsbezirk Aurich. Bericht für August 1935. Wilhelmshaven, o. D. [Aug. 1935]. Kulke/ Jäckel 2004.

2 Hebräisch für Ertüchtigung, Zurüstung auf einen höheren Zweck, allgemein die Vorbereitung auf ein Leben in Palästina. ‚Auf Hachschara gehen‘ war ein feststehender Begriff.

3 Vgl. zum Gut Winkel auch http://forge.fh-potsdam.de/~SWABD/allg.htm; 20.11.2005.

kaufmännischem Schriftverkehr und dem Rechnungswesen vertraut zu machen; zusätzlich hatte sie sich bei einer Schneiderin ausbilden lassen.

Deutsche Zionisten hatten schon vor der Machtübernahme Hitlers so genannte Hachschara-Lager aufgebaut, in denen Menschen, die nach Palästina emigrieren wollten, für die Arbeit dort vorbereitet wurden. Für die jugendlichen Zionisten war eine besondere Vorbereitung auf Palästina unerlässlich.

Mit der Arbeit auf dem Gut Winkel sollten auch die gängigen Vorurteile abgebaut werden, dass Juden für handwerkliche und landwirtschaftliche Berufe nicht geeignet seien. Palästina brauchte vor allem junge Menschen, die bereit waren, diese Berufe zu erlernen, um Bauern, Gärtner, Handwerker oder Viehzüchter werden zu können. Die Mitglieder der Zionistischen Jugendbewegungen erwarben ‚auf Hachschara' diese Fähigkeiten, um damit ihre Chance zu vergrößern, ein Einreise-Zertifikat für Palästina zu bekommen.

Nachdem Ruth ihren Ausbildungsplatz auf dem Gut Winkel in der Nähe von Spreenhagen bei Berlin angetreten hatte, besuchten ihre Eltern sie dort zu Pfingsten 1934. In einem Dorfgasthaus des Ortes wurden sie sehr freundlich aufgenommen und konnten dort eine Woche bleiben. Die Dorfbewohner hatten guten Kontakt mit den etwa 100 Schülerinnen und Schülern, die in dem Gutsbetrieb ausgebildet wurden. Daneben waren auch bezahlte Arbeiter aus den umliegenden Dörfern auf dem Gut beschäftigt. Die meisten der Auszubildenden stammten aus wohlhabenden Familien und kamen oft in die Dörfer, um einzukaufen, so dass auch die Geschäfte und Handwerker wirtschaftliche Vorteile davon hatten. Den Dorfbewohnern war es jedoch überwiegend völlig unverständlich, warum diese offenbar gut situierten Jugendlichen die schwere Landarbeit erlernten.

10.2 Es gibt keine Zukunft für Juden in Deutschland – Beispiele

„Da ich 1934 eingesehen hatte, dass meine Auswanderung sich verzögern oder ganz unmöglich werden würde, so beschloss ich sicherheitshalber wenigstens einen kleinen Teil meines Vermögens nach Palästina zu transferieren, als sich die Möglichkeit dazu bot, auch ohne selbst auszuwandern, und zwar durch die Schaffung des sogenannten Sonderkonto II" (JK 62).

Diese Maßnahme schien seine Bank zu überraschen: Als Dr. Kretschmer die umständlichen Formalitäten für den Geldtransfer endlich abgeschlossen hatte, war der Direktor der Emder Bank entsetzt darüber, dass der Arzt mit einem Teil seines Vermögens so leichtsinnig disponiere. Dr. Kretschmer verzich-

tete, den Bankdirektor darauf hinzuweisen, dass es nach seiner Erkenntnis keine Zukunft für Juden in Deutschland geben könne.

Ebenfalls 1934 behandelte Dr. Kretschmer zum letzten Mal die Familie des Fürsten Knyphausen. Der Arzt war in dieser Familie bei allen Besuchen freundlich aufgenommen worden. Jetzt war die Gräfin Bismarck unheilbar krank. Sie war mit der Behandlung des Arztes *„naturgemäß“* nicht zufrieden, sondern begab sich zu einem *„Heilkundigen“,* starb aber nach einiger Zeit. Auffallend ist, dass Dr. Kretschmer bezüglich der Fürstenfamilie keine Vermutungen darüber anstellt, ob es auch möglich wäre, dass diese aufgrund des ausgerufenen Boykotts ihren jüdischen Facharzt nicht mehr gerufen hatte.

Pastor Möhlmann war ein überzeugter Missionar und Gegner des Nationalsozialismus und wurde in weiten Kreisen Emdens aufgrund seiner Predigten geschätzt. In einer seiner Predigten sprach er sich für den Schutz der Juden aus.

Als Pastor Möhlmann im Jahre 1933 eine Beerdigung abhalten musste, wiegerte er sich, in das Taxi mit der Hakenkreuzfahne zu steigen und verlangte deren Entfernung. Das Taxi hatte ihm die Trauerfamilie geschickt.

„Ende 1933 konnte er die geistliche Tätigkeit in seinem Sinne nicht mehr ohne persönliche Gefahr ausüben und nahm seinen Abschied. Pastor Möhlmann war ein eifriger Lutheraner und Anhänger der evangelischen Bekenntnisgemeinschaft, der in seinen Kanzelreden oft genug Stellen aus dem von den Nazis verfemten Alten Testament zugrunde legte und das Unchristliche der Rassentheorie charakterisierte. (...) Er wurde in weiten Kreisen Emdens wegen seiner aufrechten Persönlichkeit und als glänzender Kanzelredner sehr geschätzt. (...) Einmal setzte er mir auseinander, dass ich mich taufen lassen müsse, wobei er die auch von Kardinal Faulhaber[4] betonten Gedanken näher ausführte, dass das Alte Testament seine Erfüllung im Neuen Testament, d. h. im Christentum fände. Da seine Auseinandersetzungen geraume Zeit in Anspruch nahmen und meine Zeit drängte, so konnte ich ihm nur kurz erwidern, dass ich jetzt am allerwenigsten zur Taufe bereit sei“ (JK 63).

Dr. Kretschmer hat sich immer wieder mit der christlichen Lehre auseinandergesetzt und besuchte den lutherischen Pastoren Möhlmann einige Male

4 Als die NS-Führung immer stärker ihre Rassenideologie verfolgte, griffen die Bischöfe von Michael Faulhaber und Graf von Preysing im Jahre 1935 die Regierung an. Im Jahre 1941 verlangte Kardinal von Faulhaber vergeblich vom Gesamtepiskopat einen Protest gegen die Deportationen der Juden; vgl. Bracher 1993.

auf Burg Berum. Das ist umso erstaunlicher, wenn man weiß, dass Burg Berum immerhin fast 30 km von Emden entfernt ist. Dr. Kretschmer hatte offenbar großes Interesse an den Gesprächen, hatte er doch die Sicherheit, dass er hier offen sprechen konnte. In seinem Manuskript betont er an verschiedenen Stellen, dass er die Sinnesart der anderen kennen lernen wollte. Dieses oft geäußerte Interesse könnte darauf hin deuten, dass er zu einer Taufe bereit gewesen wäre, wenn die christliche Lehre und das sich aus dieser Lehre ergebende Verhalten der Christen ihn überzeugt hätten. Möglicherweise hat Pastor Möhlmann die Gefahren erkannt, die von der NS-Regierung für die Juden ausging und gehofft, dass Juden, wenn sie sich taufen ließen, eine Zukunft in Deutschland haben könnten.

Im August des Jahres 1934 ereignete sich ein weiterer Vorfall, der Dr. Kretschmer in der Ansicht bestärkte, dass es für die Juden keine Zukunft in Deutschland mehr geben könne. Er wurde nachts gegen drei Uhr telefonisch gebeten, zu Isaak van der Walde in der Adolf Hitler-Straße zu kommen. Dr. Kretschmer fuhr mit dem Auto dorthin, fand die Haustür verschlossen und auch einen anderen Namen an der Tür. Es war alles stockdunkel, obwohl bei einem Krankheitsfall doch üblicherweise das Haus oder die Wohnung erleuchtet war.

Während Dr. Kretschmer sich noch suchend umsah, kamen zwei jüngere Männer, von denen einer die braune Uniform trug, auf ihn zu und fragten in ziemlich drohendem Ton, was er suche. Die Männer wollten sich dann in den Wagen setzen und dem Arzt die Wohnung zeigen. *„Ich ließ dies nicht zu, sondern fuhr schleunigst nach Hause, da ich eine Mystifikation und Hinterhältigkeit vermutete“* (JK 64). Dr. Kretschmer ließ das Auto vor der Tür stehen und fragte telefonisch bei Isaak van der Walde an, der bestätigte, dass er keinen Arzt gerufen habe. Als Dr. Kretschmer nun seinen Wagen in die Garage fahren wollte, stellte er fest, dass die beiden Männer ihm auf einem Motorrad gefolgt waren. Sie boten ihm noch einmal an zu zeigen, wo van der Walde wohne. Der Arzt erklärte ihnen, dass er nicht zu van der Walde müsse, aber die Männer verlangten nun, dass Dr. Kretschmer ihnen folgen müsse. Erst als Dr. Kretschmer den Männern versicherte, mit ihnen zur nahe gelegenen Polizeiwache gehen zu wollen, erlaubten sie ihm, das Garagentor zu schließen. Auf der Polizeiwache wurde zunächst kein Protokoll aufgenommen, sondern alle drei wurden nach Hause geschickt. Am nächsten Tag fertigte Dr. Kretschmer ein Protokoll an, ohne jedoch Anzeige zu erheben, *„wobei mich der Gedanke leitete, dass es Sache der Polizei sei, dafür zu sor-*

gen, dass die Ärzte unangefochten ihren im öffentlichen Interesse liegenden Dienst wahrnehmen könnten" (JK 64). Ein guter Bekannter bei der Kriminalpolizei, dessen Familie Dr. Kretschmer oft behandelt hatte, nahm auch ein Protokoll auf und stellte ihm anheim, Anzeige wegen Hausfriedensbruch zu erstatten mit der Begründung, dass die Männer ihm zunächst verwehrt hatten, das Garagentor zu schließen. Der Beamte bestätigte ihm inoffiziell, dass es sich bei dem Vorfall um eine Täuschung gehandelt habe. Dr. Kretschmer war sich sicher, dass in einer anderen Zeit die beiden eine Strafe bekommen hätten. *„Eine solche kam, da der Leidtragende Jude war, gar nicht in Frage"* (JK 65). Er war sich ferner darüber im Klaren, dass es für ihn hätte schlimm werden können, wenn er sich in erregtem Zustand zu einer Unbesonnenheit hätte hinreißen lassen.[5]

10.3 Die Reise nach Palästina

Im Jahr 1934 besuchte ein Vetter von Elisabeth Kretschmer, Hans Stein, seine Familie in Emden. Hans Stein war schon im Jahre 1928 nach Palästina ausgewandert. Er berichtete in der Familie und in der zionistischen Ortsgruppe über seine Existenzgründung im sozialistischen Kibbuz Givat Brenner, über das schwere Leben in Palästina, den Verlauf der zionistischen Einwanderung und den Aufbau des Landes[6] – und Dr. Kretschmer fühlte sich angesprochen:

„Als langjähriger eifriger Zionist hatte ich immer viel Propaganda unter den Juden für das jüdische Aufbauwerk in Palästina gemacht, nicht unerhebliche Spenden gegeben und auch aktiv Geldsammlungen bewirkt, viel darüber gehört, gelesen ..., aber wegen anderer notwendiger oder näherliegend

5 Dr. Albert Dreyfus berichtet in seiner ebenfalls im Rahmen des Preisausschreibens eingereichten Autobiographie von einem ähnlichen Erlebnis. Als er eines Morgens um fünf Uhr telefonisch zu einer schwer kranken Frau gerufen wurde, fragte er telefonisch aufgrund des Drängens seiner Frau bei der Patientin nach, nur um zu erfahren, dass dort alles in Ordnung sei und keiner den Arzt gerufen habe. Als er die Polizei bat, eine Streife zu dem Haus zu schicken, wohin er hinterhältig gerufen worden war, erfolgte die Antwort, es sei kein Beamter frei. „Bald stellte es sich heraus, dass an vielen Orten gerade viel beschäftigte jüdische Ärzte durch fingierte Rufe in der Nacht auf die Straße gelockt wurden. Dort fing man sie ab, zum Teil beraubte man sie, teils wurden sie schlimm zugerichtet" (AD 16).

6 Im Jahre 1937 kam Hans Stein noch einmal nach Emden und nahm dann auch seine Mutter mit in die neue Heimat. In beiden Jahren organisierte er den Transport von siebzig Kühen nach Palästina, die dort für die Rinderzucht dringend gebraucht wurden.

erscheinender Reisen, die mit viel Zeitverlust und Geldkosten verbundene Reise nach Palästina immer versäumt“ (JK 65).

Einerseits war Julian Kretschmer schon im Jahre 1903 Mitglied der zionistischen Ortsgruppe Breslau geworden und bezeichnete sich als *„eifrigen Zionisten“*. Andererseits hatte er für sich und seine Familie erst nach der Übernahme der Regierung durch Adolf Hitler beschlossen auszuwandern. Seine immer noch bestehenden Krankheitserscheinungen ließen ihn annehmen, dass seine Lebenszeit nur noch begrenzt sei. Die Berichte von Hans Stein werden vermutlich dazu beigetragen haben, dass Dr. Kretschmer sich entschloss, Palästina wenigstens einmal vor seinem vermeintlichen baldigen Lebensende zu sehen. So ergriff er freudig eine sich ihm bietende Gelegenheit zu einer Reise dorthin.

Abb. 20: Dr. Kretschmer (3. von links) auf der Ausonia

Im Dezember 1934 brach er von Emden auf und fuhr von Venedig mit dem italienischen Dampfer ‚Ausonia‘ über Alexandria nach Palästina. Auf der Hinreise waren auf dem Dampfer *„nur ein Viertel Juden. Der Rest gehörte den verschiedensten Nationen an, darunter waren auch Deutsche“* (JK 65).

„Wir verkehrten sehr freundschaftlich, jedoch kam es – auch aus Vorsicht meinerseits – nicht zu politischen Gesprächen. Die Reise selbst bot auch genügend anderen Gesprächsstoff, indem sie dem humanistisch Gebildeten längst vertraute geographische Begriffe nunmehr als Wirklichkeit sehen liess. Nebel (einer der Mitreisenden) gab diesem Gedanken Ausdruck, indem er beim Anblick zum Beispiel von Ithaka, der peloponnesischen Küste und Kreta immer wieder ausrief: „Es ist phantastisch“. Dazu kamen die interessante Bordgesellschaft mit ihrem Sprachengewirr und nicht zuletzt die erlesenen Genüsse, welche die vorzügliche Küche des Luxusdampfers bot, was alles von den politischen Verhältnissen in Deutschland

ablenkte. Ich selbst fühlte mich, wie wohl alle mitreisenden Juden, einmal frei von dem in Deutschland auf der Seele lastenden Druck. Auch in Palästina fühlte ich mich recht glücklich. Erst auf der Rückreise trat drohend wieder der Gedanke an die deutschen Verhältnisse vor die Seele und in München, wo ich ohne jegliche Gesellschaft am 15. Januar wieder eintraf und unglücklicherweise bis zum nächsten Tag bleiben musste, um passenden Fahrtanschluß für die Heimreise nach Emden zu bekommen, fühlte ich mich völlig unglücklich“ (JK 66).

Dieser Abschnitt des Manuskripts enthält eine Reihe außergewöhnlicher Elemente. Erstmalig, nach einer längeren Unterbrechung in seinem Text, unterscheidet er wieder zwischen Juden und Deutschen, so wie er es im ersten Drittel seines Manuskriptes kontinuierlich getan hat. Seine Schilderung der Hinreise wirkt wie eine Erzählung und enthält Aspekte seines emotionalen Erlebens, wie wir sie an keiner anderen Stelle finden. Von Emotionen oder Gefühlen spricht der sonst so distanziert und introvertiert wirkende Arzt erstmalig (nicht einmal bei seiner Promotion, seiner Hochzeit oder der Geburt von Ruth hat er das getan) und lässt damit deutlich werden, wie belastend und demütigend sein Leben in Emden geworden war. Die Reise auf dem Luxusdampfer und der unbelastete freundschaftliche Umgang mit vielen Menschen erfüllten ihn offensichtlich mit Freude und dem Gefühl von Freiheit. Selbst in der Retrospektive wird deutlich, wie entspannt er auf der Hinreise war. Er schließt sich sogar zwei Mitreisenden, einem Studienrat aus der Eifel und einem Fabrikanten aus Elberfeld, an und verkehrt freundschaftlich mit ihnen. Aus dem Text geht nicht hervor, ob die beiden Mitreisenden Juden waren. Dies ist eher zu verneinen, denn dann hätte er keine politischen Gespräche meiden müssen.

Die Zeit in Palästina beschreibt er einschränkend als *„recht glücklich“*, teilt jedoch nicht mit, wo er gewesen ist, wen er besucht oder ob er eine Existenzmöglichkeit gesehen hat. Sicher hat Dr. Kretschmer neben den Verwandten seiner Frau auch mit Ärzten gesprochen, die schon in Palästina lebten. Wir wissen, dass er auch seinen Kollegen Dr. Danziger aufsuchte, mit dem er in Deutschland auf kollegialer Ebene verbunden war. Diesem vertraute er einen Geldbetrag mit der Bitte an: „Kauf mir damit ein Stückchen Erde“.[7]

Die Nacht in München verbrachte Dr. Kretschmer in einem Hotel in der Hirtenstraße. Aus Anlass der für Deutschland erfolgreichen Abstimmung im

7 Aus einem Gespräch mit den Enkelkindern.

Saargebiet[8] fand in der Stadt eine militärische Parade statt. Obwohl Dr. Kretschmer wusste, dass die Reichswehr verstärkt worden war, war er überrascht von der Größe der Truppe. Die Bevölkerung feierte begeistert den Anschluss des Saarlandes an das Reich. Dr. Kretschmer hatte bisher vermutet, dass viele Deutsche nicht mit dem Naziregime einverstanden seien. Dieser Eindruck kann nur durch einen Verdrängungsprozess entstanden sein, denn die NSDAP hatte am 5. März 1933 bei den letzten Mehrparteienwahlen 43,9 % der Wählerstimmen erreicht.

„Die Erinnerung an diese Reise wirkte noch lange in mir nach und ich erzählte Juden und auch einigen Christen *so viel davon, dass diese sich nur wunderten, dass ich nicht in Palästina geblieben wäre, da sie sich von den Schwierigkeiten einer Auswanderung mit Familie und möglichst auch einiger Habe und die meisten Christen in Deutschland damals auch von der Bedeutung und den Folgen der Devisenvorschriften für den Einzelnen kein Bild machen konnten."* (JK 66f.)

Das ambivalente Denken und Handeln Dr. Kretschmers wird durch dieses Resümee deutlich. Die demütigenden Ereignisse des Jahres 1933 und die Angst vor *„dem Schlimmsten"* hatten zwar bewirkt, dass er seine Emigration plante und seine Tochter bereits auf einem landwirtschaftlichen Ausbildungsgut arbeitete, aber die Angst vor einem Neuanfang in dem ‚gelobten Land' ohne berufliche Existenz und ohne die Möglichkeit sein Vermögen transferieren zu können, war immer noch stärker.

10.4 „Nazimethoden"

Im Jahre 1934 konnten viele jüdische Geschäfte in Emden wieder einen leidlichen Umsatz verbuchen, und die jüdischen Geschäftsinhaber waren durch die Anordnung beruhigt worden, dass sich die ‚Arisierung' nur auf das kulturelle und politische und nicht auf das wirtschaftliche Leben auswirken würde.

Dennoch: Die Lageberichte der Gestapo in Wilhelmshaven zeigen, dass auch in Ostfriesland alle jüdischen Veranstaltungen überwacht und protokolliert wurden, wie folgendes Beispiel zeigt. Am 17.2.1935 hielt der ‚Centralverein

8 Am 13. Januar 1935 erfolgte die Abstimmung im Saargebiet. 91 % der Bevölkerung stimmte für die ‚Rückgliederung' (vgl. Bracher 1993).

deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens‘ in Wilhelmshaven eine Bezirkstagung ab, auf welcher der Referent Dr. Weinberg ausführte:

„Trotz allem, was geschehen ist, stehen wir auch heute noch zum Deutschtum ... Der Umsturz 1933 hat die Ausgliederung des Judentums aus dem Reich herbeigeführt, hat das Judentum aus seiner Existenz herausgerissen ... Wir müssen uns selbst zurückbringen.“[9]

Für den Standpunkt des Centralvereins sprach sicherlich auch, dass jüdischen Kriegsteilnehmern noch 1935 das Ehrenkreuz für Frontkämpfer verliehen wurde. Dr. Kretschmer erhielt diese Auszeichnung am 11. März 1935. Jüdische Frontsoldaten, die bereits nach Palästina ausgewandert waren, erhielten ihre Auszeichnung sogar nachgesandt.

Zu dieser Veranstaltung existiert auch eine Niederschrift in den Akten der Gestapo: „Der Central Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, Ortsgruppe Wilhelmshaven, hielt am 17.2.35 um 16 Uhr im Gesellschaftshaus eine Bezirkstagung ab, zu der 110 Personen (sic) 70 männliche und 50 weibliche erschienen waren. Als erster Redner sprach der erste Vorsitzende des Landesverbandes Nordwest Deutschland, *Herzberg*, über die Organisation des Central Vereins. Er wies darauf hin, dass alle Organe dieser Vereinigung ihre Pflichten jeder Zeit erfüllt haben. Der Verein kenne keine Grenzen, er habe jeder Zeit allen jüdischen Menschen geholfen. Hierauf erteilte er dem Referenten, Dr. *Weinberg* aus Berlin, das Wort. Dieser führte aus: ‚Ich bin zu Ihnen gekommen, im Auftrage des Centralvereins, um restlose Klarheit zu schaffen, welche Ziele wir noch aufrichten können. Trotz allem was geschehen ist, stehen wir auch heute noch zum Deutschtum. Als die Märzwogen über uns zusammenschlugen und keiner wußte, was geschehen würde, haben wir uns entschlossen, allen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Wir haben keinen nach seiner Gesinnung gefragt, wir haben alle bei uns aufgenommen, so wie sie kamen. Aus der Erkenntnis heraus haben wir das Judentum zusammengeschlossen. Der Umsturz 1933 hat die Ausgliederung des Judentums aus dem Reich herbeigeführt, hat das Judentum aus ihrer [sic] Existenz herausgerissen. Die Juden waren seit mehr als 1 000 Jahren in Deutschland ansässig und plötzlich wurden sie ausgeschaltet. Heute nach 2 Jahren müssen wir feststellen, daß es für uns nur noch die Lösung gibt, auszuwandern. Wir müssen uns selbst zurückbringen, denn es muß gesorgt werden für 400 000 Menschen. Es ist im deutschen Judentum die alte

9 Akten des Staatsarchivs in Aurich, Rep. 16/1 Nr. 1024.

Kraft zusammen geblieben und braucht nicht erst dem Judentum zugeführt werden‘. Seine weiteren Ausführungen waren ohne Bedeutung. Zu irgendwelchen Störungen ist es nicht gekommen.“[10]

Im Laufe des Jahres 1935 nahm die antisemitische Propaganda und Hetze gegen die jüdische Bevölkerung wieder zu. Schon im Vorfeld der Nürnberger Gesetze kam es in der ostfriesischen Stadt Norden zu einem beschämenden Vorfall. Am 22. Juli 1935 wurde ein junger Jude mit einem ‚arischen Mädchen‘ von der SA durch die Straßen der Stadt geführt. Dem jungen Mann wurde ein Schild umgehängt mit der Aufschrift „Ich bin ein Rasseschänder“, während dem Mädchen ein Plakat umgehängt wurde auf dem stand: „Ich bin ein deutsches Mädchen und habe mich vom Juden schänden lassen“. Ein weiteres Mädchen wurde ebenfalls auf diese Weise durch die Stadt geführt. Ihr Freund konnte sich bei Nachbarn verbergen. Die Ostfriesische Tageszeitung berichtete über den Vorfall unter der Schlagzeile: „Unerhörte Provokationen durch jüdische Rasseschänder“[11]. Diese demütigenden Zwangsmaßnahmen in Norden ereigneten sich fast zwei Monate vor der Verabschiedung der ‚Nürnberger Gesetze‘. Offensichtlich waren die Nationalsozialisten in Ostfriesland auch bei diesen Gesetzen Vorreiter im Vollzug.[12]

Dr. Kretschmer kannte diese „Nazi-Methoden“ und wusste auch, dass das christliche Dienstmädchen in seinem Haushalt eine Freundschaft mit dem Juden Polly Cohen unterhielt, der in Emden sehr unbeliebt war. Eines Tages erschien die Schwester des Dienstmädchens sehr aufgeregt und teilte mit, dass ihre Schwester sofort an einen anderen Ort müsse, um den gewalttätigen SA-Leuten zu entgehen. Der Arzt brachte diese sofort in seinem Auto mit verhängten Fensterscheiben zum Bahnhof, damit sie nach Oldenburg fahren konnte. Auch der junge Mann fuhr einige Tage von Emden fort. Nach einigen Tagen kehrte das Dienstmädchen aus Oldenburg zurück. Aus Angst wagte sie sich aber wochenlang nicht mehr auf die Straße. Dr. Kretschmer kommentiert den Vorgang wie folgt. *„Der Alarm scheint blind gewesen zu sein, denn wir hörten nichts von den Nazis“* (JK 67). Allerdings ist einem Artikel der Exil-

10 In: Stapostelle Regierungsbezirk Aurich, Bericht für Februar 1935 („Gesamtübersicht“), Wilhelmshaven, o. D. [Feb. 1935], BArch; R 58/3035 c; In: Kulke/Jäckel 2004.

11 Forster/Schwickert 1988, S. 60.

12 In dem von Hildegard Bollmann eingesandten Manuskript beschreibt die Einsenderin, dass sie schon im April 1933 mit Schildern mit der Aufschrift: ‚Ich Schwein habe mich mit einem Juden abgegeben‘ um den Hals mit acht oder neun weiteren Frauen durch die Stadt Berlin getrieben wurde.

SPD aus dem Jahre 1935[13] zu entnehmen, dass eine solche Aktion geplant war. „In Emden sollte ein Jude durch die Straßen geführt werden. Er konnte sich durch die Flucht rechtzeitig der Marter entziehen. Darüber war die SA außerordentlich empört, während die Bevölkerung unverhohlen ihre Freude ausdrückte, dass der Jude den Burschen entwischen konnte.“[14]

„Eine solche Demütigung erfolgte jedoch in Emden einige Zeit darauf tatsächlich, allerdings aus einem anderen Grund als ‚Rassenschande‘“ (JK 67). Wegen Differenzen mit den Nationalsozialisten wurde der Oberbürgermeister Mützelburg gewaltsam durch die Stadt geschleppt, während bewaffnete SA-Leute die Begleitung bildeten. Aus der Bevölkerung rührte sich keine Hand zur Verteidigung des Oberbürgermeisters und die Polizei beschränkte sich darauf, die Straße freizuhalten. „Zu einem offenen Prozeß fand jedoch niemand den Mut, obwohl schon damals die Sympathie für die Nazis und ihre Methoden erheblich im Schwinden begriffen war, wie ich gelegentlich der gross angelegten Propagandaumzüge im August 1935, die der Vorbereitung des Parteitages in Nürnberg dienten, feststellen konnte. Ein solcher Umzug bewegte sich auch an einem Sonntag durch die Straßen Emdens, nachdem er vorher bereits durch andere Orte gezogen war. Er bestand aus einer grossen Anzahl von Lastautos, vielleicht über 100, sodass der sonstige Verkehr fast völlig lahmgelegt war. Die Wagen waren von SA Leuten, und mit mehr oder weniger humoristischen, aber jedenfalls sehr handgreiflichen Plakaten und Zeichnungen besetzt, die ihre Spitze gegen alles mögliche richteten, was nicht ausgesprochen nationalsozialistisch war, z. B. die evangelische, die katholische Kirche, den Stahlhelm, vor allem natürlich gegen die Juden … Die Bevölkerung schien eine Berührung mit dem Zug zu vermeiden.“ (JK 68)

Etwa zur gleichen Zeit häuften sich aber auch wieder die Ansammlungen und Demonstrationen vor den größeren jüdischen Geschäften. SA-Posten, die den Stürmer anboten, standen häufiger vor dem Kaufhaus Valk. Es waren vor allem *„Kinder und Jugendliche“,* die auf Kommando johlten, wenn ein Kunde das Kaufhaus verließ. Nach diesen Aktionen hatten immer weniger Kunden den Mut, jüdische Geschäfte zu betreten. Damit ging der Umsatz erheblich zurück.

---

13 Berichte der Exil-SPD 1934–1940, 2. Jahrg., S. 927

14 Gemeint ist Leopold Cohen, der in der Pogromnacht 1938 von der SA und der SS schwer misshandelt wurde.

Nach der Interpretation von Dr. Kretschmer handelte es sich bei den gegen die Juden gerichteten Vorfällen um Aktionen von Jugendlichen und Kindern. Offensichtlich schildert Dr. Kretschmer ‚um der Gerechtigkeit willen' sehr ausführlich, dass auch der Oberbürgermeister Mützelburg als Nichtjude den Brutalitäten der SA ausgesetzt und durch die Stadt geschleppt worden war. Erstmalig nennt er auch den Namen des SA-Führers Bennmann[15], einen der führenden Emder Nationalsozialisten, der maßgeblich in der Nacht vom 9./10. November 1938 an dem ‚Aufholen der jüdischen Bürger' beteiligt war. Die Schilderung des ‚Umzuges' mit dem Oberbürgermeister nimmt im Vergleich zu den Vorfällen vor dem Kaufhaus Valk (nur ein kurzer Absatz) einen viel größeren Raum ein.

Liest man die Vorfälle vor dem Emder Kaufhaus Valk im Mai 1935 in den Akten des Staatsarchivs in Aurich nach, so stellt sich der Sachverhalt doch wesentlich dramatischer dar: „Am 11. Mai 1935 wurde auf Veranlassung der Kreisleitung von einem SA-Mann vor dem Kaufhaus Valk die Zeitung ‚Der Stürmer' verkauft. Der SA-Mann trug ein Schild vor der Brust mit der Aufschrift: „Kauft nicht bei Juden". Damit sollte das Publikum veranlasst werden, das Kaufhaus nicht zu betreten. Daraufhin versammelte sich eine große Menschenmenge vor dem Haus. Da am selben Tag angeblich eine Verkehrskontrolle angeordnet war, meldeten die in der Nähe des Kaufhauses aufgestellten Posten, dass ein Durchkommen von Fahrzeugen aufgrund der vielen Menschen in der Straße ‚Zwischen beiden Sielen' nicht möglich sei. Der Polizeikommissar ordnete an, dass zwei Personen, die schon den ganzen Tag dort herumgestanden hatten, zur Wache gebracht werden sollten. Nach Intervention des Obersturmbannführers B. durften die Männer gehen, – es hatte sich um SA-Männer gehandelt. ‚Im Einvernehmen mit dem Herrn Oberbürgermeister ist von jeglichem polizeilichen Einschreiten abgesehen worden, da erfahrungsgemäß bei solchen Anlässen das Erscheinen von Polizeibeamten erst zu weiteren Menschenansammlungen führt'. Am Samstag darauf wiederholten sich solche Vorfälle, und offensichtlich in den folgenden Monaten immer wieder."[16]

Um zu vermeiden, dass Kunden das Kaufhaus durch den Hinterausgang verlassen konnten, wurde der Ausgang mit Stacheldraht versperrt. Am 20. Mai 1935 teilte die Firma Valk u. Söhne dem Oberbürgermeister mit:

---

15 Führer der SA Standarte 2, Obersturmführer.
16 Staatsarchiv Aurich Rep. 16/Nr. 970

„Die Art der Belästigungen hat die der Vorwoche bei weitem übertroffen. Auf unsere telefonische Bitte um polizeiliche Abstellung wurde uns von der Polizeiwache erwidert, dass sowohl der Herr Oberbürgermeister als auch der Herr Polizeikommissar ortsabwesend seien. Der von uns erbetene Schutz wurde nicht gewährt. Es war zwischen 5-6 Uhr, 6.45, nachdem man uns den Hinterausgang mit Draht unbenutzbar gemacht hatte, baten wir wieder um Abhilfe, jedoch ohne Erfolg. ... Da sich die Vorfälle wiederholt haben, steht zu befürchten, dass sie sich mangels polizeilichen Einschreitens auch in Zukunft wiederholen werden. Wir bitten daher den Herrn Oberbürgermeister, rechtzeitig das Erforderliche zu veranlassen, damit derartige Vorfälle in Zukunft unterbleiben oder durch ein sofortiges polizeiliches Eingreifen beseitigt werden können.“[17]

Am 22. Mai 1935 wurden durch einen Kommissar sechs Zeugenaussagen protokolliert, die zusammengefasst im Wesentlichen aussagen: Unter den in Gruppen zusammenstehenden Menschen befanden sich auch Juden, deren Anwesenheit provozierend und aufreizend wirken sollte. Einem zweiten Zeugen war aufgefallen, dass der Schwiegersohn des Valk, Dr. Kretschmer, in der Nähe des Kaufhauses stand und durch Gebärden die Leute aufforderte, größeren Lärm zu machen. Dies bestätigte auch der nächste Mann und fügte hinzu, dass in der Nähe des Kaufhauses ein Posten von den Juden aufgestellt worden sei, der nach einiger Zeit wechselte. „Auch aus den oberen Stockwerken des Hauses grinste wiederholt ein Angehöriger des Valk heraus. Im übrigen habe ich den Eindruck, dass Valk bzw. seine Glaubensgenossen sich an Angehörige früherer marxistischer Verbände gewandt haben, um diese zu veranlassen, bei Menschenansammlungen vor dem Geschäft Valk sich auch einzufinden, denn auch grössere Trupps dieser ehemaligen Verbände waren zu sehen.“[18]

Der bereits von Dr. Kretschmer erwähnte Kollege Dr. Tillman war offensichtlich ein solch überzeugter und radikaler Nationalsozialist, dass er sich nicht nur an dem Boykott aktiv beteiligte, sondern es sich nicht nehmen ließ, vor dem Kaufhaus Valk die Kunden zu fotografieren, die das Geschäft betraten. Mit Schreiben vom 24.5.1935 übersandte er dem Kommissar „die erwünschten Aufnahmen in der Hoffnung, dass Sie sehr viel damit anfangen werden und dass sie der Bewegung und damit dem Staat von Nutzen sein

17 Ebd.
18 Ebd.

werden. ... Ich übersende Ihnen daher die Bilder mitsamt Film privatim und darf dabei an die Seite 386 unseres Buches Mein Kampf erinnern.“[19] Dr. Tillmann schickte acht Aufnahmen mit seinen Kommentaren, die besagen, wer die fotografierten Personen sind, ob sie ‚im Judenkaufhaus‘ eingekauft haben und ob diese irgendeiner Organisation angehören. Er merkt dazu an, dass er die in „ungeheurer Anzahl erschienenen Juden“ nicht fotografiert habe.

Offensichtlich hat Herr Valk auch eine Beschwerde an den Innenminister geschickt, der wiederum durch den Regierungspräsidenten den Oberbürgermeister Maas um Stellungnahme bat. Vorrangig geht es in der Stellungnahme jedoch darum, dass der Polizeikommissar zwei SA-Leute festnehmen wollte und erst durch das Eingreifen des Obersturmbannführers daran gehindert wurde. Die Vorfälle vor dem Kaufhaus werden als maßlos übertrieben dargestellt. „Ich würde vorschlagen, im Wiederholungsfalle die vor dem Hause sich aufhaltenden Juden sowie uns bekannte frühere Systemmitglieder in Schutzhaft zu nehmen.“[20]

Auch vor den anderen jüdischen Geschäften wurde fotografiert und versucht, die Kunden fernzuhalten. „Plötzlich, 1935, standen fast jeden Sonnabend die SA oder SS gegenüber auf der anderen Straßenseite mit einem großen Fotoapparat, und das machten sie bei allen jüdischen Geschäften. Sie fotografierten jeden, der herauskam. Und es gab hier eine Nazizeitung, die Ostfriesische Tageszeitung, in der stand dann jeden Morgen, wer noch bei Juden kauft, mit Bildern. Sie forderten, die Leute sollten entlassen werden, von der Staatswerft oder anderen Betrieben. ... Die Leute sind trotzdem gekommen.“[21]

10.5 Tapfere Leute – treue Patienten

Hendrik Fisser, der Reeder, Kohlengroßhändler und Konsul von Schweden, fuhr während einer solchen Ansammlung mit seinem Auto direkt vor das Kaufhaus Valk und betrat dieses, ohne sich um das Johlen der Anhänger der NSDAP zu kümmern. Er kaufte etwas Schokolade und Kölnisch Wasser für seine in Wilhelmshaven lebende Tochter. Dr. Kretschmer war überzeugt, dass Hendrik Fisser diesen Kauf nur aus Demonstrationszwecken getätigt

19 Ebd.
20 Akten des Staatsarchivs Aurich Rep. 16/1 Nr. 970.
21 Interview mit Herrn W. Philipson, Hannover.

habe, da die Produkte in dem Kaufhaus auf *„Massenbetrieb“* berechnet gewesen seien und dementsprechend billig waren.

Als Senator Frickenstein im Jahre 1933 nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933 unter dem Vorwurf *„von Unterschleifen bei der Stadtverwaltung“* für einige Wochen inhaftiert und dann arbeitslos wurde, nahm Hendrik Fisser den früheren demokratischen Parteiführer Frickenstein in seine Firma auf. Der Vorwurf stellte sich als haltlos heraus. *„F. war im Allgemeinen entsprechend seiner wirtschaftlichen Stellung und seiner Beziehungen grosskapitalistisch und rechtspolitisch – mindestens rechtsliberal – eingestellt.“* (JK 69)

Dr. Kretschmer und Senator Frickenstein führten offensichtlich häufiger Gespräche miteinander und debattierten über die politische Lage in Deutschland. Frickenstein blieb optimistisch und gab dem Hitlerregime nur noch einige Monate Lebensdauer.

Im Herbst 1935 besuchte Dr. Kretschmer Konsul Fisser, der ebenfalls finanzielle Beziehungen zur Firma Valk & Söhne hatte. Der Arzt besprach mit Konsul Fisser seine Auswanderung und seinen Plan einer landwirtschaftlichen Ansiedlung in Palästina. Fisser versprach ihm seine Hilfe, jedoch versuchte er den Arzt zu überzeugen, seine Pläne aufzugeben. Fisser war davon überzeugt, dass wegen der verschwenderischen Staatsführung und der Kosten für die Aufrüstung das Naziregime nach seiner und anderer Wirtschaftsführer Berechnung spätestens Ende 1937 am Ende sei. *„Bis dahin würden wir freilich noch manches zu erdulden haben“* (JK 70), kommentiert Dr. Kretschmer.

Offensichtlich hatte Dr. Kretschmer bei seinem Besuch in Palästina erkannt, dass er keine Möglichkeiten haben würde, sich dort eine ärztliche Praxis aufzubauen oder als Arzt angestellt zu werden, da bereits zu viele Mediziner eingewandert waren. Vermutlich plante er nun, sich landwirtschaftlich ausbilden zu lassen. Er ließ sich jedoch von dem Optimismus und der Prognose des Senators und Konsuls zunächst beeinflussen und setzte seine Emigrationspläne nicht energisch genug fort. Auch die Schwiegereltern Valk waren immer noch von dem korrekten und damit gerechten politischen Deutschland überzeugt. Im Vertrauen darauf hatte Herr Valk auch seine Beschwerde an den Oberbürgermeister und den Innenminister gesandt und offensichtlich darauf vertraut, dass er auch als Jude den Schutz des Staates erwarten könne.

„Von meinen Patienten blieb mir eine Anzahl treu, eine kleine Zahl bewies mir ihre Treue und Anhänglichkeit bis zur Beendigung meiner ärztlichen

Tätigkeit und sogar noch nach meiner Auswanderung“ (JK 57). „Von den mir treu verbliebenen Patienten verdient es besonders die Witwe Frau Blesene in Aurich hervorgehoben zu werden. (...) Sie war eine einfache Frau, aber ein besonders aufrechter Charakter“ (JK 58).

Seit 1920 hatte Frau Blesene aus Aurich Dr. Kretschmer wegen ihres Magen- und Lungenleidens konsultieren müssen. Durch die jahrelange Behandlung hatte sich zwischen der Patientin und der Familie Kretschmer ein freundschaftlicher Kontakt entwickelt. Gegenseitige Besuche stützten und erneuerten diese Freundschaft auch in der nationalsozialistischen Zeit. Für Frau Blesene war es eine große Freude, wenn die Familie Kretschmer ihren Geburtstag und das Weihnachtsfest mit ihr feierten. Frau Blesene betrieb in Aurich einen kleinen Tabakladen und weigerte sich konsequent, nationalsozialistische Plakate auszuhängen oder Plaketten für Straßensammlungen zu vertreiben. Zu der schräg gegenüber wohnenden Pastorenfamilie Friedrich hatte sie durch ihre Mitgliedschaft bei der Bekennenden Kirche ständigen Kontakt und beteiligte sich an der Verteilung von Schriften und Flugblättern. „Frau Blesene war eine sehr aktive Frau in diesem Kreis. Sie war eine der vertrauenswürdigsten Mitglieder in dieser Zeit. Wir Kinder mussten oft zu ihr in den Tabakladen gehen und dort Informationen hinbringen.“[22]

Die Freundschaft und das Vertrauensverhältnis zur Familie Kretschmer waren offenbar so stark, dass Frau Blesene, ohne auf ihre Familie und das persönliche Risiko zu achten, den intensiven Verkehr nicht einstellte. Als Dr. Kretschmer nicht mehr nach Aurich kommen konnte, fuhr sie nun ihrerseits mit der Bahn nach Emden und versorgte das Ehepaar Kretschmer mit Lebensmitteln. Frau Blesene war, wie Pastor Möhlmann, davon überzeugt, dass Dr. Kretschmer sich taufen lassen müsse und setzte ihm ihren christlichen Glauben auseinander. Dr. Kretschmer stellte sich immer wieder diesen Bemühungen, offensichtlich um zu ergründen, ob es Argumente für eine Taufe geben könnte.

Zwei Neffen von Frau Blesene beschreiben die Freundschaft ihrer Tante in einem Interview aus der Sicht ihrer Familie.

„Am Heiligen Abend durften wir bei unserer Tante wohl zur Bescherung in die gute Stube. Die war dann ausgelegt mit Zeitungspapier. Wir sollten mit

22 Gespräch mit Frau Friedrichs, einer Tochter des Pastoren Friedrichs, am 31.3.1998. Pastor Friedrichs und seine Frau wurden 1938 verhaftet. Im Juli 1938 wurde Pastor Friedrichs zwangsweise in den Ruhestand versetzt und durfte nicht nach Aurich zurückkehren.

unseren schmutzigen Füßen da nicht ohne Zeitungen rein, weil am ersten Weihnachtstag Dr. Kretschmer kam. Meine Eltern haben dazu nichts gesagt, die waren natürlich mitbetroffen. Sie gingen ja auch mit rein. Sie mussten auch über das Zeitungspapier laufen, damit der Teppich nicht dreckig wurde. Meine Eltern waren auch bemüht, meine Tante sonntags zum Essen einzuladen, sie war ja auch behindert. Sie hat dann zugesagt. Wenn es dann soweit war, hat sie gesagt: „Nein, ich habe es so mit dem Magen. Ich kann morgen nicht kommen". Und dann sahen wir sie morgens auf dem Bahnhof stehen mit ihren Taschen und Essen drin. Dann musste sie schwer beladen nach Emden zu Dr. Kretschmer fahren. Dass dies nicht im Sinne meiner Eltern war, muss man verstehen. Wir haben nichts gegen Dr. Kretschmer gehabt. Aber sie hing an dem Menschen und sie hat noch bis zuletzt versucht, ihn zu bekehren. Meine Eltern kamen dann, trotz Bruder und Schwägerin, erst an zweiter Stelle."[23]

In seinem Bemühen, seine treuen Patienten im Zusammenhang mit bestimmten Ereignissen zu erwähnen, fährt Dr. Kretschmer in seinem Manuskript fort und erinnert sich mit erstaunlicher Genauigkeit an Daten, Patienten, deren Namen und Berufe und Krankheiten. In verschiedenen Gesprächssituationen berichteten einige Zeitzeugen die gleichen Geschehnisse oder Erlebnisse mit dem ehemaligen Emder Arzt.

In den ersten Jahren des Hitlerregimes kamen häufiger Patienten mit einer Sondergenehmigung der Partei in die Praxis des jüdischen Arztes. Die schwerkranke Frau des Buchdruckers Sturtz, der bei der Parteizeitung arbeitete, durfte aufgrund der Mitgliedschaft ihres Mannes in der NSDAP Dr. Kretschmer zur Behandlung nicht mehr hinzuziehen. Als Parteimitglieder trauten sie sich nicht, den Arzt zu konsultieren. Im Jahre 1936 benötigten sie jedoch dringend seine Hilfe und erreichten über Sonderwege, eine Genehmigung zu bekommen; nach 1936 gab es derartige Genehmigungen nicht mehr. Dr. Kretschmer sieht dies wie folgt: Arnold Sturtz *„war, trotzdem er sogar gelegentlich die Parteiuniform trug, Gegner des Nazitums. Er war glaubenstreuer Katholik"* (JK 60).

---

23 Als das Ehepaar Kretschmer im Februar 1939 nach Palästina emigrieren konnte, ließ Frau Blesene es sich nicht nehmen, das Ehepaar im Zug bis nach Berlin zu begleiten Zu Ihren Träumen gehörte eine Reise nach Palästina und sie hoffte, die Familie Kretschmer dort besuchen zu können. Ihr Gesundheitszustand ließ dies nicht zu. Aber sie schrieb der Familie noch regelmäßig nach Palästina und schickte sogar Lebensmittelpäckchen.

Und an anderer Stelle heißt es. „Die in der ambulanten Gemeindepflege beschäftigten Gemeindeschwestern hielten gleichfalls zu mir. Die evangelischen waren überwiegend Anhängerinnen der Bekenntnisgemeinschaft und als solche stille Gegner Hitlers. Die – katholischen – Franziskanerinnen befanden sich als katholischer Orden in einer Lage, die mit der der Juden einigermaßen zu vergleichen war, insofern als Goebbels zeitweise auch gegen sie eine zahllose Hetze entfaltete“ (JK 59).

11 Von den Nürnberger Gesetzen 1935 bis zu dem Novemberpogrom 1938 und dessen Folgen

Durch die Nürnberger Gesetze vom 15. September 1935 (übrigens der 54. Geburtstag Dr. Kretschmers) wurden die Juden endgültig zu Bürgern minderen Rechtes. ‚Die Gesetze zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre' diskriminierten die jüdische Bevölkerung und bildeten die Grundlage für ihre weitere Entrechtung. Die Eheschließung zwischen Juden und Christen wurde bei Androhung von Gefängnis- oder Zuchthausstrafen verboten, das Reichsbürgerrecht wurde ihnen vorenthalten und politische Ämter wurden nur noch an ‚Arier' vergeben. Christliche Frauen unter 45 Jahren durften nicht mehr in jüdischen Haushalten beschäftigt werden. Weitere Maßnahmen und Gesetze (bis zum 15.9.1935 waren es bereits 637) erschwerten und bedrohten des Leben der jüdischen Bevölkerung.

11.1 Ehrenkurkarten nur für ‚Arier'

Im Februar 1936 fand in Berlin der 20. Delegiertentag der Zionistischen Vereinigung für Deutschland statt. Die Veranstaltung wurde am Vorabend feierlich eröffnet. Als die zionistische Hymne gesungen wurde und sich die Menschen dabei von ihren Plätzen erhoben, standen sogar die Gestapobeamten auf, welche die Versammlung überwachten. Aufgrund seiner Beschreibung ist davon auszugehen, dass Dr. Kretschmer an der Tagung teilgenommen hat. Trotz der Überwachung konnten die Redner ohne Störungen über die zionistischen Fragen diskutieren. Am Ende des Delegiertentages traf die Nachricht von der Ermordung des Landesgruppenleiters der NSDAP, Wilhelm Gustloff, in Davos ein. *„Wir fürchteten böse Tage"* (JK 71). Überraschenderweise wurden nur die jüdischen Veranstaltungen für mehrere Wochen untersagt Ausschreitungen oder Einzelaktionen gegen die Juden wurden ausdrücklich verboten.

Am 19. April 1936 konnte die Zionistische Ortsgruppe in Emden im schönsten Kino der Stadt den Palästina-Tonfilm ‚Land der Verheißung'[1] vorführen. Zu dieser letzten Vorführung des Filmes waren Juden aus ganz Ostfriesland gekommen. Die Zuschauer und die überwachenden Polizeibeamten waren gleichermaßen begeistert.

In Berlin wurden am 1. August 1936 die Olympischen Spiele eröffnet. Schon Wochen vor dem Beginn der Olympiade wurde von der Regierung angeordnet, dafür zu sorgen, dass es für den Zeitraum der stattfindenden Spiele zu keinen Ausschreitungen gegen die Juden kommt. Um zu beweisen, dass auch Juden an dem Sportereignis teilnehmen können, durfte eine als ‚Halbjüdin' definierte Sportlerin an der Olympiade teilnehmen. Alle öffentlichen Hetzplakate und Boykottaufrufe gegen die Juden wurden entfernt, um sicherzustellen, dass die Propaganda von ausländischen Besuchern der Olympiade nicht gesehen oder gar fotografiert wurde.

Im Sommer 1936 fuhr Dr. Kretschmer nach Bad Wildungen zur Kur. Die meisten Hotels und Pensionen nahmen in dieser Zeit schon keine jüdischen Gäste mehr auf. Um Schwierigkeiten und Differenzen mit antisemitischen Gästen zu vermeiden, „*wählte*" Dr. Kretschmer das einzige jüdische Hotel. Später hörte er dass es noch einige wenige nichtjüdische Hotels gab, die Juden aufnahmen. Aber für Dr. Kretschmer war es eine moralische Pflicht, den jüdischen Hotelier zu unterstützen.

Im Badeort waren sämtliche ‚arischen' Geschäfte mit Hakenkreuzen und als ‚Deutsche Geschäfte' gekennzeichnet. Im nahe gelegenen Städtchen Wildungen gab es noch einige jüdische Geschäfte, die sich jedoch überwiegend in Liquidation befanden. Am Eingang des Gebäudes der Staatlichen Angestelltenversicherung waren große Schaukästen mit antisemitischen Zeichnungen und Aufschriften angebracht. Die meisten Ausflugsorte, Kinos und Cafes konnten jüdische Kurgäste allerdings noch ungehindert betreten. – Bis zu dieser Zeit war es in allen Badeorten üblich gewesen, Ärzten eine unentgeltliche Ehrenkurkarte zukommen zu lassen. Als Dr. Kretschmer sich diese abholen wollte, wurde sie ihm verweigert, weil er kein ‚Arier' war. Umso erfreuter

1 „Der erste Palästina-Tonfilm wurde am 26. Mai 1935 in Berlin uraufgeführt und daraufhin reichsweit gezeigt. Der Film präsentierte ein attraktives Bild des zionistischen Aufbaus in Palästina und des Lebens im Kibbuz. Dieses optimistische Bild, das als Alternative zu der oft als ausweglos betrachteten Situation der Juden in Deutschland vorgestellt wurde, übte insbesondere auf die jüdische Jugend in Deutschland einen bedeutenden Reiz aus" (Kulke/ Jäckel 2004).

war er, dass ein Kollege aus einer Nachbarstadt Emdens, der Chirurg Dr. Edenhuizen aus Norden, ebenfalls zu dieser Zeit in Bad Wildungen weilte. Als dieser in der Kurliste den Namen Dr. Kretschmer gelesen hatte, suchte er ihn auf, um ihn wegen einer Krankheit zu konsultieren.

Die antisemitische Hetze in dem Badeort hat Dr. Kretschmer vermutlich sehr verletzt. Sachlich und kommentarlos berichtet Dr. Kretschmer von diesen Vorgängen und ‚erlaubt' es sich nicht, seinen Schmerz zu benennen.

11.2 ‚Arisierung' des Kaufhauses Valk

Die jüdische Bevölkerung wurde durch die Verordnungen und Erlasse gesellschaftlich und sozial immer mehr isoliert. Den jüdischen Kaufleuten wurden die Grundlagen ihrer wirtschaftlichen Existenz genommen. Die Juden wurden gezwungen, ihre Betriebe und Immobilien zu verkaufen. Der Kaufpreis, der meist weit unter dem eigentlichen Wert lag, war auf ein Sperrkonto zu überwiesen, von welchem die Inhaber nur Kleinstbeträge erhalten konnten. Die beiden großen Geschäfte, die Kaufhäuser Valk und S. Wolff, mussten verpachtet und der Warenbestand an ihre Nachfolger verkauft werden. Das Kaufhaus J.M. Valk wurde am 31. März 1936 von dem Nationalsozialisten Schosteck übernommen. Der neue Geschäftsinhaber war ein so genannter ‚Blutordensträger'[2] und hatte schon in anderen Städten jüdische Geschäfte durch ‚Arisierung' an sich bringen können. In Emden stellte er einen treuen Parteigenossen als Geschäftsführer ein. Schosteck teilte die ‚Geschäftsübernahme' durch folgendes Zeitungsinserat mit:

> *„Die Firma ~~J.M.Valk~~ streiche ich aus*
> *eröffne* morgen ein neues Haus" (JK 72).

11.3 Ein großzügiger Chef

Der Senior des Kaufhauses, Jacob Simon Valk, ist heute noch einigen Bürgerinnen der Stadt Emden als Vorgesetzter in Erinnerung, der seine Angestellten nicht nur gut bezahlte, sondern sich auch sonst um deren Wohlergehen kümmerte. Seine sozialen Leistungen und seine Fürsorge werden in den beiden folgenden Beispielen deutlich.

---

2 Nationalsozialistisches Ehrenzeichen, welches für die Beteiligung am Marsch zur Feldherrnhalle in München im Jahre 1923 verliehen wurde.

Frau Wolff aus Hinte erinnert sich an die Firma Valk aufgrund vieler Erzählungen ihrer Mutter, die seit 1915 Verkäuferin im Kaufhaus Valk beschäftigt war und zu ihrem 10-jährigen Arbeitsjubiläum von Herrn Valk geehrt wurde. Für die harmonische Zusammenarbeit dankte die Firma Fräulein Lina Joost mit einem Sparbuch, auf das der großzügige Betrag von 100,-- RM[3] eingezahlt worden war. „Meine Mutter durfte viel unterwegs sein zum Einkaufen mit Herrn Valk, – nach Frankfurt und Berlin. Sie erzählte immer, dass er viel verschenkte. Einmal hat sie einen Manschettenknopf bekommen und mir davon Schmuck machen lassen. Als meine Mutter geheiratet hat, musste sie die Arbeitsstelle aufgeben. Während ihrer Ehe hat sie dann noch hin und wieder ausgeholfen. Sie hat noch lange Kontakt zu Valks gehabt.

Mein Vater war sein Leben lang ein Sozi. Der hat die Nazis verurteilt bis zum ‚geht nicht mehr'. Ich weiß noch, bevor wir aus Emden weggegangen sind, hat meine Mutter von ihm (Valk) ein Grundstück haben sollen, – und zwar geschenkt. Der alte Herr Valk hat meiner Mutter das angeboten. Sie sollte doch das Grundstück mit einem schmalen Haus übernehmen. Der hat Angst gehabt vor den Nazis, dass er enteignet wurde. Aber sie hat das nicht gemacht, sie hatte auch Angst. Wir haben noch das Bankbuch und das Zeugnis meiner Mutter".

Und Frau Emmi Rinnert erinnert sich:

„Ich habe bei Schmehlings in Emden gelernt. Meine Mutter war Hausmädchen bei der Familie Stein. Meine Mutter sagte: „Ich will Simon (Valk) 'mal fragen, ob du da nicht unterkommen kannst". Valk, das war nämlich eine gute Adresse, wenn man da arbeitete. Ich fand das unwahrscheinlich gut. „Ja, sagte Simon, im Moment nicht, aber Sie können ja zu Weihnachten zur Aushilfe kommen". Ja, da bin ich da auch hin. Dann wurde ich entlassen, und er sagte, „wenn wir hier mal was Neues machen, dann stelle ich Sie ein". Jedenfalls, ich bin nach Amsterdam gegangen. Aber Hausarbeit – das mochte ich nicht. Da habe ich gekündigt. In Emden sagte Simon: „Ich habe den Plan, eine Schokoladenabteilung hier im Kaufhaus Valk zu machen. Und dann hab ich gedacht, dass Sie die Abteilung kriegen. Da kriegte ich so ein Spitzenhäubchen, einen Kittel und meine Kasse. Das war schon ein Vertrauensposten, die Kasse für mich alleine. Ja, und dann konnte ich immer einkaufen, was ich wollte, konnte machen, was ich wollte, ja, das wurde immer genehmigt.

---

3 Im Jahre 1933 verdiente eine Verkäuferin als Anfangsgehalt 40,- RM.

Weihnachten war der Laden voller Leute. Die Leute standen dann vor dem Haus und dann mussten wir die über den Hof wieder raus lassen, die gekauft hatten, und dann kam der nächste Schwung. Das waren immer drei Sonntage: der kupferne Sonntag, der silberne Sonntag und der goldene Sonntag.

Nebenan, die ganze Ecke gehörte bis zum Stadtgarten Valk. Auf der Ecke war ein Tabakladen. Da mussten die Lehrlinge immer Zigarren oder Zigarillos holen. Er gab ihnen das Geld mit – und das übrige durften sie behalten.

Und dann fing das an mit der Nazizeit. Das war nach 33. Und dann wurde es immer aggressiver. Da haben sie die Kunden belästigt. Und dann hieß es, kauft nicht bei Juden, sie haben die Kunden praktisch vom Haus ferngehalten. Einer ist mal rein gestürmt, in Uniform, ich war vorne am Tresen, und da trat er mit dem Stiefel rein und Simon, der Junior, wurde leichenblass und der hätte ihn bald angegriffen.

Die Kunden, die dann rein kamen, waren unentwegte Kunden. Die ließen sich anpöbeln, und wir ließen sie hinten wieder raus. Über den Hof nannten wir das. Wir wurden auch angepöbelt. Dann bin ich entlassen (31.12.1935). Dann war noch die Übergabe. Dann kam der alte Herr dann auch dazu. Mir wurde gesagt, ich solle auch kommen. Und wir waren alle vollzählig da, standen da alle auf der Treppe. Der alte Herr Valk hat eine Abschiedsrede gehalten und war sehr erschüttert. Und dann hatte er sich irgendetwas ausgebeten, dass hier keine Fahnen gehisst werden sollten, oder so was. Und wie er dann, wie der alte Herr mitten in seiner Abschiedsrede war, o Gott, da kam die Fahne von oben, die Hakenkreuzfahne. Er hatte noch gar nicht ausgesprochen gehabt. Ich glaub, die war bald so groß wie der ganze Lichthof. Da ist der alte Valk raus gelaufen mit Tränen in den Augen. Wir konnten auch nichts mehr sagen.

Also nach der Übernahme kamen die alten Valks und gingen so langsam durch den Laden. Da sagte dann der Geschäftsführer: „Sie wissen, dass wir keine Juden bedienen“.

Der alte Herr Valk, ich weiß nicht genau, ob er 75 Jahre alt wurde, – jedenfalls er hatte auf seinem Geburtstag (da war ich aber noch nicht da, das muss gewesen sein, bevor ich da arbeitete), da hatte er einen Fonds aufgelegt auf der Sparkasse für die Angestellten. Und jedes Jahr, wenn er Geburtstag hatte, bekamen die ersten vier jeder 100 oder 120 RM aus diesem Fonds für das Personal. Erst die ersten vier, die am längsten da waren, dann kamen die anderen vier und dann die Nächsten. Und dieses Geld, das wurde noch auf-

geteilt. Betti (die Tochter von Simon Valk) kam eines Tages, da waren wir bei Schostek, kam eines Tages zu mir und sagte: „Ich soll dir einen Brief bringen“. Sie hatte einen Packen Briefe. Und alle, die bei Valks gewesen waren, die kriegten alle diesen Brief. Und als wir den nun offen machten, da waren 125,-- RM, oder jedenfalls weit über 100,-- RM drin. Das war das Geld aus dem Fonds, das nun verteilt wurde“.

11.4 „Keiner wollte mir helfen“

An einem Sonntag im Herbst des Jahres 1936 waren die Eheleute Kretschmer wieder mit dem Auto auf dem Weg zu Frau Blesene in Aurich. Vermutlich waren solche Fahrten und der damit verbundene Besuch bei der Freundin eine kleine Unterbrechung der tagtäglichen Demütigungen, die sie ohne Protest hinzunehmen hatten. Frau Blesene ihrerseits war glücklich, wenn der verehrte Freund und seine Familie kamen, und eine ungeschützte Unterhaltung möglich war. Auf der Rückfahrt hatte der Motor einen Schaden, den Dr. Kretschmer nicht an Ort und Stelle reparieren konnte. Der Wagen musste abgeschleppt werden. Es war schon spät abends und zu allem Unglück regnete es noch heftig. *„Ich lief einige Stunden umher, um Hilfe zu suchen, aber niemand wollte mir helfen“* (JK 72). Schließlich war ein leicht angetrunkener Autofahrer bereit, den Wagen nach Aurich abzuschleppen.

Solch ablehnendes Verhalten hatte der jüdische Arzt in letzter Zeit oft erfahren müssen. Die Schilder an den Ortseingängen ‚Juden unerwünscht‘ oder ‚Juden kehrt marsch‘ nahmen ständig zu. Diese demütigenden Ereignisse veranlassten ihn, nun auch diese ihm liebgewordenen Ausflüge einzustellen. Damit wurde seine Isolierung von Tag zu Tag stärker. Auch die Zahl der Geschäfte in Emden, in denen keine Juden mehr bedient wurde, nahm kontinuierlich zu. Vom Kinobesuch wurde die jüdische Bevölkerung ausgeschlossen, das Theater war ihnen schon seit 1933 verwehrt, die Emder Wallanlagen durften nicht mehr zum Spazierengehen betreten werden und der Besuch der Badeanstalt war ihnen verboten. Dennoch verblieb ein kleiner Stamm treuer Patienten, der damit auch erreichte, dass Dr. Kretschmer noch einen kleinen Überschuss mit seiner Praxis erzielen konnte.

Es gab auch noch einige Menschen, die sich auf Gespräche mit Dr. Kretschmer einließen und ihm ihre Gegnerschaft zum Nationalsozialismus versicher-

ten. Als sich Deutschland an dem Spanischen Bürgerkrieg[4] beteiligte und mit einem Teil der Schlachtflotte auslief, sprach er darüber mit einem Inhaber der Reederei Fritzen und Wiards. Dieser war unbesorgt und meinte, die deutsche Flotte würde zurückkehren, da sie einen Kampf mit der britischen Flotte nicht aufnehmen könne. Dr. Kretschmer ließ sich in solchen Gesprächen mit kompetent erscheinenden Wirtschaftsführern immer wieder beruhigen und betrieb seine Emigration nicht mit dem angemessenen Nachdruck. Offenbar war auch seine Frau immer noch dagegen, Deutschland zu verlassen, hatte sie doch ihre Eltern und ihren Bruder mit Familie in Emden und besuchte diese täglich. Simon und Elsbeth Valk hatten ihrerseits ihren Sohn Jürgen zu Ostern 1937, einen Monat nach seinem 16. Geburtstag, von der Schule genommen und zu einem dreimonatigen Kurs nach England geschickt. Sie vertrauten darauf, dass ihr Sohn nach seiner Rückkehr als Geschäftsmann in Deutschland eine Zukunft haben würde.

11.5 Ruth Kretschmer emigriert und heiratet in Palästina

Im Frühjahr 1937 hielt Dr. Kretschmers Neffe, Lothar Preuß (der Sohn seiner Schwester Hedwig), der seit 1936 in Palästina lebte, schriftlich um die Hand seiner Cousine Ruth an. Dr. Kretschmer versuchte zunächst, seiner Tochter Ruth aus medizinischen Gründen von dieser Ehe abzuraten. Ruth ließ sich davon nicht beirren. Ihre Briefe (aus dem Frühjahr 1937) an ihren zukünftigen Ehemann zeigen, dass es sich nicht um eine ‚Vernunftehe' handelte, sondern dass Ruth von einer großen Liebe zu Lothar Preuß erfüllt war. Die beiden hatten sich schon in ihrer Jugendzeit die Ehe versprochen.

Ruth Kretschmer hing sehr an ihren Großeltern in Emden und hatte zu ihrem Vater eine besonders herzliche Verbindung. Mit welch ambivalenten Gefühlen die Eltern und Großeltern ihr Kind und Enkelkind in diese ungewisse Zukunft reisen ließen, ist offensichtlich, auch wenn Ruth ‚auf Hachschara' gewesen war und schon lange geplant hatte, nach Palästina auszuwandern.

In den folgenden Monaten war die Familie Kretschmer mit den Vorbereitungen für die Auswanderung und die Hochzeit von Ruth beschäftigt, die in Palästina heiraten sollte. Am 8. Juli 1937 reiste Ruth ab und erreichte ihre neue Heimat am 15. Juli. *„Sie konnte ein kleines Kapital mitnehmen, von im ganzen LP*[5] *1 200, die mit RM 33 000 bezahlt wurden"* (JK 73*)*. Außerdem

4 Der Spanische Bürgerkrieg dauerte vom 16.7.1937 bis zum 28.3.1939.
5 Palestinensische Pfund.

konnte Ruth umfangreiche Umzugsgüter mit nach Palästina nehmen, wenn auch dafür erhebliche Vorbereitungen und Auseinandersetzungen mit dem Zoll zu überwinden waren. Ruth und Lothar Preuß heirateten am 6. August 1937. Von den Familien Preuß, Kretschmer oder Valk konnte niemand an der Trauung teilnehmen, was alle Beteiligten mit Schmerz und Kummer erfüllte.

11.6 Neue schwere Schläge

In dieser Zeit hatte sich die Krankheit von Dr. Kretschmer, vermutlich eine Blutvergiftung, verschlimmert. Die Ausprägung der Krankheit war aber auch deutlicher geworden, so dass eine Diagnose möglich war, und ein operativer Eingriff versprach, Heilung zu bringen. Etwa Mitte Mai 1937 begab sich Dr. Kretschmer nach Berlin in die Klinik von Dr. Ölsner. *„Hier hatten ausgezeichnete jüdische Ärzte, die früher eine Tätigkeit an grossen Krankenhäusern und Namen von internationalem Ruf hatten, Gelegenheit, ihre Kranken in zwar bescheidenen, aber ausreichenden Räumen zu behandeln“* (JK 73). Das Klinikpersonal setzte sich aus christlichen, jüdischen und christlich getauften Juden zusammen. Nach sechs Wochen konnte Dr. Kretschmer entlassen werden, er musste jedoch von Mitte bis Ende Dezember noch einmal in das Krankenhaus.

Kurz nach seiner Rückkehr aus der Klinik wurde Dr. Kretschmer, wie auch alle anderen Emder Juden, die an der Leitung der Gemeinde beteiligt waren, von der Gestapo vorgeladen. Alle wurden von jenem Mann verhört, der regelmäßig die Veranstaltungen der Zionistischen Ortsgruppe überwacht hatte. *„In ziemlich drohendem Tone“* (JK 73) wurden alle getrennt etwa eine Stunde lang vernommen und über frühere politische Parteizugehörigkeiten, Bankkonten, eigene wie auch der Gemeinde, und über Beziehungen zu Verwandten im Ausland und deren Adressen befragt.

Seit dem 1. Januar 1938 war die ‚Anordnung bezüglich des Ausschlusses jüdischer Ärzte‘ in Kraft. „Die Zulassung der jüdischen Ärzte, die bisher zur Praxis in den Ersatzkassen zugelassen waren, erlischt, gleichviel, ob diese Ärzte zu den Pflichtkrankenkassen zugelassen sind oder nicht. Für Berlin erlischt damit auch die wohlfahrtsärztliche Praxis der jüdischen Ärzte. Für die Pflichtkrankenkasse und die private Krankenversicherung tritt keine Änderung ein“[6]. Damit wurde auch Dr. Kretschmer ein Teil der Kranken-

6 Vgl. Walk 1981.

kassenpatienten genommen, *„das erste Mal, dass die Beschränkung meiner ärztlichen Tätigkeit offiziell erfolgte“* (JK 74).

Zu Beginn des Jahres 1938 war Dr. Kretschmer von seiner Operation noch sehr geschwächt. Dennoch war er aktiv in der Zionistischen Ortsgruppe tätig und fuhr Anfang Februar zu einer Tagung der aktiven Zionisten in Nordwestdeutschland, die in Wilhelmshöhe bei Hamburg stattfand. Während der Bahnfahrt konnte Dr. Kretschmer in den Zeitungen von den großen Veränderungen in der Heeresleitung[7] lesen. Ein großer Teil der Mitfahrenden waren Soldaten und Arbeitsdienstmänner, wie Dr. Kretschmer es auch schon bei seinen Fahrten nach Berlin erlebt hatte. Am Verhalten hatte sich wenig geändert. *„Man war mir gegenüber, der ich mich an ihrer im Allgemeinen recht oberflächlichen Unterhaltung nicht beteiligte, hilfsbereit, leistete mir kleine Gefälligkeiten“* (JK 74). Obwohl Dr. Kretschmer durch den Entzug der Ersatzkassenpatienten und aufgrund des Boykotts kaum eine Existenzmöglichkeit geblieben und er seit Jahren demütigenden Situationen ausgesetzt war, sind, wie das Zitat zeigt, seine ‚Harmonisierungsbestrebungen‘ weiterhin vorhanden.

Aber der ausgeübte Druck wurde stärker. Am 8.3.1938 erließ der Oberbürgermeister Carl Renken folgende Dauerverfügung:

> Ich ordne hiermit folgendes an:
>
> In Zukunft erhalten diejenigen Geschäftsleute und Einwohner der Stadt, die noch mit Juden Geschäfte machen oder in deren Häusern Juden aus- und eingehen, keinerlei Aufträge mehr und werden auch sonst in keiner Weise unterstützt. Es sind hiervon die Geschäfte ausgenommen, die sich auf Lieferung von Lebensmitteln, Wasser-, Gas und Licht an Juden erstrecken oder die Instandsetzung von Wasser-, Gas- und Lichtleitungen zum Gegenstand haben.
>
> Die Dienststellen werden angewiesen, alle mit Juden verkehrenden Geschäftsleute und Einwohner dem Hauptamt namhaft zu machen, damit diese listenmäßig erfasst und dann allen Dienststellen bekannt gegeben werden können.“[8]

7 „Die personellen Umbesetzungen und Neustrukturierungen im Februar 1938 sowohl im Auswärtigen Amt mit der Ersetzung von Neuraths durch Ribbentrop als auch an der Wehrmachtsspitze mit der Entlassung Blombergs und Fritschs, der Ernennung Brauchitschs zum Oberbefehlshaber des Heeres und der Schaffung des ‚Oberkommandos der Wehrmacht unter Keitel sollten zwei zentrale Ressorts zu willfährigen Werkzeugen des ‚Führers machen, so dass von hier aus bei den anvisierten Schritten kein Widerstand mehr zu erwarten war“ (Wendt 1995, S. 430).

8 StA Emden, Personalakte OB Carl Renken, Nr. 1217 C.

Der nächste Schritt zur Entrechtung der Juden war die Verordnung über die ‚Anmeldung des Vermögens von Juden'[9]. Diese Anmeldung war bis zum 30. Juni 1938 einzureichen, – aber nicht bei der Steuerbehörde, sondern bei der Verwaltungsbehörde, für Dr. Kretschmer also bei dem Regierungspräsidenten. Alle Vermögenswerte mussten offen gelegt werden. Diese Maßnahme diente auch der Vorbereitung der endgültigen Verdrängung aus dem deutschen Wirtschaftsleben.

In diesen Monaten erschien in Emden bei den über Vermögen verfügenden Juden Angehörige der Gestapo. Dr. Kretschmer hatte seiner Sprechstundenhilfe für einen solchen Fall die Anweisung gegeben, das Sprechzimmer nicht zu verlassen. Am 15. Juni 1938 kamen Beamte der Zollfahndung bzw. eines Dienstzweiges der Devisenstelle zu Dr. Kretschmer und verlangten Auskunft über sein Vermögen. Sie verhandelten mit ihm im Flüsterton, weil es ihnen offensichtlich peinlich war, dass die Sprechstundenhilfe alles hören konnte. Die Beamten gaben an, dass ihnen die Auswanderungsbestrebungen des Ehepaares Kretschmer bekannt seien, da die Tochter bereits ausgereist sei. Auch bei deren Auswanderung waren diese Beamten bei Dr. Kretschmer gewesen, um Auskünfte über sein Vermögen einzuholen. Dieser zweite Besuch war deshalb völlig überflüssig, da Dr. Kretschmer bereits alle Vermögenswerte angegeben hatte. Nach einer Stunde verließen die Beamten das Sprechzimmer des Arztes und Dr. Kretschmer widmet sich wieder seinem beruflichen Alltag. *„Während der einen Stunde ... hatte sich mein Wartezimmer mit lauter alten treuen Patienten gefüllt, die getreulich das Ende des ungebetenen Besuches abwarteten"* (JK 75).

Auch weitere Mitglieder der Familie wurden von der Gestapo aufgesucht. „Bei meinem Schwiegervater Valk senior wurde eine subtile Hausdurchsuchung vorgenommen, bei anderen nur die Schreibtische und Korrespondenz durchsucht, was alles bei mir unterblieb. Sofort auf den Besuch folgte „Sicherungsanordnung" über mein Vermögen" (JK 75). Die Familie konnte jetzt nur noch mit einer Genehmigung der Devisenstelle über ihr Vermögen verfügen. Lediglich ein Freibetrag von wenigen hundert Mark war ausge-

9 „Jeder Jude hat sein gesamtes inländisches Vermögen anzumelden und zu bewerten. ..., ausgenommen sind Gegenstände zum persönlichen Gebrauch des Anmeldepflichtigen und Hausrat, der kein Luxusgegenstand ist .... Die Anmeldepflicht entfällt, wenn der Gesamtwert des anzumeldenden Vermögens 5 000 RM nicht übersteigt. ... Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis und Geldstrafe, in schweren Fällen mit Zuchthaus bestraft" (Walk 1981, S. 223).

nommen. Die Regelungen gingen so weit, dass Dr. Kretschmer selbst bei der Zahlung seiner Steuern die Genehmigung der Devisenstelle einholen musste, was wiederum den örtlichen Finanzbeamten nicht bekannt war. Diese bestellten ihn ein und verlangten von ihm die Hinterlegung der Reichsfluchtsteuer.

Dr. Kretschmer erklärte dem Steuerinspektor, der ihm als „grosser Nazi" (JK 76) bekannt war, dass eine Hinterlegung der Reichsfluchtsteuer völlig überflüssig sei, da die Devisenstelle sich auf dem Dienstwege mit dem Finanzamt darüber verständigen könne. Die Unzulässigkeit seines Vorschlages war ihm durchaus bekannt, aber es bereitete ihm eine Genugtuung, den Steuerinspektor in Verlegenheit zu bringen. Auch in den Verhandlungen mit den Zollfahndungsbeamten und den Bankangestellten zeigte Dr. Kretschmer seinen Sarkasmus, indem er jedes Mal von der Beschlagnahme seines Vermögens sprach. Die Beamten und Angestellten ihrerseits versicherten immer wieder, dass er in keiner Weise in der Verwendung seines Vermögens gehindert werden solle, was jedoch einer Lüge gleich kam. Bereits zu diesem Zeitpunkt war für Dr. Kretschmer klar, dass er mit großen finanziellen Verlusten bei der Emigration zu rechnen hatte. Trotz erheblicher Einwände seiner Familienangehörigen war er jedoch seit seiner Genesung fest entschlossen, seine Auswanderung nun schnell voranzutreiben. „Immerhin gelang es mir, noch eine gewisse Summe für Einkäufe zu meiner nunmehr nach meiner völligen Wiederherstellung festbeschlossenen Auswanderung sowie später für Unterstützungen von Verwandten und jüdischen Wohlfahrtseinrichtungen, Reisekosten usw., wenn auch mit großer Verzögerung, frei zu bekommen" (JK 76).[10]

In den folgenden Wochen war Dr. Kretschmer viele Stunden mit der Aufstellung von Verzeichnissen, Berechnungen und Anträgen an die Devisenstelle und dem Erstellen der Vermögensanzeigen beschäftigt. Seine Patienten wurden nun immer weniger und nicht einmal für diese hatte er genügend

10 Der Runderlass vom 13.5.38 hatte folgenden Wortlaut: „Mitnahme von Umzugsgut durch Auswanderer: Um die Ausfuhr beträchtlicher Vermögenswerte zu verhindern, ordnet der Reichswirtschaftsminister an, daß jeder, der Umzugsgut ins Ausland befördern will, vor der Verpackung und Verladung der Gegenstände der zuständigen Devisenstelle von seiner Absicht Mitteilung zu machen hat. Gesondert zu bezeichnen sind Gegenstände:
1. die dem Auswanderer vor dem 1.3.33 gehört haben. 2. Die er seitdem erworben hat; 3. Die in Verbindung mit der Auswanderung angeschafft worden sind. Bei neuen Anschaffungen ist ihre Notwendigkeit zu begründen. Auch über sein Vermögen hat der Auswanderer Angaben zu machen. Die Devisenstelle entscheidet, welche Gegenstände ins Ausland verbracht werden können. Die Sonderbestimmungen für Mitnahme von Umzugsgut nach Palästina sind aufgehoben (vgl. Walk 1981)

Zeit, da er von seinen Auswanderungsvorbereitungen stark in Anspruch genommen wurde. Das Jahr 1937 hatte Dr. Kretschmer noch einen kleinen Ertrag erbracht. Doch nun „verfiel dieser vollkommen“. Er musste seine Sprechstundenhilfe Maria Reinken, die elf Jahre bei ihm gearbeitet hatte, bitten, sich nach einer anderen Stelle umzusehen.

Frau Reinken hat offensichtlich die Stärke und Zivilcourage gehabt, gegen alle Anfeindungen seitens der Nationalsozialisten ihre Tätigkeit bei Dr. Kretschmer nicht aufzukündigen. Sicherlich hat sie seit dem Jahr 1933 häufig Anfeindungen erfahren, weil sie immer noch bei einem jüdischen Arzt arbeitete. Trotz dieser Missachtung und Androhungen seitens der Nationalsozialisten arbeitete sie in der Praxis bis zum Verbot der Ausübung des Berufes für alle jüdischen Ärzte.

Erst als Dr. Kretschmer sie bitten musste, sich um eine andere Stelle zu bemühen, bewarb sie sich bei dem bereits erwähnten Dr. Hüchtemann. Am 3. August 1938 wurde bekannt gegeben, dass die jüdischen Ärzte nicht mehr berechtigt seien, Patienten zu behandeln.[11] Auch die Ostfriesische Tageszeitung veröffentliche diese Meldung mit dem Hinweis, dass Dr. Kretschmer ja seit langem seine Auswanderung vorbereite.

Vom 7. bis 14. August 1938 fuhr Dr. Kretschmer nach Berlin, um Einkäufe für die Emigration vorzunehmen. Seit einiger Zeit hatte er sich brieflich mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn darüber verständigt, welche Haus-

---

11 „Bestallungen (Approbationen) jüdischer Ärzte erlöschen am 30.9.1938. Der Reichsminister des Innern kann Ärzten, deren Bestallung erloschen ist, die Ausübung des Arztberufes zur Behandlung von Juden sowie ihrer Frau und ihrer Kinder widerruflich gestatten. Juden, deren Bestallungen erloschen und denen keine Genehmigung erteilt ist, ist Ausübung der Heilkunde verboten. Diejenigen, die die Genehmigung erhalten, dürfen nicht die Bezeichnung ‚Arzt, sondern die Bezeichnung ‚Krankenbehandler führen. Mietverträge bisheriger jüdischer Ärzte können von beiden Seiten gekündigt werden“ (Walk 1981, S. 234).
Für Rechtsanwälte wurde angeordnet, dass deren Zulassung bis zum 30. November 1938 zurückzunehmen sei. In der ‚Deutschen Justiz‘, dem amtlichen vom Justizministerium herausgegebenen Organ, war in einem Leitartikel am 28. Oktober 1938 ein Aufsatz veröffentlicht, in dem es heißt: „Der Nationalsozialist hat erkannt: Der Jude ist kein Mensch. Er ist eine Fäulniserscheinung. Wie sich der Spaltpilz erst im faulenden Holz einnistet und seine Gewebe zerstört, so konnte sich der Jude erst im deutschen Volk einschleichen und Unheil anrichten, als es geschwächt durch den Blutverlust des 30 jährigen Krieges innerlich zu faulen begann und seine Schwären begierig den Einflüssen der französischen Revolution dargeboten hatte“ (zitiert aus der Biographie von Dr. Max Moses Polke 1939, S. 112).

haltsgegenstände, Geräte oder Möbel die Eltern aus Deutschland mitbringen sollten. Während dieser Zeit musste die Praxis geschlossen bleiben.[12]

Mit den Worten „verfiel nunmehr vollkommen“ fasst Dr. Kretschmer einen langen Prozess zusammen, der in der zwangsweisen Schließung seiner Praxis und der Aberkennung der Approbation sein vorläufiges Ende fand. Über 30 Jahre lang hatte ihm sein Beruf Inhalt, Rückhalt, Lebenssinn und damit Identität gegeben hatte. Seit Jahr 1920 hatte er gegen viele Widerstände erfolgreich versucht, sich in Ostfriesland eine gute Facharztpraxis aufzubauen. Unmittelbar nachdem diese nach zehn Aufbaujahren ihren Höhepunkt erreicht hatte, setzte dann der Niedergang ein, der nach und nach dazu führte, dass aus dem anerkannten und beliebten Arzt ein geächteter Jude wurde, der gezwungen war, Deutschland zu verlassen. Ein Jude, der seine Patienten nicht besuchen durfte, dem es nicht gestattet war, auf den Emder Wallanlagen Spazieren zu gehen (um ‚Zuwiderhandlungen‘ zu vermeiden, wurde in Emden eigens ein Wallwächter eingestellt) und der nicht über sein Vermögen verfügen konnte. Tagtäglich wurde Dr. Kretschmer durch Propagandameldungen oder durch Plakate in der Öffentlichkeit darauf hingewiesen, dass die Juden ‚Parasiten‘ und keine Menschen seien.

Als „verständiger Jude“ hatte Dr. Kretschmer seinen Lebensplan so gestaltet, dass er möglichst keinen Anlass zu Auseinandersetzungen gab, hatte als Zivilarzt freiwillig am Krieg teilgenommen und damit eine Unterbrechung seiner ärztlichen und das Ende einer möglichen wissenschaftlichen Karriere in Kauf genommen. Da er nach dem Kriegsende in Berlin nicht an seine Tätigkeit anknüpfen konnte, hatte er sich zu einem Neuanfang in Emden entschlossen, der nun im August 1938 damit an sein Ende kam, dass ihm seine Approbation entzogen wurde.

„Trotzdem kamen in der Woche vom 15.–22. August eine grosse Zahl meiner früheren Patienten, um sich noch einmal von mir zu verabschieden, eine erhebliche Nervenprobe, sodass schon am 15. August meine Gehilfin, die ihre neue Stellung am 23. August antreten sollte, unter Tränen erklärte, sie wüsste nicht, wie sie es diese Woche noch aushalten sollte. Dass bei den Abschiedsbesprechungen die Nazis nicht gut wegkamen, bedarf keiner Erwähnung“ (JK 76).

---

12 Seit 1935 war es den Ärzten nicht mehr erlaubt, in Zeitungen zu inserieren und bekannt zu geben, zu welchem Zeitpunkt die Praxis wegen Urlaub oder Krankheit geschlossen war bzw. dieselbe wieder geöffnet wurde. Auf diese Weise wurde es für diese immer schwieriger, die noch verbliebenen Patienten zu benachrichtigen.

Es ist bezeichnend für Dr. Kretschmer, dass er selbst im Rückblick nicht genügend Abstand hat, um seinem Schmerz Ausdruck zu verleihen. Seinen persönlichen Zustand und seine Gefühle bei den Abschiedsgesprächen konnte er nicht beschreiben, wohl aber den Schmerz seiner Gehilfin, die in Tränen ausbrechen konnte und durfte.

11.7 Die letzten Wochen vor dem Berufsverbot für jüdische Ärzte

Kurz vor dem Eintreten des Berufsverbots wurde Dr. Kretschmer eines Nachts telefonisch von einer Frau aufgefordert, in das Haus Grasstraße Nr. X zu einer Patientin zu kommen, die Herzkrämpfe habe. Offensichtlich hatte es in den letzten Monaten häufiger nachts Anrufe gegeben, mit denen der jüdische Arzt in eine Falle gelockt werden sollte. Durch diese früheren Erfahrungen gewarnt, ließ er sich die Telefonnummer geben. Diese wurde ihm mit der Bemerkung genannt, dass es sich um eine so genannte Geheimnummer handele. Dr. Kretschmer rief das Fernsprechamt an und erfuhr, dass sonst über Geheimnummern durchaus Auskunft gegeben würde, über diese jedoch nicht. Damit musste ihm klar geworden sein, dass es sich um eine Falle handelte. Er hatte darüber hinaus in Erinnerung, dass sich in der Grasstraße ein Bordell befand. Trotzdem rief er die Frau wieder an und erklärte ihr, er werde nur kommen, wenn er von der Polizei aufgefordert und begleitet würde und erhielt die lachende Antwort: „Ist das so schlimm“ (JK 77). Ein weiterer Anruf erfolgte nicht.

Obwohl alle Tatsachen dafür sprechen, dass es sich um einen Scheinanruf gehandelt hat, zog Dr. Kretschmer die Möglichkeit in Betracht, dass es sich um eine wirklich kranke Frau handelte. Gleichzeitig war ihm bewusst, in welche Gefahr er sich begeben hätte, wäre er in das Bordell gegangen. *„Denn wenn mich Nazis in dieses Haus gehen gesehen hätten, wäre mein Schicksal ohne Rücksicht auf den wirklichen Sachverhalt besiegelt gewesen“* (JK 77).

„Den letzten Krankenbesuch bei Nichtjuden machte ich bei Fräulein Lina Geil, die ebenso wie ihre mit ihr in Gemeinschaft lebende Schwester eine alte Lehrerin gewesen war“ (JK 77). Die beiden alten Damen waren immer Verehrerinnen von Hitler gewesen. *„Die Untaten der Nazis erklärten sie damit, dass Hitler dies alles nicht wüsste“* (JK 77). Bei ihrem letzten Besuch in der Praxis von Dr. Kretschmer hatten die Damen den 75jährigen Moses Seligmann kennen gelernt. Dieser erzählte den beiden Damen sein großes Leid und seine Sorgen. Seine zwei Söhne waren bei der so genannten Juniaktion

1938 verhaftet und verschleppt worden. Erst nach Wochen hatte der Vater erfahren, dass sie im Konzentrationslager Buchenwald waren. Die Damen ‚trösteten' den alten Herrn ebenfalls mit der Begründung, dass Hitler dies nicht wüsste. Ihrem jüdischen Arzt sprachen sie ebenfalls guten Mut zu und meinten, *„ich würde im Ausland schon wieder hoch kommen"* (JK 77).

Auf diese einfältigen Erklärungen der beiden ehemaligen Lehrerinnen kann Dr. Kretschmer auch jetzt nur mit Sarkasmus bzw. Galgenhumor reagieren, anstatt seinen Ärger und Schmerz zuzulassen. Die Tatsache, dass die beiden Lehrerinnen trotz aller Boykottaufrufe in die Praxis ihres Arztes gingen und dieser die beiden Damen an seinem Geburtstag, dem 15. September 1938, noch einmal besucht, verweisen dennoch auf einen gegenseitigen Respekt. Auch als Verehrerinnen von Hitler (und seiner Ideologie) unterließen es die Damen nicht, ihren jüdischen Arzt zu empfangen. Dr. Kretschmer seinerseits war in der Lage, die Damen weiterhin zu behandeln und sie sogar an seinem Geburtstag zu besuchen.

In den vergangenen Monaten hatte sich Dr. Kretschmer bereits um den Verkauf seiner Möbel und der medizinischen Geräte bemüht. *„Ich hatte für die gut erhaltenen Möbel, die z. T. einen hohen Liebhaber- oder Kunstwert besassen, nach Prüfung durch einen Fachmann Preise festgesetzt, die im Durchschnitt etwa 35 % des Neuwertes im Jahre 1913 entsprachen"* (JK 78). Es handelte sich bei den wertvollen Möbeln offensichtlich um diejenigen, die die Eheleute Kretschmer sich nach ihrer Eheschließung angeschafft hatten. Es fanden sich auch interessierte Käufer ein, die jedoch versuchten, selbst diese niedrigen Preise noch zu drücken. Dr. Kretschmer reagierte einem dieser Käufer gegenüber sehr vehement, indem er diesem erklärte, dass der Preis endgültig sei und *„dass ich die Möbel eher als Brennholz verwerten lasse"* (JK 78) und blieb bei seiner Forderung. Anders verhielt sich der Inhaber eines großen Hotels in Emden, der ein Schlaf- und Herrenzimmer ohne zu handeln übernahm.

Die Leitung der deutschen Ärzteschaft hatte für die größeren medizinischen Geräte finanzielle Richtlinien aufgestellt. Die Röntgeneinrichtung, die Dr. Kretschmer im Jahre 1931 für 7 100 RM angeschafft hatte, wurde mit 1 960 RM bewertet und zu diesem Preis von Dr. van Lessen, der nun auf Juist praktizierte, übernommen. Trotz des aufwendigen Transportes auf die Insel Juist kam der Kauf zustande, weil sich die beiden Ärzte aus der gemeinsamen Emder Zeit kannten und Dr. van Lessen sich damals, wenn auch vergeblich, dafür eingesetzt hatte, dass am 1. April 1933 vor den jüdischen

Praxen keine SA-Männer stehen sollten. Für das Röntgengerät wurde in einer Tischlerei eine große Holzkiste gezimmert, die dann samt Inhalt per Bahn und Schiff auf die Insel transportiert wurde.

An seinen Kollegen Dr. Hüchtemann verkaufte Dr. Kretschmer kleinere ärztliche Geräte. Seine ehemalige Sprechstundenhilfe, Frau Reinken, hatte sich inzwischen mit Dr. Hüchtemann verheiratet. Dr. Kretschmer hatte erwartet, dass diese aufgrund der langen und guten Zusammenarbeit Kontakt zu ihm aufnehmen und *„Interesse für mein Schicksal zeigen würde“* (JK 73), was jedoch nicht geschah. Aus Anlass seines Besuches bei Dr. Hüchtemann sprach Dr. Kretschmer seine ehemalige Sprechstundenhilfe darauf an, worauf diese andeutete, dass ihr Mann als ehemaliger Anhänger von Otto Strasser[13] den Nationalsozialisten bereits verdächtig sei und eine Woche inhaftiert gewesen war. Darüber hinaus habe ihr Mann schon anonyme Warnbriefe bekommen.

Am 26. Oktober 1938 wurde ein Aufenthaltsverbot für Juden polnischer Staatsangehörigkeit für das ‚Reichsgebiet‘ ausgesprochen. „Wegen der Absicht der polnischen Regierung, die Wiedereinreise von Juden polnischer Staatsangehörigkeit nicht zuzulassen (Aberkennung der Staatsangehörigkeit nach 5jährigem Wohnsitz im Ausland) wird angeordnet, dass polnische Juden das Reichsgebiet bis zum 29. 10.1938 zu verlassen haben.“[14]

Am Freitag, den 28. Oktober 1938, erhielten die in Emden lebenden polnischen Juden, 16 Erwachsene und 10 Kinder, morgens um acht Uhr den Ausweisungsbefehl. Die Polizeibeamten ließen den Ausgewiesenen nur eine Stunde Zeit zur Vorbereitung. Die Behörden erwarteten offenbar erheblichen Widerstand, und ein beträchtliches Polizeiaufgebot war zur Überwachung aufmarschiert. Fünf schulpflichtige Kinder wurden durch drei bewaffnete Polizisten aus der Schule geholt. Die verhafteten Juden wurden auf einen verschlossenen Schulhof geführt. Dort wurde ihnen ein Mittagessen aus der städtischen Wohlfahrtsküche angeboten, was die Verhafteten ablehnten. Inzwischen war die jüdische Gemeinde informiert worden. Den Gemeinde-

---

13 Otto Strasser war Politiker, der sich nach seinem Bruch mit der SPD 1925 der NSDAP anschloss und diese 1930 wieder verließ, um die Kampfgemeinschaft Revolutionärer Nationalsozialisten (mit der Vorstellung eines nationalen Sozialismus verbunden mit einem Antisemitismus) zu gründen; er geriet in die Gegnerschaft zu Hitler und Goebbels. Strasser emigrierte 1933 nach Wien (später in die Schweiz und nach Portugal) und setzte von dort seine Agitation gegen Hitler fort (vgl. Brockhaus Enzyklopädie 1993, Bd. 24).

14 Vgl. Walk 1981, S. 247. Vgl. auch Claudi, M. & R. (1991): Die wir verloren haben: Die Lebensgeschichte von Pnina Ben Sira, S. 15.00-15.23.

vertretern wurde gestattet, den Verhafteten Lebensmittel, Reisebedarf und Decken zu bringen. Gegen Abend wurden diese, wiederum mit einem großen Polizeiaufgebot, zum Bahnhof geführt. Die ausführenden Männer *„waren recht vergnügt und schienen in der ganzen Angelegenheit einen netten Spaß zu erblicken“* (JK 79). Dem Rabbiner Dr. Blum, seiner Frau und Dr. Kretschmer war es erlaubt worden, sich von den Ausgewiesenen zu verabschieden.

Am 30. September 1938 verließen die Eheleute Kretschmer ihre Wohnung am Schweckendiekplatz, in der sie fast zwanzig Jahre lang gelebt hatten, und zogen zu den Eltern von Frau Valk in die Neutorstraße 14. Sie hatten den größten Teil ihrer Möbel und die speziell für ihre Auswanderung angeschafften neuen Gegenstände einem Spediteur zur Einlagerung übergeben, da sie auf die Transfergenehmigung warteten, die wiederum die Vorbedingung für das Einwanderungsvisum war.[15] Nur seinen Schreibtisch hatte Dr. Kretschmer in die Neutorstraße mitgenommen, da er einen aufwendigen Schriftverkehr mit den Behörden über die verschiedenen Zwangsabgaben bezüglich seines Vermögens führen musste und auch noch als Geschäftsführer der Jüdischen Winterhilfe fungierte. Seine Situation kommentiert er wie folgt: *„Gelegentlich besuchten mich noch einige wenige Patienten, vor allem die treue Frau Blesene, sonst konnte man den Zustand als Götterdämmerung bezeichnen“* (JK 78).

11.8 Der Pogrom vom 9. auf den 10. November 1938

Von Dr. Kretschmer erfahren wir aus dem Manuskript nur eine knappe Beschreibung der Ereignisse, die in der Nacht vom 9./10. November 1938 in Emden stattgefunden haben. *„Es kam die die Ermordung von Rath's durch Grünspan in Paris und die Nacht 9./10. November. Es erübrigt sich, Einzelheiten, die sich ebenso oder ähnlich in allen Orten Deutschlands abgespielt haben und bekannt sind, zu schildern. Bemerkenswert war das grosse Aufgebot an bewaffneten SA- und SS-Männern, sowie der grosse Munitionsverbrauch gegen eine kleine Zahl wehrloser, z. T. alter und kränklicher Menschen. Zum Glück traf nicht jeder Schuss und viel wurde wohl auch nur zum*

15 Die Mandatsregierung der Engländer hatte die Einwanderungsquoten für Palästina zunehmend eingeschränkt. Von 1933 bis 1935 wurde bereits etwa ein Drittel der Anträge abgewiesen. Die Zahl der Antragsteller wuchs kontinuierlich, während die Zahl der Zertifikate immer geringer wurde. Das Palästinaamt in Berlin betreute fast alle der 55 000 Emigranten, die zwischen 1933 und 1940 nach Palästina auswanderten; vgl. Barkai, S. 308.

Vergnügen oder zur Einschüchterung geschossen, immerhin wurden einige Juden mehr oder weniger schwer, einer tödlich verletzt" (JK 79).

Obwohl die Eheleute Kretschmer und die Eltern von Ruth Kretschmer unter Drohungen und Beschimpfungen auf gewaltsame Weise verhaftet wurden, erwähnt Dr. Kretschmer dies nicht, sondern berichtet nur lapidar, dass er einen der Eindringlinge erkannt hat, der im Finanzamt als Steuerpraktikant tätig war und dort seine Einkommenssteuer bearbeitet hatte.

„Ihr Gebaren war nicht das eines ehrlich Entrüsteten, sondern erinnerte an ungezogene Kinder, die sich unter erheblichem Geschrei und Balgereien auf der Strasse vergnügen" (JK 80). „In Emden wurden – im Gegensatz zu manchen anderen Orten – restlos alle Juden, einschließlich Frauen, Kindern und Alten sowie christlichen Ehegatten und Kindern von Juden oder Jüdinnen verhaftet, dann allerdings die meisten nach einigen Stunden wieder entlassen, bis auf die einigermaßen arbeitsfähig erscheinenden Männer im Alter von 15–70 Jahren, im ganzen etwa 60, darunter auch ich" (JK 79f.).

Die Aktion Emden lief ähnlich wie in anderen Städten ab. Besonders brutale SA-Männer schlugen die Türen in den jüdischen Häusern ein und ließen den Menschen nicht einmal Zeit, sich anzuziehen. Unter lauten Drohungen, Schlägen und Gewehrschüssen wurden die Familien mit ihren Kindern im Nachthemd und Hausschuhen durch die Neutorstraße getrieben. Andere SA-Leute warteten wenigstens, bis sich die Verhafteten angezogen hatten. Die jüdischen Wohnungen und Geschäfte wurden demoliert, Wertsachen beschlagnahmt, Möbel zerschlagen und in sinnloser Weise auf die Straße geworfen. Als die Frauen und Kinder am nächsten Morgen freigelassen wurden, standen sie vor Trümmern. Die Schaufensterscheiben waren zerschmettert, die Ware lag auf der Straße, jeder konnte in die Läden hineingehen. Wahre Verwüstungen waren in den Straßen von Aurich, Norden und Leer angerichtet worden. „Die wüstesten Exesse aber haben sich ganz offensichtlich in Emden abgespielt."[16] Die Synagoge brannte noch morgens und es ging das Gerücht um, dass in der nächsten Nacht alle Häuser der Juden angezündet werden sollten und niemand aus den Häusern heraus durfte. Den entlassenen Frauen und Kindern wurde aufgegeben, die Trümmer, die zerbrochenen Schaufenster und die zerstörten Waren, bis 10 Uhr morgens zu beseitigen. In den Wohnungen der jüdischen Familien in den ostfriesischen Landkreisen

16 Arbeitskreis für Frieden und Gerechtigkeit 1988, S. 27.

und Emden wurden Sachwerte von insgesamt 300 000 RM und 82 000 RM als Bargeld beschlagnahmt.

Die Verhafteten wurden in die Turnhalle in der Neutorstraße gebracht. Am Abend des 10. November wurde Dr. Kretschmer von einem SS-Führer in barschem Ton aus der Turnhalle heraus befohlen. Der SS-Führer war ein Angestellter der EVAG und wohnte im gleichen Haus. Andere SS- und SA-Männer betrachteten die Situation verwundert, sagten aber nichts. Der SS-Führer Goldamer sprach mit Dr. Kretschmer über die ‚Aktion' und äußerte die Vermutung, dass die Juden für einige Wochen in ein Lager gebracht würden. Dies sei für ihn zwar ein furchtbarer Gedanke, aber er könne für Dr. Kretschmer nichts tun.

Die 60 ‚arbeitsfähigen' jüdischen Männer mussten unter SA-Bewachung Erdarbeiten verrichten, Bäume fällen und Aufräumarbeiten durchführen. SA-Männer führten die Verhafteten durch die Stadt zu den Arbeitsplätzen und zwangen sie, fröhliche Wanderlieder zu singen. Ein Teil der Passanten begegnete den Juden mit undurchdringlichen Gesichtern, während andere, besonders Kinder und Jugendliche, sehr vergnügt auf die Verhafteten schauten.

Die Männer blieben bis zum Freitag, den 11. November 1938, in Emden. Dann mussten sie morgens durch die Stadt zum Bahnhof marschieren. Von dort wurden sie nach Oldenburg transportiert. Arbeiter, die zu den Werften unterwegs waren, sahen den seltsamen Zug durch die Stadt ziehen. In Oldenburg wurden alle Verhafteten aus Ostfriesland zusammen getrieben und dann in das Konzentrationslager Sachsenhausen deportiert. Bei der Abfahrt des Zuges stand ein Spalier von jüngeren Männern am Bahnsteig und es erklang für alle vernehmbar:

„Schmeisst sie raus, die Judenband'
Aus dem deutschen Vaterland!" (JK 80)

Für die Schilderung der Pogromnacht und der zwei folgenden Tage verwendet Dr. Kretschmer lediglich eine Seite des Manuskripts und gibt darin nur wenige Details wieder. Er scheint bemüht, die Vorgänge nicht in der tatsächlichen Schärfe zu beschreiben. Zum Zeitpunkt der Abfassung des Manuskriptes für das Preisausschreiben der Harvard Universität, also ca. 15 Monate nach den Ereignissen, war Dr. Kretschmer offensichtlich immer noch nicht fähig, von den brutalen Übergriffen auf seine Familie und die jüdischen Bürger in Emden zu berichten. Er konnte den Schmerz in der Erinnerung an die Beleidigungen, an die psychische und physische Gewalt nicht zulassen.

Die Schikanen, denen er im Konzentrationslager Sachsenhausen ausgesetzt war, verschweigt er völlig. Diese lassen sich jedoch aus einem anderen Dokument entnehmen.

Im Jahre 1946 wurde vor dem Landgericht Aurich Anklage gegen die Täter der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 erhoben. Dr. Kretschmer und seine Ehefrau wurden als Zeugen benannt. Da sie nicht aus Palästina anreisen konnten, verfasste Dr. Kretschmer am 1. Juni 1946 den folgenden Brief[17] als eidesstattliche Aussage[18]:

„Hiermit gebe ich nachstehend eine eidesstattliche Aussage über die Vorgänge in Emden am 9./10. November 1938 ab, soweit ich sie selbst gesehen habe bzw. deren Folgen feststellen konnte. Auf Vorgänge, die als allgemein bekannt vorausgesetzt werden können, z. B. die Verbrennung der Synagoge, gehe ich nicht näher ein, um den Umfang dieser Aussage nicht unnötig zu erweitern und aus diesem Grunde will ich auch auf eine Darstellung der Vorgänge in Emden während der vorausgegangenen Jahre des Hitlerregimes verzichten. ...

Nachdem ich mit der erzwungenen Aufgabe meiner ärztlichen Praxis auch meine Wohnung im Hause der EVAG, Schweckendieckplatz 1 am 30. IX 1938 aufgegeben hatte, wohnten wir – meine Frau und ich – bei meinen Schwiegereltern Jacob Valk, Neutorstr. 14. Mein Schreibtisch stand im Parterrevorderzimmer, wir schliefen im Oberstock.

In der Nacht 9/10. Nov. gegen 4 Uhr wachte ich auf von Gewehrschüssen auf der Straße und gleich darauf wurde gegen die Haustür anscheinend mit Gewehrkolben und wie aus den Spuren später zu ersehen war, auch mit Äxten geschlagen, sofort darauf waren auch SA und SS Leute in unserem Schlafzimmer und schlugen auf uns ein, die wir natürlich aufstanden und uns anzuziehen begannen. Von mir selbst verlangte man Herausgabe meiner Waffen. Ich erklärte keine zu besitzen. Darauf jagte man mich mit vorgehaltenem Gewehr auf den Boden des Hauses, wo die Waffen sich angeblich befinden sollten. Schliesslich, nachdem ich nochmals erklärte hatte, nur im Kriege die übliche Dienstwaffe besessen und diese am Schlusse des Krieges abgeliefert zu haben, liess man mich los, um mich weiter anzuziehen. Unter

17 Die Zeugenaussage wurde von den Eheleuten Kretschmer unterzeichnet. Es ist jedoch davon auszugehen, dass Dr. Kretschmer den Bericht formuliert und niedergeschrieben hat und seine Ehefrau lediglich mit unterzeichnet hat.

18 Akten der Staatsanwaltschaft im Nds. Staatsarchiv Aurich, Rep. 109 E, 339 1.

den in unser Haus eingedrungenen Leuten erkannte ich den Steuerpraktikannten, der meine Einkommenssteuer bearbeitete, meiner Erinnerung nach: namens W..

Dann mussten wir – meine Schwiegereltern, meine Frau und ich das Haus verlassen und wurden unter bewaffneter Eskorte weggeführt. Beim Passieren des Treppenhauses sah ich durch die geöffnete Tür des Parterrevorderzimmers, dass mein Schreibtisch erbrochen und demoliert war. Wie ich später feststellte waren RM 1 200,-- die darin aufbewahrt waren, verschwunden. Es stellte sich heraus, dass davon RM 900,-- von der Gestapo beschlagnahmt waren, während über den Verbleib der restlichen RM 300.-- niemand etwas wissen wollte. Nach den Angaben meiner Frau wurden auch leicht erreichbare Gold- und andere Wertsachen gestohlen. Meiner Frau wurde auf dem Wege gesagt, sie solle sich ihr Elternhaus nur noch einmal gut ansehen, sie würde nicht wieder dahin zurückkehren. Wenige Schritte vom Hause Neutorstr. 14 entfernt passierten wir den Sandpfad, in der die Synagoge stand, aus der wir Rauch und Feuer emporsteigen sahen.

Man führte uns in einen allseitig verschlossenen Schulhof, dessen Begrenzung z. T. von Schulgebäuden und einem etwa 15 m breiten und ziemlich tiefen Kanal gebildet war. In der Mitte des Schulhofes stand bei unserer Ankunft ein Häuflein von etwa 200 Menschen, den bis jetzt gefangen genommenen Juden, der Zusammensetzung der Gemeinde entsprechend, überwiegend Ältere, nicht wenig über 70 Jahre alten Leute. Getrennt von diesem Haufen lag auf der Erde in der Nähe des einen Schulgebäudes ein Mensch, der fortwährend schrie und den ich an der Stimme als Louis Pels, einen Mann von etwa 68 Jahren, erkannte. Ausserdem lag noch ein Mensch getrennt von dem Haufen in einem Eingang eines Schulgebäudes, den ich zunächst nicht erkennen konnte. Nach einiger Zeit bekam ich von einem SA-Führer den Auftrag, mich um diese beiden zu kümmern. Louis Pels hatte einen tiefen breiten Schnitt im Gesicht. Er war außerdem nur mit einem Nachthemd bekleidet, das vollkommen durchblutet war. Der andere – Philippson – hatte einen kleinkalibrigen Pistolenschuss. Der Einschuss war links hinten in der Lendengegend, der Ausschuss rechts vorm Bauch. Ich zeigte auf Befragen dem SS-Chef diese letztere Verwundung, der nichts dazu sagte. Nach einiger Zeit kam ein Krankenwagen, der die Verwundeten ins Krankenhaus brachte. Da erst wurde mir klar, dass man uns anscheinend nicht sofort umbringen wollte, wie ich eigentlich ziemlich bestimmt angenommen hatte. Ich hörte

später, dass ein Mann namens de Beer getötet, eine Frau v. d. Walde leicht verwundet worden waren.

Inzwischen wurden weitere Gefangene gebracht, sodass schließlich – wohl gegen 7 Uhr – die ganze Gemeinde einschliesslich der Insassen des ziemlich grossen Altersheims und der Kinder, versammelt waren. Bei Mischehen wurde auch der nichtjüdische Ehepartner und die nichtjüdischen Kinder gefangen eingebracht.

Nachdem alles versammelt war – wohl etwa 400 Menschen – wurden wir abteilungsweise in die Turnhalle gebracht. Gegen Morgen begann man mit Entlassungen: Erst das Altersheim, dann die Alten über 70 Jahre, Frauen, Kinder, Arier, Halbarier. Schliesslich blieben noch etwa 70 Männer, von denen noch einige Kranke entlassen wurden. Unsere Frauen hatten bei der Entlassung die Erlaubnis bekommen uns zum Frühstück etwas zu bringen. Vorher mussten wir auf dem Hof exerzieren. (...) Nach dem Frühstück mussten wir antreten und wir wurden gefragt, ob wir arbeiten wollten. (...) Etwa die Hälfte meldete sich dazu, auch ich, und dann mußten wir unter Bewachung durch die Stadt zu unserem Arbeitsplatz marschieren – also am 10. November. Ich beobachtete natürlich die Gesichter der Passanten und konnte feststellen, dass der größte Teil der Kinder diese Sache als einen herzlichen Spass ansah, und dasselbe war bei einem Teil der Erwachsenen der Fall. Ein anderer Teil der Erwachsenen machte undurchdringliche Gesichter, wie man sie in dem Deutschland der letzten Jahre allmählich kennen und deuten gelernt hatte. Wir mußten dann am Donnerstag den 10. vorm. eine Erdbaggermaschine, die an einer sowohl für Zugtiere wie Zugmaschinen unzulänglichen Stelle – am Wall in der Richtung nach Wolthusen – stand, auf die Strasse transportieren, was uns anscheinend zur Zufriedenheit unsrer Aufseher von der Marine SS gelang. Mittags marschierten wir zurück u.zw. diesmal an der Ruine der Synagoge vorbei. Es standen von dem ziemlich umfangreichen Gebäude nur noch die Umfassungsmauern und einige Dachsparren, das Innere war erfüllt von verkohlten Balken und Mauertrümmern. Auf dem Wege mussten wir Marsch- und Wanderlieder singen.

Die Synagoge wurde – wie ich nachträglich erfuhr – etwa um ½ 4 Uhr nachts in Brand gesteckt, natürlich nicht ohne vorher Silbergeräte zu plündern, Thorarollen zu entweihen usw.. Daran soll, wie mir versichert wurde, bedauerlicherweise auch ein Arzt – Dr. W. – beteiligt gewesen sein.

Für die Nacht war von der zurückgebliebenen Hälfte Stroh aufgeschüttet worden und da sollten wir nach dem Abendessen schlafen. Aber an Schlaf

war nicht zu denken. Denn während der Nacht wurden „Sportübungen“ gemacht, d. h. einige von den Juden wurden herausgeholt, mussten auf Händen und Füssen laufen und dazu bellen und andere Scherze mehr. Ein besonders unbeliebter Jude – Poldi Cohen – wurde geprügelt und dann in den Kanal geworfen. Er rettete sich durch Schwimmen. Bei diesen Manipulationen waren auch Weiber anwesend, denen alles das anscheinend großen Spaß machte. Dann wurden auch Listen aufgestellt, z. B. Kriegsteilnehmerschaft und Frontsoldateneigenschaft mit Dienstgrad, Truppenteil usw., eine Sache, die sich nachher als völlig wertlos erwies.

Gegen Morgen, also Freitag den 11. Nov. mussten wir wieder antreten, empfingen Frühstück und Transportverpflegung und marschierten zum Bahnhof. Es ging in geschlossenen Eilzugwagen 3. Kl. nach Oldenburg, wo ein grösserer Transport zusammengestellt wurde.

Die Vorgänge auf dem Transport und im Konzentrationslager Sachsenhausen gehören anscheinend nicht zu diesem Prozess, daher unterlasse ich ihre Darstellung.

Wir haben in unserer Aussage einen wahrheitsgetreuen Tatsachenbericht ohne irgendeine Färbung gegeben, obwohl eine solche vielleicht menschlich verständlich wäre.

Wir können es uns jedoch nicht versagen, den Eindruck wiederzugeben, den wir von der Aktion und von der Mentalität der Ausführenden gewonnen haben. Der Eindruck war nur graduell verschieden von dem, den wir von der Hitlerbewegung von ihrem Entstehen an gewonnen haben. D. h. eine Aktion wie diese oder eine ähnliche konnte den Beobachter eigentlich nicht überraschen. Wir hatten den Eindruck, dass es sich wirklich um ehrliche Entrüstung über die Schlechtigkeit der Juden handelte, die den deutschen Legationssekretär v. Rath in Paris hätten ermorden lassen. Über die Sinnlosigkeit dieser Behauptung waren sich wohl sämtliche Aktionsteilnehmer klar. Wir hatten auch nicht den Eindruck, dass es sich um verzweifelte Fanatiker handelte, sondern es war uns vollkommen klar, dass die Teilnehmer der Aktion darin eine ihrer Mentalität entsprechende Abwechselung ihres sonst vielleicht etwas monotonen Daseins, einen fröhlichen Spaß erblickten, bei dem sie auch den niedrigsten Instinkten folgen konnten – ungestraft, da sich ihre Handlungen ja nur gegen Juden richteten, und noch dazu überwiegend Hilflose, Alte, Frauen und Kinder.

Wir möchten noch hinzufügen, dass es uns gleichgültig ist, ob irgendwelche untergeordnete Persönlichkeiten bestraft werden oder nicht, wobei wir dahingestellt sein lassen, dass andere vielleicht anders über diesen Punkt denken.

Wir wissen nicht, ob der Prozeß vor einem deutschen oder alliierten Gericht stattfindet. Besonders im ersteren Falle wäre es u. E. von wesentlicher Bedeutung, wenn in dem Gerichtsbeschluss eine Beurteilung der berichteten Tathandlungen sowie der ihnen zugrunde liegenden moralischen Verfassung zum Ausdruck kommt, und ebenso auch über die moralische und allgemeinrechtliche Zulässigkeit der Vermögensentziehungen, die in zeitlichem, tatsächlich u. z. gr. T. auch juristischem Zusammenhang mit der Aktion erfolgten.

Kfar Warburg I.VI. 1946 Dr. Julian Kretschmer

Elsbeth Kretschmer geb. Valk

Nachstehend Bestätigung unserer Unterschrift und Person durch den Mukhtar des Ortes.

Unser gemeinsames Vermögen betrug vor der Aktion vom 10. Nov. 1938 etwa RM

16 000 bis RM 18 000.

In Bankguthaben bei der Emder Bank und der Bank für Handel und Gewerbe in Emden, u. zum grössten Teil in Wertpapieren, die bei der Emder Bank deponiert waren.

Ausserdem an Sachwerten
schätzungsweise 50 –60 000“.

Dieser Brief wurde in der Hauptverhandlung gegen die 39 Angeklagten verlesen. In der Beweiswürdigung der Zeugen Kretschmer heißt es, dass das Schwurgericht die Erklärungen der Eheleute Kretschmer unbedenklich der Urteilsfindung zugrunde legen konnte. „Sie sind in Form und Schilderung durchaus sachlich gehalten. Denn man muss davon ausgehen, dass (sich) die Vorgänge in dieser Schreckensnacht dem Gedächtnis der Zeugen mit größter Deutlichkeit und Schärfe eingeprägt haben. Entscheidend ist weiter, dass das von den Zeugen geschilderte Verhalten der SA-Leute im Rahmen dessen liegt, was das Gericht durch die persönliche Vernehmung der anderen infrage kommenden Zeugen in der Hauptverhandlung selbst erfahren hat.“

Vergleicht man die eidesstattliche Versicherung von Dr. Kretschmer mit der Schilderung in seinem Manuskript, wird die ‚Beschwichtigungsstruktur' in seiner Autobiographie offensichtlich. Seine äußerst knapp gehaltenen Informationen stellen nicht nur eine Verharmlosung der Ereignisse dar, sondern fast deren Leugnung. Mit der Begründung, dass die Geschehnisse bereits bekannt seien, entzieht er sich der Anforderung, die brutalen Übergriffe der SS-Männer auf seine Schwiegereltern, seine Frau und sich zu benennen.

Im Jahre 1940 gelingt es ihm nicht, sich den Erinnerungen zu stellen.

Die Brutalität, mit der die Täter in die Wohnung eindrangen, den schlafenden Familien befahlen aufzustehen und ihn selbst mit vorgehaltenem Gewehr zwangen, vermeintliche Waffen herauszugeben, seinen Schreibtisch aufbrachen und Geld und Wertsachen entwendeten, sowie die Erniedrigungen und Misshandlungen in der folgenden Nacht auf dem Schulhof verschweigt Dr. Kretschmer im Manuskript von 1940 ebenso wie die Schläge der Täter und die Angst bzw. seine Annahme, sofort umgebracht zu werden. Stattdessen teilt er mit, dass ein Mitbewohner seines Hauses, ein Angehöriger der SS, ihm Zigaretten angeboten hat und dass der Aufenthalt in einem Lager selbst für diesen ein furchtbarer Gedanke sei. Offensichtlich musste Dr. Kretschmer sich und den potentiellen Lesern immer noch beweisen, dass es auch ‚gute Deutsche' gab.

Erst in seiner sechs Seiten umfassenden eidesstattlichen Aussage aus dem Jahr 1946 kann er seinem Zorn und seiner Empörung, wenn auch immer noch in sehr verhaltener Weise Ausdruck geben. Ihm scheint es gleichgültig zu sein, ob die Täter bestraft wurden, ja, er unternimmt nicht einmal den Versuch einer Anklage, sondern bittet lediglich darum, dass ihm sein Vermögen erstattet wird. Dies auch in Angesicht der Tatsache, dass er im Mai 1946 von der Ermordung seiner Schwester Ella, seines Schwagers Hermann Preuß und seines Neffen Dr. Fritz Eisner mit Frau und Kind und seiner Schwiegermutter wusste. Zudem hatte das Ehepaar Kretschmer acht Jahre einer kümmerlichen Existenz und bitteren Armut in Palästina hinter sich.

Aus der Zeugenaussage des Moritz van Berg (früher Emden, dann Giwath Brenner, Palästina) vom 16. Mai 1946 erhalten wir ein ergänzendes Bild der Geschehnisse der Pogromnacht.

„Meine Erlebnisse in der Nacht vom 9. auf den 10. November und am 10. November bzw. in der Nacht auf den 11. November 1938.

Als uns Juden am 9. November 1938 abends durch Radio bekannt wurde, dass der Attaché der deutschen Botschaft in Paris v. Rath seinen durch Herschel Grünspan zugefügten Verletzungen erlegen war, lag es wie ein Gewitter in der Luft, das sich dann auch infolge der von den Nazis gründlich getroffenen Vorbereitungen plangemäß entlud.

Bei mir in dem Hause Ulrichstraße 17, in welchem oben in der II. Etage bei der WW. Voss ein SA-Mann wohnte, schrillte nachts 1 Uhr die Klingel und erfuhr ich, nachdem ich einem SA Mann die Tür aufschloß und dieser den SA Mann bei Frau Voss weckte, dass eine Aktion gegen uns Juden im Gange war. – Morgens gegen 3 ½ Uhr wurde bei uns an der Haustür gerüttelt und gerufen: Juden aufstehen bzw. aufmachen. – Als ich die Tür aufschloss, wurde ich von 4 mit Gewehren bewaffneten Männern angebrüllt, wir (meine Frau und ich) hätten uns sofort fertig zu machen und den SA Leuten zu folgen. Da das Fertigmachen ihnen nicht schnell genug erfolgte, kamen sie wiederholt in die Wohnungen und brüllten, das muss schneller gehen, sonst werden wir entsprechend nachhelfen. Als wir schliesslich fertig waren nahmen uns die 4 Männer in die Mitte und ging der Transport zur Neutorschule vor sich. Beim Heraustreten aus der Wohnung sahen wir, dass unser ehrwürdiges Gotteshaus in Flammen stand. Bekanntlich ist solches unter Leitung von Dr. W. (Zwischen beiden Bleichen) und dem Brandmeister Realschullehrer H. (Richardstra.) – Intellektuelle – angezündet worden. – Falls noch nicht geschehen und diese beiden Banditen am Leben, wird hiermit Strafantrag gegen diese gestellt.

Als wir zur Neutorschule kamen, waren auf dem Schulhof schon eine ganze Anzahl Mitglieder unserer Gemeinde dort versammelt. Die meisten nur ganz notdürftig bekleidet in Nachtgewändern mit blossen Füssen. Dort lief schon der SA Gruppenführer, der einarmige B., umher und gebärdete sich wie ein Verrückter. – Juden hinlegen, aufstehen, knien, ihr Mörder von vom Rath, dauernd Beschimpfungen und Schikanierungen waren wir ausgesetzt. Der Schulhof füllte sich zusehends mit alten und jungen Mitgliedern unserer Gemeinde. Unter anderem kamen der schwer verletzte Louis Philipson, Kl. Brückstrasse (durch den Friseur M. am Delft angeschossen), ferner Louis J. Pels und Frau Jacov v.d. Walde aus der Grossen Straße, bei denen der Oberbürgermeister R. sich ganz besonders tapfer gezeigt haben will. Philipson und Pels wurden in eine Ecke des Schulhofes hingelegt und später durch ein Krankenauto zum Krankenhaus expediert. Den auf dem Schulhof anwesenden Dr. Kretschmer wurde erst nach wiederholten Bitten gestattet, zu den

Verletzten zu gehen. – Morgens gegen 8.00 Uhr wurden wir, nachdem wir die ganze Zeit in der kalten Novembernacht draußen zugebracht hatten, in die Turnhalle der Neutorschule gebracht. Um 9 Uhr wurden die Frauen, Kinder und Alten entlassen. Wir anderen mussten dort bleiben, den Schulhof säubern, im Keller Ordnung schaffen. Am Morgen musste der Synagogenvorsteher Max v.d. Walde und Uhrmacher Natan Gans mit mehreren Nazis zur abgebrannten Synagoge, um den festgemauerten feuersicheren Silberschrank aufzuschliessen. Die Nazis raubten den wunderbaren Thoraschmuck sowie die prachtvollen Vorhänge der Heiligen Lade. Diese Kultusgegenstände repräsentierten nicht allein einen ganz enormen Wert an Geld, sondern hatten eine historische Vergangenheit, da Emden eine der ältesten Judengemeinden Nordwestdeutschlands war. – Erwähnen muss ich noch, dass das Gemeindeglied Daniel de Beer Daalerstr. derartig verletzt worden ist, dass er nach einigen Wochen daran gestorben ist.

Nachmittags führte man uns zur Johanna Mühle, wo wir graben mussten und auf dem Wall Unkraut ausmachen mussten.... Auf dem Nachhauseweg führte man uns über den Leinpfad bei der abgebrannten Synagoge unter Johlen und Pfeifen der Begleitmannschaften vorbei. Abends waren wir in der Turnhalle versammelt, wo die SA verschiedentlich Verhöre anstellte und uns öfter durch die Halle jagte. Am schlimmsten wurde Leopold Cohen aus Harsweg von den Nazis zugerichtet. Er wurde mehrere Male in das Neutortief geschmissen, schwer mißhandelt und hat monatelange daran gelitten. Auch Max v.d. Walde ... und andere wurden geohrfeigt, geschlagen und durch die Turnhalle gejagt. – Es wurde uns auch gedroht, das Stroh, auf welchem unser Nachtlager hergerichtet war, anzuzünden. Bei fast Allen war das Gefühl vorhanden, dass unsere letzte Stunde geschlagen hatte. (…) Wir schauten dem Schicksal hart und entschlossen entgegen. – Am Freitag, den 11. November morgens 7 Uhr wurden wir zum Bahnhof West transportiert, von wo aus die Reise nach Sachsenhausen ins KZ ging. Unsere Frauen erfuhren erst nach 12 Tagen von unserem Schicksal, nachdem die ersten über 60 Jahre alten Männer entlassen wurden.“

Bernhard Hallenga aus Emden war im Jahre 1938 in der Firma Rosenberg als Lehrling beschäftigt. Er berichtet in einem Interview, was er am 10. November 1938 gesehen.

„An die Pogromnacht kann ich mich noch erinnern. Die Firma Rosenberg hatte eine Reihe von jüdischen Kunden. Wenn für diese in Emden Briefe zugestellt werden mussten, machte dies ein Lehrling. An dem 10. November

hatte ich für drei Emder Juden Post. Weil ich abends (am 9.11.38) noch etwas vorgehabt hatte, habe ich die Post nicht am Abend zugestellt, sondern wollte dies am nächsten Morgen erledigen. Was nachts passiert war, habe ich nicht mitbekommen ... Dann musste ich in die Neutorstraße zu Valks. Ich sah an der Ecke zum Bollwerk die Synagoge qualmen. Ich bin da noch hingefahren, aber da brannte sie nicht mehr. Ich bin dann zu den Valks gefahren. Die hatten eine kleine Treppe vor dem Haus. Die Tür stand etwas offen und ich hörte ein Wispern in der Wohnung. Nach mehrmaligem Klingeln kam niemand und so habe ich die Rechnung für Valks in den Flur geworfen. Dann musste ich noch in die Große Straße und dann zur Firma. Herr Rosenberg sprach mich gleich darauf an. Dann hat er mich zuerst zum Wall hingeschickt. Er wollte wissen, was los war. Aber er wagte selber nicht hinzugehen. Ich musste zum Wall, wo jetzt das Bootshaus vom Wassersportverein ist. Da stand ein Förderband auf einem kleinen Fahrgestell. Das mussten die Juden immer den Wall hochschieben. Wenn es oben war, mussten sie es wieder hinunter laufen lassen. Das war fast nicht zu schaffen. Wenn es oben war, dann konnten sie es nicht mehr halten und es lief wieder runter. Oben standen ein paar Männer von der Marine-SA und hetzten die Männer rauf und runter. Es war eine offensichtliche Schikane. Ich kann einige von den Emder Juden. Es war auch deutlich zu erkennen, dass diese Männer keine Straßenarbeiter waren, denn sie trugen normale Kleidung, zum Teil Mantel und Hut. Das habe ich Herrn Rosenberg mitgeteilt." …

Außerdem schildert er. „Ich war nun in einer Firma, das war für mich schnell erkennbar, die mit der Regierung und der Partei nichts zu tun haben wollte. Wenn ich morgens rein kam und Heil Hitler sagte, antwortete unser Buchhalter: „Ja, ja". Es wurde auch nicht mit Heil Hitler unterschrieben, sondern mit deutschem Gruß. In dieser Firma hatten wir viel Kontakt mit Juden und mit Leuten, die den Nationalsozialisten nicht genehm waren. Deshalb bin ich kritischer geworden und war sehr vorsichtig, wenn ich gefragt wurde über das, was sich in der Firma abspielte. Ich hatte einen Onkel, der bei der Kriminalpolizei war. Diese war auch mehr oder weniger abhängig von der Gestapo. Deshalb musste ich mich im Familienband sehr vorsehen, wenn man mich fragte, wer so in die Firma käme. Mein Vater hatte mich auch gewarnt. Er wurde in der NSDAP weiter gefördert. Er blieb zwar immer ein kleiner Beamter, aber er wurde auch kritischer, obwohl er zu dem Kreis der politischen Leiter gehörte. Später konnte er noch einem Paar, welches heiraten wollte und die arische Abstammung nicht nachweisen konnte, helfen. ... Die Firma Rosenberg hat sich immer als Beschützer der Juden und auch der son-

stigen, von den Nazis Verfolgten, verstanden. Da war z. B. ein Lieferant, der von den Nazis rausgeworfen war und sich damit ernähren musste, dass er mit einer Aktentasche durch die Firmen zog und Tinte usw. verkaufte; der wurde bei uns gefördert. Wir hatten auch Arbeiter. Einer von denen kam ins KZ. Die Frau wurde von unserer Firma finanziell unterstützt. Das durfte nicht sein und war strafbar."

Egon Rosenberg wurde nach dem Krieg der erste Vorsitzende des Rates, der auch den Titel des Oberbürgermeisters tragen durfte.

12 Vom Konzentrationslager in die Emigration: 1938 und 1939

12.1 Sachsenhausen: „Jetzt haben wir euch, ihr Juden!“

„Auch über mein Leben im Konzentrationslager will ich keine Einzelheiten berichten, wie sie schon allgemein bekannt sind, nur einen rührenden Zug reiner Mitmenschlichkeit bei einem nichtjüdischen Mitgefangenen, einem sogenannten „Asocialen“, also vielleicht Landstreicher, mit dem ich in einer Kolonne von etwa 50 Mann, unter denen nur wenige Juden waren, zusammen Erd- und Transportarbeiten für Häuser- und Straßenbauv errichtete. Es herrschte strenge Kälte, die wir bei mangelhafter Kleidung bitter empfanden, sodass ich schon erheblich unter erfrornen Händen litt. Der „asociale“ Leidensgenosse entwendete aus einem Theerofen, wie er beim Strassenbau verwendet wird, eine glühende Kohle und brachte sie mir auf einem Holzbrettchen: ich sollte mir daran die Hände wärmen.“ (JK 81)

Wiederum verzichtet Dr. Kretschmer darauf, die brutalen Übergriffe und Demütigungen seitens des Wachpersonals im Konzentrationslager zu schildern. Die nachfolgende Erzählung von Walter Philipson zeigt jedoch, dass durch die brutale und sadistische Behandlung seitens der SS den Häftlingen jede menschliche Würde genommen wurde. Sich dieser Brutalität und Entwürdigung selbst in der Retrospektive zu stellen, geht offensichtlich über die Kräfte von Dr. Kretschmer; demgegenüber berichtet er davon, welchen Akt der Menschlichkeit er durch einen Mithäftling erfuhr. Würde er auf das erlittene Unrecht eingehen, müsste er sich der Tatsache stellen, dass er fast sechzig Jahre in einem Land lebte, welches er als seine Heimat betrachtete und dessen Werte, Kultur und Tugend er nicht nur geschätzt sondern übernommen hatte. Den latenten Antisemitismus hatte er nicht wahrhaben wollen bzw. er zeigte dafür sogar Verständnis. Erst als der bestehende Antisemitismus im Rahmen des Nationalsozialismus in Judenhass und Verfolgung übergegangen war und ihn zwang, Deutschland mittellos zu verlassen und in eine völlig ungesicherte Zukunft zu gehen, brach sein Lebensplan endgültig zusammen.

Weil Dr. Kretschmer sich außerstande sieht, die furchtbare Zeit im Konzentrationslager zu beschreiben, geben wir im Folgenden ein ausführliches Interview mit Walter Philipson wieder.[1]

Im Alter von 23 Jahren erlebte er die Nacht vom 9./10. November 1938 auf besonders schmerzliche Weise. Sein Vater wurde in der Pogromnacht von einem SA-Mann angeschossen und schwer verletzt. Seine Mutter und er wurden zum Sammelplatz in Emdens Neutorschule getrieben und mussten den blutüberströmten Vater zurück lassen.

An der hier geschilderten Familiengeschichte kann noch einmal aufgezeigt werden, dass viele Emder Juden sich auch noch nach 1933 relativ sicher fühlten und glaubten, dass auch die Nationalsozialisten an die Gesetze gebunden seien.

„Ich war in der Jugendorganisation Makkabi Hazair. 1933 bin ich mit dem Bus nach Hamburg gefahren und habe an dem ersten großen Zionistentreffen teilgenommen. Dann war ich auch mal in Berlin. Ich gehörte zu den Schlachtenbummlern. Dr. Kretschmer war ein begeisterter Zionist, schon lange vor 1933. In Emden gab es gar nicht so viele richtige Zionisten. Darunter verstehe ich Menschen, die ihre Kinder schon vor 1933 nach Palästina geschickt hatten oder dass die Kinder gegen den Willen ihrer Eltern dorthin auswanderten.

Mein Vater hatte immer Kontakte zu den Leuten im Stahlhelm[2]. Die waren keine Antisemiten, aber sie waren ganz rechts gesinnt. Als Jugendlicher habe ich oft gegen den Vater revoltiert und meine Mutter gefragt, warum der Vater so sei. Da hat sie mir gesagt: „Du darfst nie vergessen, dass der Vater 1869 geboren und im Kaiserreich groß geworden ist. Er hat seine besten Jahre mit seinem Antiquitätenhandel im Kaiserreich auf Norderney verbracht. In der Inflation hat er alles verloren und musste wieder von vorn anfangen. Vater hat die Zeit nicht mehr verstanden. Viele Geschäftsleute waren der Meinung: Bloß nicht links wählen. Die Sozialdemokraten könnten nicht mit Geld umgehen.

1933 kam Dr. Kretschmer zu meinem Vater und sagte ihm: „Bereiten Sie ihren Sohn auf Palästina vor, der muss hier weg. Heute haben sie Bücher

---

1 Herr Philipson emigrierte ebenfalls nach Palästina, kehrte aber 1967 nach Deutschland zurück.

2 Stahlhelm: Bund der Frontsoldaten, gegründet im November 1918.

verbrannt[3], eines Tages werden sie Menschen verbrennen.“ Er war fest davon überzeugt, dass die Jugend nach Palästina gehört.[4] So haben andere nicht gedacht. Dr. Kretschmer war fest davon überzeugt und war eben eine Ausnahme. Wir haben gedacht, Dr. Kretschmer übertreibt maßlos. Mein Vater hat es überhaupt nicht glauben wollen. Noch im Jahre 1933 haben wir im ganzen Haus eine Zentralheizung einbauen lassen. Die Arbeiten führte ein großer Stahlhelmer aus. Damals gab es das Arbeitsbeschaffungsgesetz. Man bekam 33 1/3 % Zuschuss für den Einbau. Das hat mein Vater ausgenutzt. Als dann der Heizungsbauer Wagner kam, sprach dieser mit meinem Vater auch über politische Dinge. Er wolle ja gern den Auftrag haben, aber an Vaters Stelle würde er die Heizung nicht einbauen lassen. „Der Stahlhelm steht vor der Auflösung. Ich höre manches, was kommen wird. Sie werden nicht hier bleiben können. Ich weiß nicht, wie sie den Mut haben können.“ Der Vater sagte: „Uns Alten wird man schon nichts tun.“ Das war auch gut so, denn meine Eltern haben bis 1941, als sie zwangsausgesiedelt wurden, in unserem Haus gelebt. Wagner hat meinem Vater gesagt, dass er auswandern soll. Aber mein Vater klammerte sich an jeden Strohhalm, wie viele andere auch. Er hat das alles nicht so erst genommen und gehofft, der Sohn vom Kaiser komme noch wieder.

1585 oder 1635 waren zwei Schiffe mit portugiesischen Juden nach Emden gekommen. Auf dem einen waren meine Ururgroßeltern und seitdem wohnten wir in Emden. Die konnten sich das nicht vorstellen. Heute verstehe ich das mehr als damals. Ich habe manchmal zu meiner Mutter gesagt, ich verstünde nicht, warum der Vater so weltfremd sei. Sie hat mir versucht zu erklären, dass der Vater immer noch vom Kaiserreich träumt. Er war eben deutsch-national eingestellt und viele andere mit ihm.

Meine Mutter ist immer noch zu Friseur Wenzel gegangen, der war auch ein Stahlhelmer. Als 1933 die Schaufenster eingeworfen wurden, gab es noch den Stahlhelm als sog. Hilfspolizei. Mein Vater wurde von Stahlhelmern aus dem Haus gerufen und ihm wurde gesagt, die SA habe die Scheiben eingeworfen. Aber er könne sich wieder hinlegen, die Stahlhelmer würden Wache halten. Das hatte der Friseur Wenzel angeordnet. Viele Emder haben gesagt: „Euch meinen wir ja nicht.“

---

3 Am 10. Mai 1933 wurden in Berlin und in anderen Städten Bücher von jüdischen, marxistischen oder pazifistisch angesehenen Schriftstellern verbrannt.

4 Hier wird deutlich, dass J. Kretschmer für sich noch nicht an eine Emigration dachte.

Ich denke oft, dass ich die Zeit von 1935/1936 schlecht einordnen kann. Da muss man zweiteilen. Die Zeit bis zu 1935, da ging es noch einigermaßen. Da wurden noch keine Posten vor die Häuser gestellt. Es kamen immer noch Kunden. Manchmal wollten sie einen gekauften Pullover in neutrales Papier eingewickelt haben. Als dann die Nürnberger Gesetze (1935) raus kamen, wurde es schon schlimmer. Die Kunden, die den Laden verließen, wurden fotografiert. Deshalb hat mein Vater oft Kunden aus dem Hintereingang hinaus gelassen. 1936 war alles wie weggeblasen, weil in Berlin die Olympischen Spiele stattfanden. Die Seeleute sollten nicht sehen und fotografieren, was in Emden geschah. 1937 hat man dann Sachen gehört, von denen man selbst nicht betroffen war. Plötzlich hieß es, ein ten Brink, das waren auch Emder Juden, sei in Buchenwald gewesen und dann zum Bau des Westwalles abkommandiert worden. Er ist nicht zurückgekommen. Darüber wurde gesprochen, aber wiederum auch nicht. Zum Teil waren es auch Leute, die früher in linken Parteien waren.

Dann kam die Zeit 1937/38. Da wurde es noch schlimmer. Da haben sich viele um eine Auswanderung bemüht. Ich hatte schon alles vorbereitet. 1934 habe ich einen neuen Pass bekommen, der fünf Jahre gültig war. 1935 kam sofort einer zu uns (ich war damals nicht zu Hause) und hat bei meiner Mutter den Pass abgeholt. Ich bin daraufhin sofort zum Rathaus gegangen und habe denen gesagt, dass ich mich auf die Auswanderung vorbereite. Ohne den Pass käme ich nicht weg. Der Beamte war sehr anständig und machte mir klar, dass der Pass beschlagnahmt sei.

Am 9. November 1938 wusste ich, dass in dieser Nacht noch etwas passieren würde, weil vom Rath in Paris ermordet worden sei, und sagte dies meinem Vater. Um 9 Uhr abends marschierte die SA mit Fackeln durch die Brückstraße, in der wir wohnten. Mein Vater meinte, es würde genauso werden wie 1933. Sie würden die Fenster wieder einschlagen. Es war jedoch in der Zwischenzeit so viel passiert, dass ich anderer Meinung war. Aber mein Vater wollte es nicht glauben.

Um halb vier Uhr brüllten SA-Männer plötzlich: „Juden raus, Tod den Juden.“ Ich hatte mich vorbereitet und hatte alle Sachen, die ich mir zur Auswanderung gekauft hatte, schon parat gestellt, u. a. hatte ich meine neuen Schuhe vor das Bett gestellt. Ich hatte gedacht, die holen mich heute Nacht. Wie ich dazu kam, weiß ich nicht. Unsere Nachbarin, Frau Leopold (Nichtjüdin), hatte mir immer angeboten, dass ich durch ein kleines Fenster zu ihr hinüber kommen sollte. Man hatte ja gedacht, dass man den Alten nichts

antun und nur die Jungen holen würde. Damit haben wir alle nicht gerechnet, dass alle geholt würden.

Bei uns konnten sie die Tür nicht aufbekommen. Mit Holzbohlen von der abgebrannten Gasthauskirche wurde unsere Türfüllung eingeschlagen und die Gewehre angelegt. Ich hörte von meinen Eltern nichts und lief in ihr Schlafzimmer und rief: „Wir müssen raus, hört ihr das nicht?“ Mein Vater ging dann im Nachthemd mit. Meine Mutter zog sich noch schnell einen Mantel über. In diesem Moment hatten sie die Türfüllung durchschlagen. Sie fingen sofort an zu schießen. Da mein Vater oben auf der Treppe stand, schossen sie ihm sofort durch die Brust. Es war ein Gewehr und kein Revolver. Deshalb war es ein glatter Durchschuss. Das war sein Glück, oder Unglück muss man heute sagen. Es wäre besser gewesen, wenn er in derselben Nacht gestorben wäre. Dann hätte er nicht soviel gelitten. Ich weiß noch, dass mein Vater rief: „Ich bin getroffen.“ Meine Mutter ging zu ihm und schleppte ihn zurück in das Zimmer. Ich sah schon, dass ich nicht mehr hinunter kommen würde und habe mich auf dem glatten Treppengeländer runter rutschen lassen und bin nicht getroffen worden. Wie ich dann durch die Türfüllung durchgekommen bin, weiß ich auch nicht. Draußen war die Marine-SA mit blauen Hosen und braunen Jacken. Uns gegenüber war das Schokoladengeschäft Zastrow. Zastrows schauten durch die Gardinen, um zu sehen, was los sei. Die Männer mit den Gewehren schrien: „Fenster zu, sonst wird geschossen.“ Ich hatte Angst, dass die Männer nach oben gingen und meine Mutter erschießen würden. Sie kam dann in ihrem Nachthemd mit dem Mantel nach unten und wir wurden zusammen abgeführt – ohne meinen Vater. Zwei Männer sind mit uns gegangen. Andere Männer umstellten das Haus. Später haben sie dann meinen Vater barfuss durch die Stadt geschleppt. Er wusste nicht, wie er in die Neutorschule gekommen war. Nachbarn haben mir später erzählt, die SA-Männer hätten ihn immer wieder mit Kinnhaken hochgeschlagen. Gegen fünf Uhr brachten sie meinen schwerverletzten Vater, der sehr viel Blut verloren und nur ein schwaches Herz hatte, und warfen ihn auf einen alten Sack. Sie brachten noch mehr Verwundete. Es war sehr kalt in dieser Nacht. Meine Mutter ging sofort zu meinem Vater, der nur halb bei Bewusstsein war. Vater schrie: ‚Ich sterbe, ich sterbe‘. Meine Mutter bat zwei SA-Männer, Decken holen zu dürfen. Einer schrie ihr darauf hin zu: ‚Ihr Mann soll genauso verenden wie vom Rath‘.

Dr. Kretschmer war auch bei den Gefangenen. Er hatte schon einmal gefragt, ob er Hilfe leisten dürfe. Erst um halb acht Uhr wurde ihm erlaubt, sich um

die Verwundeten zu kümmern. Er konnte aber nicht helfen, weil er keine Geräte hatte und sagte, dass den Verletzten nur im Krankenhaus geholfen werden könnte. Der Mann bestellte dann auch per Funk Krankenautos, die die Verwundeten mitnahmen. Als der Arzt im Krankenhaus die Verwundeten sah, sagte er: ‚Ich muss mich ja schämen Deutscher zu sein'. Später, als wir die Krankenhausrechnung bekamen, wurde nur für die Belegung abgerechnet. Der Arzt wollte von den Verwundeten kein Honorar berechnen.[5]

Meine Mutter konnte dann, wie alle Frauen und Kinder, nach Hause gehen. Vor unserem Haus standen inzwischen viele Menschen. Ein SA-Mann befahl meiner Mutter, dass sie bis 10.00 Uhr morgens alles weggeräumt haben müsste. Die Straße lag voller Scherben und zerbrochener Möbel. Meine Mutter konnte nur noch weinen, weil sie nicht wusste, wer ihr helfen sollte. In dieser Situation kam ein Polizeibeamter und fragte unseren Nachbarn Leopold, ob er nicht mit seinen Tischlergesellen helfen könnte. Dieser fragte seine Gesellen und alle sind sofort gekommen. Leopold hat später erzählt, dass die Gesellen geweint haben, als sie die vielen zertrümmerten Antiquitäten sahen. Der Polizist sah meine immer noch weinende Mutter und schickte sie ins Krankenhaus zu meinem Vater. In den nächsten Tagen bat der Arzt meine Mutter ins Krankenhaus zu kommen, um ihren Mann zu füttern. Meine Mutter hat ihn auch wieder hochgepäppelt. Auch von den anderen Verwundeten hat dieser Arzt nie Geld genommen. Wir haben ihm später Körbe mit Früchten und Lebensmitteln geschickt mit der Notiz: ‚Von dankbaren Patienten'.

Ich habe von Israel aus mit anderen Klägern einen Schwurgerichtsprozess gegen die Haupttäter angestrengt. Einer davon ist ins Wasser gegangen. Da hat man die Hauptschuld natürlich immer auf ihn geworfen. 1949 oder 1950 war die Schwurgerichtsverhandlung. Die Täter haben auch keine großen Strafen bekommen, vier Jahre vielleicht.

In dieser Nacht ist in vielen jüdischen Häusern geplündert und gestohlen worden. Bei uns wurde die Münz- und Briefmarkensammlung gestohlen. Bei Kretschmers wurde ein Koffer mit Schmuck gestohlen. Der Schwiegervater von Herrn Dr. Kretschmer wurde misshandelt. Als ich im Lager war, ist meine Mutter nach Berlin gefahren und hat dafür gesorgt, dass ich ein Zerti-

---

5 Die Ehefrau des behandelnden Arztes Dr. Völckel berichtete in einem Telefongespräch, dass die Verwundeten im Krankenhaus von den Pflegern weiter gequält worden seien durch unnötige Einläufe. Ihr Mann habe sich energisch mit den Pflegern auseinander gesetzt und sich um die Verletzten gekümmert.

fikat bekam. Es hieß immer, die im Lager sind, bekommen erst ihr Zertifikat. Nun, da ich im Lager war, hatte meine Mutter den Grund. Ich hatte meiner Mutter eine Karte geschrieben mit den Worten: ‚Viele Grüße von Rudolf', das war ein Verwandter von mir in Palästina. Da wusste meine Mutter sofort, was sie tun musste. Wir waren ungefähr 60 Söhne und Väter im Lager und alle schrieben als ersten Satz auf die Karte: „Mir geht es gut" – ohne Punkt und Komma mussten wir schreiben. Wir wussten, dass die Verwandten dann etwas merkten.

Am Morgen des 10. November 1938 wurden die verhafteten Männer auf den Wall geschickt und mussten verschiedene Erdarbeiten ausrichten. Einige mussten auch Bäume fällen. Die Männer wurden an der brennenden Synagoge vorbei durch die Stadt geführt und mussten fröhliche Wanderlieder singen. In der Nacht darauf wurden sie entsetzlich von den Bewachern gequält. Sie wurden zu erniedrigenden Taten gezwungen. Einige mussten miauen wie die Katzen und andere bellen wie die Hunde. Die ganze Nacht wurden wir zu irgendwelchen Sportarten angetrieben und durften nicht schlafen.

Am nächsten Morgen kam die Gestapo aus Wilhelmshaven und nahm uns in Schutzhaft. Unter der Androhung, dass jeder erschossen würde, der nur einen Schritt aus der Reihe gehen würde, mussten wir zum Bahnhof marschieren. Es waren schon viele Arbeiter mit ihren Fahrrädern unterwegs. Einige von denen stiegen ab und wirkten wie erstarrt. In Oldenburg mussten wir durch die Stadt zum Gefängnis marschieren. Viele Leute und Schulkinder haben uns auf dem Weg angespuckt und beschimpft. Wir mussten dort bis nachmittags auf die anderen Gruppen aus der Umgebung warten. Schließlich waren wir ungefähr 2 000 Gefangene. Wir fuhren an Berlin vorbei bis zur Haltestelle nach Oranienburg. Dort mussten wir alle aussteigen und wurden von schwarz gekleideten Wachmannschaften – mit schwarzen Helmen und Totenkopfabzeichen – empfangen, d. h. sie haben wahllos auf die Gefangenen eingeprügelt mit ihren Knüppeln. In Fünferreihen wurden wir durch einen Wald zum Konzentrationslager gejagt. Wer nicht laufen konnte, wurde sofort mit dem Gewehrkolben geschlagen. Wer liegen blieb, wurde sofort erschossen und auf einen nachfahrenden Lastwagen geworfen. Wir Emder haben uns gesagt, lasst keinen liegen und haben Herrn Löwenstein unter die Arme genommen und mitgeschleppt.

Vom Freitagabend bis sonnabends um 10.00 Uhr mussten wir dann 26 Stunden in Fünferreihen stehen in einer eisigen Kälte. Herr Löwenstein hat sich gleich hingelegt, weil er nicht mehr konnte. Er ist dann später gestorben.

Während der Nacht kamen Männer mit großen Eimern mit Wasser und haben uns trinken lassen. Diese Männer waren auch Gefangene. Sie gehörten zu den Bibelforschern oder Jehovas Zeugen. Trotzdem sind in dieser Nacht viele umgefallen.

Am nächsten Morgen kam der Lagerleiter und verhöhnte uns: ‚Jetzt haben wir euch, ihr Juden. Ihr seid wohl jedes Jahr ins Sanatorium gefahren. Jetzt seid ihr in meinem Krematorium'. Auch der Lagerarzt stellte sich gleich mit einer Warnung vor: ‚Ich kenne nur Gesunde oder Tote'.

Am Samstagabend wurde uns befohlen, zum Duschen zu gehen. Wir mussten unsere Kleider ausziehen und abgeben. Nach dem Duschen erhielten wir die Sträflingskleidung. Wahllos wurden wieder viele Häftlinge ausgepeitscht.

Anschließend wurden wir dann in Blocks eingeteilt, ich war in Block 59 und Dr. Kretschmer auch. Er hat sich manchmal um mich gekümmert. Wir bekamen am Tage acht Zigaretten, die ich immer verschenkte. Dr. Kretschmer sah das und sagte fürsorglich zu mir, ich solle die Zigaretten lieber selber rauchen. Dann wäre das Hungergefühl nicht so groß. Obwohl Dr. Kretschmer grundsätzlich gegen das Rauchen war, gab er mir diesen Rat. Christliche Gefangene gaben uns noch den Rat, nie zu einem Arzt zu gehen bei einer Krankheit. Damals wurden in Sachsenhausen schon medizinische Versuche mit Gefangenen gemacht.

Anschließend bekamen wir unsere KZ-Nummern, ich hatte die Nr. 10458, und unsere Abzeichen. Ich erhielt ein gelb-rotes Abzeichen, welches politischer Jude bedeutete. Das war ich aber eigentlich nicht, denn ich hatte mich nicht politisch betätigt. Es gab noch Abzeichen für Bibelforscher, Berufsverbrecher, Zuchthäusler und Homosexuelle.

In den folgenden Wochen wurden wir unsagbar schikaniert. Das Schlimmste waren für mich die täglichen Demütigungen. Man musste jede Schikane ertragen ohne sich in irgendeiner Form wehren zu können. Wir mussten beispielsweise Sandhaufen von einer Stelle zur anderen transportieren. Dafür hatten wir weder Eimer noch Schubkarren. Der Sand wurde in unsere Jacken, die wir falsch herum anziehen mussten – praktisch als Schürze – geschaufelt. Den ganzen Tag mussten wir mit dem Sand hin und her rennen – ohne Pause und fast ohne Essen. Nur mittags war eine halbe Stunde Pause und wir bekamen ein Stück Brot. Mich hat ein SS-Mann für eine besonders brutale Schikane ausersehen. Da ich noch meine Schuhe trug und keine Holzpantinen, konnte ich besonders schnell laufen. Er zwang mich, meine Schuhe auszuzie-

hen, mir selbst zwei Kiesstücke in die Schuhe zu tun und dann die Schuhe wieder anzuziehen. Er nannte mich höhnisch: Vögelchen. In kurzer Zeit hatte ich nun offene wunde Füße und konnte tagelang nicht gehen.

Betten oder Pritschen hatten wir in Sachsenhausen nicht. Wir lagen einfach auf Stroh. Wenn wir morgens zum Appell anstehen mussten, wurden wir grundlos schikaniert und geschlagen. Besonders sadistisch war der ‚Schinderhannes', der abends mit großem Vergnügen die Auspeitschungen vornahm. Ich hatte große Angst vor ihm, denn ich war stark kurzsichtig und meine größte Angst war, dass meine Brille von ihm zerschlagen würde. Eines Abends war ich sein Opfer. Er wollte mir auf den Kopf schlagen, traf aber mein Ohr und das Schlüsselbein. Das Ohr war aufgeritzt und blutete, und mit voller Wucht traf er mein Schlüsselbein. Ich musste trotzdem mit dem Arbeitskommando mitgehen. Ich konnte natürlich keine Bretter tragen. Der Aufseher bemerkte das und so ging die Schikane weiter. Ich musste mit dem SS-Mann in den Wald laufen und wurde zu einem Platz geführt, wo schon andere Gepeinigte im Freien unter einer Art Dusche standen, aus der eisiges Wasser tröpfelte. Stundenlang wurden die Gefangenen gezwungen, unter dieser Dusche stehen zu bleiben.

Mich sollte es noch schlimmer treffen, denn ich wurde zum so genannten Schleichkommando geführt. Wir mussten stundenlang im Kreis herumtrotten. Viele der Männer waren abgemagert und waren an Ruhr erkrankt. Ich bekam eine Schaufel in die Hand und musste von einem Ruhrkranken, der vor mir ging, den Kot aufnehmen. So ging es vielen im Kreis. Wir konnten den Gestank fast nicht aushalten und hatten Angst, verrückt zu werden. An dem Tag habe ich das einzige Mal an Selbstmord gedacht. Täglich liefen Leute an den elektrischen Draht.

Abends habe ich Dr. Kretschmer meine Verletzungen gezeigt. Er untersuchte mich und meinte, dass ich wohl einen Schlüsselbeinbruch habe. Die Wunde am Ohr würde so verheilen. Auch er warnte mich, zu einem Arzt zu gehen. Er hat mir auch erklärt, dass in der Suppe für uns meistens Brom sei, ein Mittel zur Ruhigstellung.

Dr. Kretschmer und sein Schwiegervater wurden Mitte Dezember entlassen. Sie hatten wohl schon Auswanderungspapiere bekommen, wie auch andere Leute unter 60 Jahre. Wir wurden tagtäglich mit brutalsten Methoden gequält. Eine beliebte Methode der SS-Männer war, uns nackend mit einem dicken Gartenschlauch mit eisigem Wasser abzuspritzen. Es war Dezember, eisig kalt. Besonders brutal war, dass wir ihm nicht den Rücken zudrehen

durften. Ich bin fast wahnsinnig geworden bei dieser Tortur und wurde ohnmächtig.

Endlich, nach sieben bis acht Wochen wurde ich auch entlassen. Ich war schon völlig am Ende, völlig abgemagert und hatte ein Hungerödem, erfrorene Hände und einen Wasserkopf. Meine Mutter hatte für mich ein Zertifikat zur Auswanderung nach Palästina besorgt und so konnte ich dann kurz vor Ausbruch des Krieges mit einem Schiff von Triest aus auswandern. Meine Eltern sind mit dem letzten Transport von Emden nach Lodz deportiert worden."

12.2 Entlassung aus dem Konzentrationslager

Die Entlassung der Gefangenen aus dem Konzentrationslager begann ab dem 23. November 1938. Wer ein Ausreisezertifikat vorlegen konnte, wurde mit der Auflage entlassen, so schnell wie möglich auszuwandern. Unter der Androhung „Der Arm der Gestapo reicht bis nach Süd-Amerika" wurde den Entlassenen untersagt, jemandem von den Erlebnissen im Konzentrationslager zu erzählen. Die entlassenen Häftlinge mussten sich sofort bei den Polizeibehörden ihres Heimatortes melden.

Am 12. Dezember 1938 wurde durch einen Erlass verfügt, alle jüdischen Schutzhäftlinge, die über 50 Jahr alt waren, zu entlassen.[6]

Nach vierwöchiger Haft im Konzentrationslager wurde am 15. Dezember 1938 Simon Valk (der Schwager von Dr. Kretschmer) entlassen. Nach den Ereignissen der Pogromnacht waren jetzt auch Valks davon überzeugt, dass nur die Emigration sie retten konnte. Aufgrund ihrer jahrelangen Tätigkeit für den Zionistischen Ortsverein hatte Grete Valk das begehrte Palästinazertifikat für ihre Familie erhalten. Eine Stunde nach seiner Entlassung schickte Simon Valk seinem ältesten Sohn eine Postkarte aus Berlin nach London: „Soeben aus dem Sanatorium entlassen."

Nach der Deportation der jüdischen Männer im November war es Grete Valk gelungen, für die beiden jüngsten Kinder Menno und Betti einen Platz in einem niederländischen Kinderheim zu finden. Dort sollten die Kinder solange bleiben, bis der Vater aus dem Konzentrationslager entlassen wurde und die erforderlichen Genehmigungen für die Emigration vorlagen. Die

6 Vgl. Walk 1981.

Mutter durfte die Kinder nur bis zur niederländischen Grenze begleiten. Auch andere Mütter suchten verzweifelt Wege, um ihre Kinder in Sicherheit zu bringen.

Dr. Kretschmer wurde am 16. Dezember 1938 aufgrund eines Notzertifikates der Britischen Behörden durch die Vermittlung des Palästinaamtes in Berlin entlassen. Allerdings konnte er das Notzertifikat, das er durch Vermittlung seiner Tochter Ruth in Palästina erhielt, nicht in Anspruch nehmen, weil es die Bestimmung enthielt, dass er bis zum 18. Dezember 1938 seinen Pass vorzulegen habe. Sein Pass war ihm jedoch schon im Juli aufgrund der Sicherungsanordnung abgenommen worden. Stattdessen bekam er jedoch schnell ein so genanntes D-Zertifikat mit einer Transfergenehmigung von 60 LP[7] ausgestellt, das ihm auf die Elternanforderung seiner Tochter ausgestellt wurde.

„Ich selbst wurde am 16. Dez. entlassen. Auf dem Wege vom Ausgangstor des Lagers bis zum Bahnhof Oranienburg wurde uns, die wir als entlassene „Schutzhäftlinge“ deutlich erkennbar waren, von Passanten in freundlicher, wenn auch zurückhaltender Weise, der Weg gewiesen“ (JK 81).

Es war inzwischen drei Uhr nachmittags geworden und die Männer hatten seit dem kümmerlichen Frühstück nichts mehr gegessen. Am Bahnhof erwarteten Beauftragte der Berliner Jüdischen Gemeinde, die sich allerdings nur heimlich als solche zu erkennen gaben, die an diesem Tage entlassenen (zehn) Emder Männer und reichten ihnen eine Erfrischung und einen Zettel, auf dem der Weg zum Verwaltungsgebäude der Jüdischen Gemeinde in Berlin beschrieben war. Dort versammelten sich die entlassenen auswärtigen Häftlinge, wurden verpflegt und weiter zum Bahnhof geschickt. Die Fahrscheinverkäuferin reichte ihnen wortlos einen Gesellschaftsfahrschein zu ermäßigten Preisen. Am Samstag, den 17. Dezember 1938, trafen die Männer in Emden ein.

12.3 Nach dem Novemberpogrom in Emden

In allen jüdischen Familien herrschte nach dem Novemberpogrom Angst und Verzweiflung. Der Wiederaufbau der zerstörten Synagoge war verboten. Im Gegenteil, die Gemeinde wurde verpflichtet, innerhalb einer kurzen Frist die Brandstätte aufzuräumen und die Trümmer abfahren zu lassen. Für den

7 Palästinensische Pfund.

Schabattgottesdienst richteten sich die Gemeindemitglieder einen Raum im ehemaligen Waisenhaus in der Claas-Tholen-Straße ein.

Wegen der angeblich „feindlichen Haltung des Judentums gegenüber dem deutschen Volk und Reich, das auch vor feigen Mordtaten nicht zurückschreckt“, erlegte der deutsche Staat den Juden in ihrer Gesamtheit eine Kontribution (‚Sühneleistung‘) von 1 Milliarde RM auf. Die Finanzämter in den Städten wurden mit der Einziehung beauftragt.

Aufgrund der Verordnung vom 23. November 1938 – Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben – wurde allen jüdischen Geschäftsinhabern aufgetragen, ihre Geschäfte aufzulösen bzw. abzuwickeln und an nichtjüdische Eigentümer zu überführen. Die vorhandenen Lagerbestände durften nicht an Endverbraucher verkauft werden, sondern mussten den neuen „arischen“ Inhabern zum Verkauf „angeboten“ werden. Damit war die Existenzgrundlage der jüdischen Geschäftsinhaber vernichtet. Aufgrund des angeordneten Boykottes der jüdischen Geschäfte waren die Einnahmen schon zuvor sehr gering gewesen. Viele Einzelhändler hatten sich in den vergangenen Jahren bzw. Monaten dem Druck der Nazis gebeugt und ihre Geschäfte geschlossen. So meldete die ‚Ostfriesische Tages Zeitung‘ bereits am 16.7.1938:

Judenladen geht in deutsche Hände über.

Mit behördlicher Genehmigung wird das jüdische
Geschäft Max Steinberg in der Neutorstraße in die
Hände des deutschen Kaufmanns Carl K.
übergehen. Vorerst wird das Geschäft geschlossen,
und am Montag, dem 25. Juli 1938 neu eröffnet werden.

Lediglich ein kleiner Lebensmittelladen zur Versorgung der jüdischen Bevölkerung Emdens durfte geöffnet bleiben.

Allen jüdischen Hausbesitzern und Grundstückseigentümern in Emden wurde nach dem Pogrom unter Androhung von Strafen aufgegeben, ihren Grundbesitz innerhalb von vier Wochen an Arier zu verkaufen. Die Kaufverträge sollten innerhalb der angegebenen Frist zur behördlichen Genehmigung vorgelegt werden. Viele der jüdischen Männer befanden sich zu dieser Zeit in den Konzentrationslagern. Damit war ‚gewährleistet‘, dass die Grundstücksverhandlungen unter großem Druck durchgeführt werden mußten. Kaum jemand traute sich, den wahren Verkaufswert seines Objektes zu fordern. Die

meisten der verkauften Häuser und Grundstücke wurden noch unterhalb des Einheitswerts verkauft. In den Verträgen einigten sich die Parteien in der Regel darauf, dass der Kaufpreise in bar nach Erteilung der erforderlichen Genehmigung gezahlt werden musste. So hofften viele, mit dem Erlös aus dem Verkauf ihres Besitzes noch eine Ausreisegenehmigung zu bekommen, obwohl viele Staaten die Grenzen für jüdische Flüchtlinge schon geschlossen hatten. Die für den Kaufvertrag erforderliche Genehmigung des Oberfinanzpräsidenten wurde dann allerdings nur unter der Bedingung erteilt, dass der Kaufpreis auf ein Sperrkonto überwiesen wurde. Von diesem Konto durften die Inhaber nur Kleinstbeträge abheben.

Am 3. Dezember 1938 entzogen die Behörden allen deutschen Juden die Führerscheine und die Kraftwagenzulassungsbescheinigungen. Elf Tage später wurde angeordnet, dass die Juden ihre Kraftfahrzeuge an ‚Arier' veräußern mussten.

12.4 Die letzten Wochen in Emden

„Vergebens sind wir treue und an manchen Orten sogar überschwengliche Patrioten, (....) vergebens bemühen wir uns, den Ruhm unserer Vaterländer in Künsten und Wissenschaften, ihren Reichtum durch Handel und Verkehr zu erhöhen."

Theodor Herzl

Jacob Nussbaum und seine Tochter Sofie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, jedes Mal zum Emder Bahnhof zu gehen, wenn ein Zug aus Berlin eintraf, um eventuelle eintreffende Rückkehrer aus dem Konzentrationslager abzuholen. Es sollte niemand in Emden ankommen und alleine nach Hause gehen müssen. Wahrscheinlich haben die beiden auch Dr. Kretschmer und die neun anderen entlassenen Männer in Empfang genommen. Alle Juden, die aus den Konzentrationslagern zurückkehrten, waren verpflichtet, sich sofort bei der Gestapo zu melden.

Für Dr. Kretschmer begannen damit die letzten acht Wochen in Emden. Die christliche Stadtbevölkerung feierte Advent und das nahende Weihnachtsfest, während die jüdischen Familien verzweifelt versuchten, ein Zertifikat für eine Auswanderung zu erhalten.

Endlose Verhandlungen mit dem Finanzamt, der Devisenstelle, der Emder Bank, der Auswanderungsbehörde und dem Zollamt beschäftigten Julian Kretschmer Tag für Tag. Mündliche und schriftliche Verhandlungen mussten darüber geführt werden, was die Ausreisenden mitnehmen durften und was sie zurückzulassen hatten. Die Mitnahme von Schmuck- und Wertsachen war grundsätzlich verboten. Schließlich schaffte es Dr. Kretschmer, die Genehmigung für die Mitnahme eines silbernen Essbestecks für sechs Personen gegen Zahlung von 600 RM zu erhalten, obwohl das Gesetz vom 16.1.1939 nur die Mitnahme von einem Besteck pro Person und Ersatzstücken genehmigte. Die Freude währte jedoch nicht lange. Nachdem Dr. Kretschmer das Geld gezahlt hatte, wurde ihm eröffnet, dass nur 2 Essbestecke ausgeführt werden durften. Von der bereits bezahlten Summe erhielt er nichts zurück.

In der Nacht vom 9./10. November waren aus seinem Schreibtisch 1 200 RM gestohlen worden. Auf seine Nachforschungen hin ergab sich, dass das Finanzamt davon 900 RM als Teil der Judenvermögensabgabe gepfändet hatte. Die restlichen 300 RM waren unauffindbar. Erst nach langen Verhandlungen genehmigte die Devisenstelle gegen Zahlung von 5 600 RM an die Golddiskontbank die Mitnahme von Umzugsgütern. Die Emder Bank nahm die Bestimmungen über die Sicherungsanordnung Jüdischer Wertpapiere noch genauer als die Devisenstelle, obwohl die meisten der jüdischen Geschäftsinhaber dort langjährige gute Kunden gewesen waren.

An der Beschlagnahmung, Verwaltung und Verwertung jüdischen Vermögens waren eine Vielzahl von Behörden der Stadt Emden und der dort arbeitenden Personen in unterschiedlicher Form beteiligt: Stadtverwaltung, Grundstücksamt, Finanzamt, Grundbuchamt, Sparkassen und Banken, Rechtsanwälte und Notare, Grundstücksmakler, Zollamt, Speditionen, Polizei, Amtsgericht und Katasteramt.

Das Leben in der Stadt wurde für die jüdische Bevölkerung immer bedrohlicher und entwürdigender. Zwar galt der Mieterschutz noch für sie, aber die Zusammenlegung von Juden in sog. ‚Judenhäusern‘ war erwünscht, und wurde in Emden schnell in die Wege geleitet. Die Juden durften nur noch in eigens dafür bestimmten Geschäften und zu bestimmten Zeiten ihre Einkäufe erledigen. Die Konsultation nichtjüdischer Ärzte war untersagt. Es blieb nur der Besuch bei Dr. Kretschmer, der jedoch lediglich als ‚Heilbehandler‘ fungieren durfte. Schließlich war es den Friseurbetrieben untersagt, jüdische Kunden zu bedienen. Aber es gab auch Ausnahmen:

„Das Kaufhaus Buss, dessen – katholische – Inhaber ich noch fast bis zuletzt behandelt hatte, schickte uns Waren sogar noch ins Haus.“ (JK 83)[8]

Alle jüdischen Organisationen, einschließlich der Zionistischen Vereinigung und des CV (Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens), wurden zwangsweise aufgelöst. Im Reichsministerium war eine Reichszentrale für jüdische Auswanderung gebildet worden, deren Leitung der Chef der Sicherheitspolizei übernahm. Bis zum 1. Februar 1939 waren inzwischen 710 Verordnungen und Gesetze erlassen, die das Leben der Juden ‚regelten‘, d. h. verschlimmerten und einengten.

Wie alle anderen Emder Juden lebte das Ehepaar Kretschmer isoliert und kam nur noch dann mit Nichtjuden zusammen, wenn es sich um Behördengänge oder Antragstellungen handelte. Nur wenige der früheren Patienten besaßen den Mut, ihren ehemaligen Arzt anzusprechen oder ihn im Hause seiner Schwiegereltern zu besuchen.

Julian Kretschmer nahm auf besondere Weise Abschied von der Stadt, in der er den wichtigsten Teil seines Lebens verbracht hatte. Er durchstreifte die Innenstadt mit seiner Kamera und fotografierte Häuser und Plätze, die Synagoge und den Emder Hafen. Wie viele Auswanderer vor ihm fuhr er zum Abschied zur Westmole, an deren Ende ein kleiner roter Leuchtturm steht. Auch dort wurden Abschiedsbilder aufgenommen.

Offensichtlich hoffte Dr. Kretschmer, eines Tages nach Emden zurück zu kommen. Einer treuen Patientin vertraute er zur Aufbewahrung einen wertvollen Ring und eine Perlenkette an. Zur Erinnerung schenkte er ihr eine fein gearbeitete silberne Zuckerzange und eine silberne Pillendose. Am 10. Februar 1939 waren alle erforderlichen Vorbereitungen zur Emigration abgeschlossen. Dr. Kretschmer konnte sein Umzugsgut in einen Lift verpacken und einem Spediteur anvertrauen. Die zollamtliche Kontrolle des Handgepäcks erfolgte am 20. Februar 1939 vormittags. Der überwachende Zollbeamte gab Frau Kretschmer den Hinweis, dass die eingepackten Schuhe nicht mehr in gutem Zustand seien. Sie solle sich stattdessen ein Paar neue Schuhe holen, bemerkte der offensichtlich freundlich gesinnte Beamte.

Das Ehepaar Kretschmer reiste noch am gleichen Tag mit einem Kurswagen der Bahn von Aurich über Emden nach Berlin. Die treue (und mutige) Freun-

8 Ludwig Buss war Senator der für Wirtschaft und Verkehr in den Jahren 1945–1948/49 und langjähriger Ratsherr.

din, Frau Blesene, ließ es sich nicht nehmen, die Eheleute Kretschmer bis nach Berlin zu begleiten.

Dort bestieg das Ehepaar noch abends den *‚Palästinawandererzug‘* (JK 83). In der Bahn befanden sich zahlreiche Auswanderer der Jugendalijah. Das Palästinaamt hatte den auswandernden Juden Anweisung gegeben, sich zurückhaltend zu benehmen, denn es waren auch Nichtjuden im Zug. In München wechselten die Emigranten den Zug und fuhren nach Triest. An der Grenzstation Villach-Rosenbach wurden noch einmal Devisenkontrollen durchgeführt, so dass sich die Weiterfahrt verzögerte.

„U. a. wurde bei meiner Frau und einer anderen Dame aus unserm Abteil eine Leibesvisitation vorgenommen. Es wurden jedoch im ganzen Zuge keine Zuwiderhandlungen festgestellt.

Gegen 9 oder 10 Uhr abends verliessen die Zollbeamten den Zug, der sich langsam in Bewegung setzte und bald die jugoslavische Grenze überschritt, jetzt stimmte die Jugend ein hebräisches Freiheitslied an, das hell durch die Nacht klang.

Deutschland lag hinter uns“ (JK 83).

12.5 Die Zurückgebliebenen der Israelitischen Gemeinde Emden

In Emden blieben die Eltern bzw. Schwiegereltern Jacob und Betti Valk zurück. Ihnen stand bald die nächste Trennung bevor. Sie mussten Abschied nehmen von ihrem Sohn Simon und seiner Frau Grete, die ebenfalls mit ihren Kindern nach Palästina emigrierten.

Bevor Simon Valk mit seiner Familie ausreiste, schrieb er dem Provinzialverband für jüdische Wohlfahrtspflege Hannover-Braunschweig und erklärte, dass er beabsichtige, dem Provinzialverband einen Betrag von 2 500 RM für die Hilfsbedürftigen in der jüdischen Gemeinde Emden zu spenden. Jahrzehntelang hatte Simon Valk in der Jüdischen Gemeinde ehrenamtlich mitgearbeitet und musste dieses Amt nun abgeben. Die Gemeinde Emden verabschiedete Simon und Grete Valk mit einem Schreiben vom 14. März 1939, durch das deutlich wird, wie sehr sich das Ehepaar für die Gemeinde eingesetzt hat.

„Sehr geehrter Herr und Frau Valk!

Dem zwingenden Gebot der Stunde Folge leistend, werden nun auch Sie uns morgen verlassen.

Wenn schon der Verlust jeden Gemeindemitglieds eine Bresche reisst, so regt dieser Augenblick, wo Ihre Heimatgemeinde Sie aus ihren Reihen entlässt, zu der Betrachtung an, ob die Bresche, die Ihre Alija in unseren Mauern legt, überhaupt wohl überbrückbar ist.

Ihr persönlicher Arbeitseinsatz auf allen Gebieten unseres sozialen und Verwaltungslebens, der sich weder den zur Leitung unserer grossen charitativen Institute notwendigen Gedankenflug noch die mühevollste Kleinarbeit verdriessen liess, ist der beste Beweis für die Bewährung Ihres Charakters. Und um nur eins herauszugreifen, unvergessen wird bleiben, liebe Frau Valk, wie Sie in den allerschwersten Tagen beispielgebend den Kopf hoch hielten und mit wenigen anderen Verantwortlichen die Last der gesamten sozialen Arbeit auf Ihren Schultern trugen.

Wenn Ihnen nun durch Gottes Vorsehung das grosse Glück zuteil wird, nicht ziellos auswandern zu müssen, wie es leider heute das Los so vieler deutscher Juden ist, sondern wenn Sie nun wissen, dass Erez Awossenu, das Land unserer Väter, dass Erez Israel Sie mit offenen Armen aufnimmt, dass bald vertraute Menschen sich Ihrer offen annehmen werden, und dass Sie vom Rate Ihrer Freunde und lieber Verwandten unterstützt, gemeinsam mit Ihren Kindern ein neues Leben aufbauen werden, so ist das schon der erste Lohn Ihrer Verdienste.

Ihre alte Heimatgemeinde entlässt Sie nun aus ihren Mauern und entbietet Ihnen zum Einzug in das neue alte Land ihre Glückwünsche.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Vorstand der israelitischen Gemeinde zu Emden“
(mit Siegel der Israelitischen Gemeinde und den Unterschriften Wolff und Seligmann)

Simon und Grete Valk fuhren zunächst mit dem Zug von Emden nach Basel. Einst waren sie reiche und anerkannte jüdische Kaufhausbesitzer gewesen. Jetzt verließen sie ihre Heimatstadt als Flüchtlinge. Mit den Betreuern der Kinder Betti und Menno (der älteste Sohn Jürgen war inzwischen schon in Palästina), die in einem niederländischen Kinderheim untergebracht waren,

vereinbarten sie, dass die Kinder von Amsterdam mit der Bahn ebenfalls nach Basel kommen sollten.

Simon und Grete Valk trafen sich auf dem Bahnhof Emden auch mit Frau Blesene, um Abschied zu nehmen; auch sie wollten etwas Schmuck zurücklassen in der Hoffnung, einst wieder nach Emden kommen zu können. Sie übergaben Frau Blesene einige Schmuckstücke zur Aufbewahrung. – Als Grete Valk nach dem Krieg nach Emden kam, um Vermögensangelegenheiten zu regeln, war Frau Blesene verstorben und der Schmuck unauffindbar.

Trotz aller Unwägbarkeiten funktionierte der Plan des Zusammentreffens der Eltern Valk mit ihren Kindern Menno und Betti auf dem Bahnhof von Basel. Jetzt galt es nur noch, das rettende Schiff in Italien zu erreichen und nach Palästina auszureisen, wo Elsbeth und Julian Kretschmer mit Ruth und Lothar Preuss bereits in Raananah wohnten.

Die betagten Eltern Jacob und Betti Valk lebten nun allein in Emden. Alt, isoliert und geächtet lebten sie in der Stadt, in der sie einst großes Ansehen in der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung genossen hatten. Die christlichen Bekannten hatten den Kontakt zu Valks abgebrochen. Kaum jemand traute sich, gegen das Verbot der NSDAP zu handeln und Kontakte zur jüdischen Bevölkerung herzustellen, geschweige denn, jüdischen Familien zu helfen. Jacob Valk wurde täglich bedrängt, seinen großen Grundbesitz – für wenig Geld – zu verkaufen. Viele seiner Häuser wechselten den Besitzer, ohne dass ein angemessener Kaufpreis bezahlt wurde. Die Grundstücke des Kaufhauses ‚Zwischen beiden Sielen‘ wollte Jacob Valk nicht zu einem Schleuderpreis veräußern. Weil der Besitzer später in Berlin gestorben ist (und nicht im Ausland ermordet wurde) waren die Grundstücke 1952 noch auf den Namen Valk eingetragen. Nur von einem einzigen Käufer („wenn alle Deutschen so gewesen wären“) verlangten die Erben von Jacob Valk im Rahmen der Rückerstattungsverfahren keine zusätzlichen Zahlungen. Von ihrem großen Vermögen durften Valks monatlich nur Kleinstbeträge abheben. Nach dem Tod von Jacob Valk und der Deportation von Betti Valk wurde das gesamte Vermögen zu Gunsten des Deutschen Reiches eingezogen.

Als Jacob Valk sich im Juni 1937 einen Oberschenkelhalsbruch zuzog, verweigerte das Emder Krankenhaus seine Behandlung (‚Juden werden hier nicht behandelt‘). Ein Krankenhaus in Oldenburg nahm den Schwerverletzten auf und operierte ihn.

Nach seiner Genesung verließen die alten Eltern Valk ihre Heimatstadt Emden und zogen nach Berlin in ein Altersheim. Sie standen dort im regen Kontakt mit Dr. Ella Kretschmer, der Schwester von Julian. Alle Nachrichten aus Palästina, die meistens mit monatelanger Verspätung und teilweise mit geschwärzter Schrift eintrafen, wurden ausgetauscht und ebenfalls nach Aurich zur treuen Freundin Blesene weitergeleitet.

Die Israelitische Gemeinde Emden wurde immer kleiner. Am 8. Januar 1938 war der Landesrabbiner Dr. Blum bereits mit seiner Familie nach Palästina emigriert. In das Haus des Rabbiners wurden jene Emder Juden eingewiesen, die noch keine Ausreisepapiere besaßen, aber ihre Häuser für die arischen Käufer bereits räumen mussten.

Unter großen Schwierigkeiten versuchten die Vorstandsmitglieder der Jüdischen Gemeinde ihre Mitglieder zu versorgen, zu trösten und ihnen mit Rat und Tat beizustehen. Neben ihren sozialen Aufgaben und der Seelsorge fiel dem Vorstand auch die schwierige Aufgabe der Durchführung der Entrechtungsgesetze und der Umsetzung der Anordnungen der Gestapo zu, die in der Regel nicht öffentlich publiziert werden durften. Noch konnten die Mitglieder des jüdischen Begräbnisvereins in Trauerfällen die Toten rituell begraben. Aber schon bald wurden Beerdigungen auf dem jüdischen Friedhof verboten. Die jüdischen Verstorbenen mussten nachts von einem Christen auf dem Friedhof verscharrt werden. Kein Angehöriger durfte daran teilnehmen.

Die noch verbliebenen jüdischen Familien versuchten, eine Ausreisegenehmigung nach Palästina oder in ein anderes Land zu bekommen. Der Auswanderungsdruck verschärfte sich immer mehr. Aber den ärmeren Familien fehlte häufig das Geld für eine Flucht. Sie hatten schon die Judenvermögensabgabe zahlen müssen und besaßen keine Mittel mehr für die Reichsfluchtsteuer und die Reisekosten. Außerdem wurde es von Tag zu Tag schwieriger, überhaupt ein Land zu finden, welches noch jüdische Flüchtlinge aufnahm.

Im September 1939 wohnten noch 250 Juden in Emden, von denen ein Teil aus anderen Gemeinden zugezogen war. Zum 1. April 1940 mussten auf Anordnung der Gestapo alle Juden Ostfriesland verlassen und sich innerhalb Deutschlands in größeren Städten neue Wohnungen suchen. Ostfriesland sollte als Grenzregion möglichst schnell „frei von Juden“ sein. Lediglich alle über 60jährigen Juden durften zunächst in Ostfriesland bleiben, mussten aber in das jüdische Altersheim (das ehemalige Waisenhaus) und das Gemeindehaus in der Schoonhovenstraße nach Emden ziehen. Im Oktober 1941 wurden alle Bewohner deportiert. Gegen Morgen erschienen Gestapobeamte und

zwangen die alten und kranken Juden, das Haus zu verlassen. Sie wurden auf Lastwagen getrieben und zunächst nach Varel in ein jüdisches Siechenheim gebracht. Ein Großteil wurde nach wenigen Tagen nach Lodz/Polen deportiert und dort ermordet. Anderen hatte man „angeboten“, dass sie sich in ein Altersheim in Theresienstadt einkaufen und zunächst bis zum Weitertransport in Varel bleiben könnten. – Kein Bewohner des Altenheimes in Emden hat Theresienstadt oder Auschwitz überlebt.

Die jüdischen Familien, die in die Großstädte deportiert wurden, konnten nur wenig Möbel mitnehmen. Sie wohnten häufig in einem oder zwei Zimmern in so genannten Judenhäusern (Die Zentrierung der jüdischen Familien in bestimmten Häusern ermöglichte es der Gestapo bei der endgültigen Deportierung, möglichst schnell alle Juden zu verhaften.) Die Möbel der Emder Juden wurden von der Gestapo beschlagnahmt, in Hallen deponiert und später auf öffentlichen Auktionen versteigert. Während des Krieges kamen regelmäßig Schiffe und Lkws mit zum Teil wertvollen Möbeln von deportierten holländischen Juden in Emden an. Die Beschlagnahmung der Möbel und der Transport nach Emden wurden offiziell als ‚Hollandaktion‘ bezeichnet. In der Folgezeit wurden in der Ostfriesischen Tageszeitung regelmäßig Auktionen angekündigt, in denen Auktionatoren ‚kraft Auftrages‘ das Möbelgut versteigerten. Nachdem die Stadt Emden wiederholt bombardiert worden war und viele Häuser in Flammen aufgingen, konnten „bombengeschädigte Familien“ sich mit beschlagnahmten Möbeln aus jüdischem Besitz einrichten. Viele Möbelstücke wurden von den Behörden auch privat verkauft oder kamen durch illegale persönliche Bereicherungen in den Besitz mancher Emder Familie.

13 Von Palästina zum Staat Israel 1939–1948

13.1 Die ersten Monate in Raananah

Ruth und Lothar Preuß lebten schon seit 1937 in Raananah, einer kleinen im Jahre 1922 gegründeten Stadt, nordöstlich von Tel Aviv.

Die ersten Einwohner und Erbauer des Ortes waren überwiegend Juden aus den USA, die über einen Fonds Land angekauft hatten. Das Land wurde zionistischen Einwanderern für landwirtschaftliche Ansiedlungen zur Verfügung gestellt. Das erste Zelt in diesem Gebiet wurde von vier Mitgliedern der zionistischen Gruppe „Achuza“ errichtet. Im Jahre 1939 war die Bewohnerzahl stark angestiegen und eine Infrastruktur entstanden. Es gab ein Krankenhaus, das von der Kupath Cholim (eine der großen Krankenkassen) betrieben wurde, Schulen und Geschäfte in der Stadt. Immer noch waren die meisten Bewohner Juden, die aus den USA kamen. Aber durch die Verfolgung und Entrechtung der Juden in Deutschland kamen mehr und mehr deutsche Flüchtlinge in den Ort, die hofften, hier ebenfalls eine neue Heimat zu finden und sich eine Existenz aufbauen zu können. Viele der Neuankömmlinge verließen Raananah in den folgenden Jahren, weil es nicht für alle Möglichkeiten einer Existenzgründung gab.

Elsbeth und Julian Kretschmer wurden von ihrer Tochter Ruth und deren Ehemann Lothar Preuß sehnlichst erwartet. Die beiden hatten nachweisen müssen, dass sie bereit waren, die Eltern aufzunehmen und zu unterhalten. Ruth hatte sich inzwischen an das Klima gewöhnt und die hebräische Sprache erlernt. Ihr Mann Lothar, der seine akademische Laufbahn als Richter in Berlin abbrechen musste, aber noch in Deutschland eine landwirtschaftliche Ausbildung absolviert hatte, arbeitete aushilfsweise in einem Orangenhain. Da der Verdienst sehr gering war, beschlossen die Eheleute Preuß, sich einen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb aufzubauen. Für beide bot die Landwirtschaft im Grunde keine geeignete Lebensmöglichkeit, aber das Land brauchte Bauern und Handwerker und daher bewarben sie sich um die Zuweisung eines Mescheks (ein kleines Stück Land, auf dem eine Landwirtschaft betrieben und ein Haus gebaut werden konnte).

In die kleine Wohnung von Ruth und Lothar Preuß in der Herzlstraße, „Beth Daschewski“, zogen nun die Eltern bzw. Schwiegereltern mit ein und erhielten ein Zimmer. Die Küche benutzten beide Ehepaare zusammen. Dr. Kretschmer und seine Frau fanden hier eine Zuflucht, aber ihre Existenz war völlig ungesichert.

Ein großes Problem für alle Neueinwanderer war, neben der geringen Lebensqualität, ihre Sprachlosigkeit. Für die Zionisten, die schon lange im Land wohnten, war es verpönt, Deutsch zu sprechen. In den Geschäften, auf den Ämtern und in den Schulen sprachen die Menschen in der Landessprache hebräisch. Deutsch war die Sprache des Feindes, und alle Neuankömmlinge wurden aufgefordert, in organisierten Kursen sofort Hebräisch zu lernen. Nichts fiel den deutschen Immigranten schwerer, als das Erlernen der hebräischen Sprache.

Die Immigranten, die nach der nationalsozialistischen Machtergreifung aus Deutschland kamen, wurden manchmal kritisch gefragt: „Seid ihr Zionisten oder seid ihr vor Hitler geflüchtet?“ Vollwertig war nur der Einwanderer, der vor Jahren als Zionist gekommen war und das Land aufbauen wollte. Die deutschen Juden wurden von den schon länger in Palästina lebenden Zionisten aus den verschiedensten Gründen abfällig als „Jeckes“ bezeichnet. Damit wurden ihnen verschiedene Eigenschaften und Lebensweisen zugeschrieben, die ihnen das Einleben sehr erschwerten. Viele deutsche Juden empfanden den Begriff als Beleidigung und so war er auch oft gemeint. Sie konnten sich nur langsam an die sozialen und kulturellen Gegebenheiten anpassen. Ihnen wurden Eigenschaften wie ordentlich, sauber, fleißig, höflich und immer korrekt angezogen zu sein zugeschrieben. Man warf ihnen vor, dass sie sich in ihren Wohnungen einrichteten wie in Deutschland, sich kleideten wie in Deutschland und ständig „Bitteschön“ und „Dankeschön“ sagten. Die deutschen Immigranten, und besonders deren Kinder, litten unter diesem stigmatisierenden Klischee. Zur Verdeutlichung des Problems schrieb eine Frau in einer deutschsprachigen Zeitung: „Die Eltern gebrauchen das Wort und die Kinder hören es. Ein Beispiel: ein vierzehnjähriges Mädchen beschimpft ihre Klassenkameradin: „Jeckele, geh zurück zu Hitler“.

Die Kinder lösten das Problem für sich auf einfache Weise. Sprachen die anderen noch deutsch, waren sie „Jeckes“, sprachen sie hebräisch, waren sie Juden. Der ehemalige Emder Yizchak Windmüller, der ebenfalls nach Raananah gezogen war, berichtet in diesem Zusammenhang:

„Man konnte sonderbare Geschichten erleben. Ich ging einmal zu einem Kiosk, um etwas einzukaufen, und der Besitzer las Balzac. So viele Deutsche, auch aus akademischen Berufen, haben hier ganz etwas anderes begonnen. Viele gründeten Hühnerfarmen; man sprach hier von den Eier-Jeckes. Wahrscheinlich weil sie Jacken trugen, trotz der Hitze hier. Sie sahen ganz anders aus als die anderen. Die haben immer alles so korrekt gemacht, so ordentlich, im Anzug. Es gibt auch eine andere Version, die heißt auf Hebräisch: Yehudi K'scheh hawana. Das bedeutet: ein Jude der das Hebräische schwer versteht. Die Deutschen haben sich eingebildet, sie könnten die Sprache nicht lernen. Das ist eine schlimme Sache gewesen. Wir kennen Juden aus Deutschland, die schon fünfzig Jahre hier sind, aber immer die Sprache noch nicht beherrschen."[1]

So war gesellschaftliche Akzeptanz der deutschen Immigranten durch die schon vor der Zeit des Nationalsozialismus nach Palästina gekommenen Juden gering. Sie mokierten sich über die ‚Neuen', die mit viel Umzugsgut, Geschirr, feinen Kristallgläsern, Bett- und Tischwäsche, vielen Büchern und in feinen Kleidern in das Land kamen und hofften, die ihnen aus der alten Welt geläufige Lebensweise beibehalten und nach Palästina verpflanzen zu können. Manche Immigranten brachten tatsächlich ganze Bibliotheken mit Klassikern und Werken der neuen deutschen Literatur in ihren Lifts mit. Die Verbundenheit mit Deutschland und die persönliche Wertschätzung der deutschen Kultur sowie die eigene familiäre Herkunft in Deutschland wurzelten trotz der Verfolgung tief. Die Immigranten waren fremd in dem Land, das ihnen in Deutschland als Zuflucht und neue Heimat erschienen war. Sie fanden keine geöffneten Arme, sondern häufig Ablehnung. Statt mit Mitgefühl und Freundlichkeit begegnete man ihnen mit Distanz oder sogar mit Verachtung. Man warf ihnen vor, dass sie nicht von hebräischer Kultur erfüllt, sondern vom Judaismus entfremdet seien. Die Folge war, dass die deutschen Immigranten oft unter sich blieben.

Gerade auf den stets korrekt angezogenen und höflichen Julian Kretschmer passten die zugeschriebenen unbeliebten Eigenschaften. Was ihn in Deutschland auszeichnete, z. B. seine intellektuelle, distanzierte Erscheinung und seine Korrektheit, wirkte auf seine neue Umgebung eher abstoßend. Dr. Kretschmer brachte in großen Mengen Briefpapier, seine Schreibmaschine und Formulare aus der Emder Praxis mit, um auch im Schriftverkehr

1 Claudi 1988, S. 21.08.

demonstrieren zu können, dass ihm die Einhaltung von bestimmten Formen im zwischenmenschlichen Umgang ein Lebensgrundsatz war. – Aus seiner zum Teil erhalten gebliebenen Korrespondenz wird ersichtlich, dass er selbst von privaten Briefen an seine Familie und Freunde jeweils eine Durchschrift für sich anfertigte.

Unter den Neueinwanderern waren viele Ärzte, Juristen und sonstige Akademiker. Aber nur ein Bruchteil konnte im erlernten Beruf arbeiten. Die meisten mussten ihre Berufe wechseln. Für Akademiker bestand kaum eine Chance des Verbleibens im alten Beruf. Jeder zweite Arzt, der in den dreißiger Jahren nach Palästina eingewandert war, kam aus Deutschland (insgesamt 1 200). Allein von Oktober bis November 1935 waren es fast 500 deutsche Ärzte. Obwohl die medizinische Versorgung in Palästina weit unter dem Niveau Deutschlands lag, gab es eine Regelung, die besagte, dass nur die Ärzte eine Zulassung bekommen konnten, die vor 1936 immigriert waren.

Für Dr. Kretschmer, der mit 59 Jahren fast zu alt für einen Neuanfang war, gab es zunächst überhaupt keine Möglichkeit für einen beruflichen Einstieg. Privatpraxen waren aus ideologischen Gründen in Palästina verboten. Dr. Kretschmer kam, wie viele der deutschen Ärzte, mit feststehenden Vorstellungen. Sie hatten in großen Krankenhäusern gearbeitet oder eigene Praxen mit einem relativ hohen Einkommen unterhalten. In Palästina wurde nun von ihnen erwartet, als Angestellte in einem der über das ganze Land verstreuten Krankenhäusern der Kupath Cholim, der medizinischen Kooperative der Histadruth (eine der großen Gewerkschaften) zu praktizieren.

Dennoch bewarb sich Dr. Kretschmer bald nach seiner Einreise um eine Arbeitsstelle als Arzt. Voraussetzung für die Erteilung einer Lizenz war, dass die Bewerber ausreichend hebräisch konnten, um das Examen in der Landessprache zu wiederholen. Also besuchte Julian Kretschmer sofort Sprachkurse.

Er hatte darauf vertraut, dass er mit dem Geld, welches er in den dreißiger Jahren nach Palästina transferieren ließ, die ersten Jahre sorgenfrei leben könne. – „Das Geld überwies er seinem Freund Dr. Danziger mit der Bitte, ihm ein Stückchen Erde zu kaufen“, so erzählten die Enkelkinder.

Aus nicht mehr zu klärenden Gründen konnte Julian Kretschmer nicht an den relativ hohen Betrag gelangen. Das Geld war unauffindbar. Damit waren alle seine Hoffnungen, auch ohne eine Arbeitsstelle zunächst relativ sorgenfrei leben zu können, zunichte geworden, und er musste unter allen Umständen eine bezahlte Tätigkeit finden. Jede Möglichkeit war ihm recht. Eine Ein-

schränkung bestand allerdings darin, dass er keine körperlich schweren Arbeiten verrichten konnte.

Aus einem im Mai 1939 geschriebenen Brief an Dr. Schnitzer, einen Freund Dr. Kretschmers und Vetter von Frau Elsbeth, erfahren wir einiges über die neue Lebenssituation. Dr. Schnitzer war Rechtsanwalt in Berlin gewesen und konnte mit seiner Familie nach Genf emigrieren. Auszugsweise heißt es in dem Schreiben:

„Wir sind nunmehr ¼ Jahr im Lande und haben uns äußerlich schon eingewöhnt, was nicht schwer ist, wissen aber noch nicht, was mit uns werden wird. Ich bemühe mich zwar um die Erlangung der Lizenz als Arzt, aber selbst wenn ich diese -nach langem Warten- erhalten haben werde, ist es immer noch eine -zweifelhafte- Frage des Glücks, ob ich dann soviel Praxis bekommen werde, dass deren Betrieb sich lohnt. Die Frage der gemeinsamen Ansiedlung mit unseren Kindern ist von vielen Faktoren -positiven und negativen- abhängig. Alles aber wird durch den ungewissen politischen Zustand des Landes und seine Folgen kompliziert. ...

Ich weiss nicht, ob Ihr von unseren Eltern Nachricht gehabt habt. Sie stehen vor der Frage, das Haus Neutorstr. 14 zu verkaufen und sich eine andere Umgebung zu schaffen. Es sind verschiedene Interessenten vorhanden gewesen, aber bis jetzt haben sich alle die Projekte nicht verwirklichen lassen können. Leider können wir den Eltern, die Hilfe, die sie dringend benötigen, nicht mehr leisten. ...

Wir sind trotz der sehr bescheidenen Lebensweise, trotz Verlustes der Selbständigkeit und des Berufes, trotz der politischen Unsicherheit, glücklich hier mit unseren Kindern zusammen zu sein. Eine schlimme Sache sind nur die Hilferufe aus Deutschland ...“

Im Juni 1939 erhielten Kretschmers endlich ihre Umzugsgüter. Nach Ankunft des Lifts mit einigen wertvollen Möbeln, Porzellan, Büchern, ärztlichen Utensilien und Gebrauchsgegenständen aller Art, die der Arzt noch speziell für die Auswanderung in Deutschland gekauft hatte, erkannten sie, dass sie sich von vielen Dingen trennen mussten, weil sie keinen Platz dafür fanden. Vieles konnte nicht ausgepackt, sondern musste anderweitig untergebracht bzw. verkauft werden. Elsbeth Kretschmer war glücklich, dass in ihrem Zimmer wenigstens die eigens für Palästina gekaufte Waschmaschine und der Kühlschrank angeschlossen werden konnten. Für sie war die Umstellung auf die relativ primitiven Lebensbedingungen und das ‚orientalische Klima‘ am

schwersten. Sie war großbürgerliche Verhältnisse in einer komfortablen Wohnung mit Dienstboten gewohnt. Einen Haushalt zu führen oder zu kochen, hatte sie nicht erlernt.

Neben dem dringenden Problem, den unmittelbaren Lebensunterhalt zu verdienen, sorgten sich die Eheleute um die in Deutschland zurückgebliebenen Verwandten und Freunde. In zahlreichen Briefen versuchte Julian Kretschmer, seinem an der Lunge erkrankten Neffen, Dr. Fritz Eisner mit Familie, die Einreise zunächst in die Schweiz und später nach Palästina zu ermöglichen. Die Schweiz wollte den lungenkranken Arzt Dr. Eisner zur Behandlung in Davos nur aufnehmen, wenn er für die Zeit nach der Genesung ein Überseevisum vorzeigen konnte. Dr. Kretschmer hoffte jedoch immer noch, dass die Schweiz in einem Notfall eine Einreise erlauben würde. Optimistisch, oder nicht ahnend, dass auch die Schweiz jüdische Flüchtlinge nur in beschränktem Maß aufnahm, war er der Meinung, man würde Dr. Eisner nach der Genesung auf keinen Fall nach Deutschland, sondern in ein Flüchtlingslager außerhalb Deutschlands schicken. Damit wäre Dr. Eisner wenigstens dem Zugriff der deutschen Behörden entzogen worden.

Ebenfalls im Juni 1939 erhielt Dr. Kretschmer die Chance, im Krankenhaus der Kupath Cholim in Raananah zu hospitieren. Er war gewillt, jede medizinische Hilfsanstellung ohne Bezahlung anzunehmen, weil er hoffte, dass sich dadurch seine Chancen für die Lizenzerteilung erhöhten.

In einem Brief vom 27. Juni 1939 an Freunde – „Meine Lieben“ – in Jerusalem bittet Julian Kretschmer, ihm wegen der fehlenden Unterlagen zum Beweis seiner ärztlichen Ausbildung (Testierbücher) in Deutschland bzw. wegen deren Anerkennung behilflich zu sein.

„Könntet Ihr, wenn Euch dieser (Orthopäde Treu) bekannt ist, vielleicht durch ihn zu erreichen suchen, dass mir diese reine Formalität erlassen wird. Zum Ersatz könnte ich Sonderabdrucke medizinischer Arbeiten, sowie Nachweise über Tätigkeit von einem Krankenhaus in Berlin, sowie der Bezirksstelle Emden der Reichsärztekammer vorlegen ...“

Aber es finden sich auch Briefe, die allgemeiner gehalten sind. In einem Schreiben an die Familie Schnitzer vom 12. Juli 1939 wendet sich Dr. Kretschmer zunächst an die Töchter der Freunde:

„Ich weiss nicht, ob ihr es ganz verstehen könnt, wenn ich Euch wünsche, dass Euch dass, was die Generation, der Eure Eltern angehören, hat durchmachen müssen, erspart bleiben möge. Ich möchte Euch aber nicht wün-

schen, dass Ihr das alles vergesst, da ihr doch schon die Ereignisse der letzten Jahre mit einigem Verständnis miterlebt habt. Denn aus dem historischen Geschehen der letzten Jahre oder besser Jahrzehnte kann man für die Zukunft lernen, dass das, was man für ganz und gar gesichert angesehen hat, wie ein Kartenhaus zusammenbrechen kann. Die Erfahrung der letzten Jahre hat gezeigt, dass einzig das, was man „die Persönlichkeit", d. h. Charakter, Energie, Fähigkeit – nennt, bestehen bleibt …"

Und an die Eltern gewandt schreibt Dr. Kretschmer:

„Über unsere Lage hat Euch Elsbeth[2] schon geschrieben. Wir werden nicht dauernd in Raananah bleiben können, da hier die Einnahmen zu gering sind, z. B. auch für mich eine ärztliche Tätigkeit nicht zu erhoffen, sondern werden in eine jüngere, evtl. neu gegründete Kolonie gehen müssen, wo das Leben natürlich erheblich primitiver ist als hier, wo man in einem Landstädtchen wohnt und lebt oder gar wie Tante Jette in Giwath Brenner (ein Kibbuz; die Verf.), das ein richtiger Höhenluftkurort ist, wenn es auch nur einige hundert Meter über dem Meeresspiegel liegt. Von den Eltern hatten wir – indirekt – wie Elsbeth schon schrieb, die Nachricht von dem Unfall Vaters, die wir direkt noch nicht bestätigt bekamen. Da Vater schon selbst geschrieben hat, wenn auch mit Bleistift, scheint das Schlimmste schon vorbei zu sein. Der Unfall war am 27. Juni."

Das jüdische Neujahrsfest Rosch ha Schana fiel 1939 auf den 14. September. Am nächsten Tag feierte Dr. Kretschmer sein erstes Geburtstagsfest in Erez Israel. Er wurde 59 Jahre alt. Noch gab es für ihn keine Zukunftsperspektive, sondern nur die Gewissheit, gerettet zu sein. Er fühlte sich nicht zu alt für einen Neuanfang, sondern war bereit, nach den Zielen und Grundlagen der zionistischen Idee, sich mit allen Kräften an dem Aufbau des jüdischen Nationalstaates zu beteiligen.

Dr. Kretschmer war nie in seinem Leben religiös gewesen. Die Emder Juden haben ihn nie in der Synagoge gesehen. Aber jetzt fand er offenbar Zeit und Interesse, über bestimmte Probleme allgemeiner, auch transzendenter Art nachzudenken. Zum Neujahrstag 1939 verfasste er die folgenden Überlegungen:

---

2 Von diesem Brief gibt es keine Durchschrift.

„Gedanken zum Neujahrsfest, 14.9.1939

I.

‚Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne mich im Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.‘[3]

II.

Eine Auseinandersetzung des modernen Alltagsmenschen mit dem Gebet. Der orthodoxe Mensch muss hierbei, zunächst mindestens, ausser Betracht bleiben. Er ist mir noch weniger bekannt als der moderne alltägliche Durchschnittsmensch.

Man kann von diesem ein recht materielles, langweiliges Bild entwerfen. Die Sturm und Drangperiode der Jugend ist längst abgeklungen. Seine Hauptinteressen gelten dem Broterwerb. Der Mann redet von seiner Arbeit, nicht etwa in dem Sinne, dass sie ihn in einem ideellen Sinne erfüllt, sondern nur über ihre äusseren Bedingungen, die Frau redet vom „Kochtopf“. Man redet auch von seinen Mitmenschen, aber auch hier kaum in einem tieferen, edleren Sinne. Neugierde, Neid, Klatschsucht schlechthin scheinen für dieses Gesprächsthema die ausschlaggebenden Motive zu sein. Auch die Politik ist ein wichtiger Gegenstand der allgemeinen Unterhaltungen.

Sie gerät aber vor allem deswegen in den Brennpunkt des Gesprächsinteresses, weil sie die Existenz der Menschen in den wichtigsten Fragen berührt. Politische Fragen, die nicht so unmittelbar auf das äußere Schicksal einwirken, sind uninteressant.

Man kann auch sagen, dass bei demokratischen Entscheidungen die Masse Mensch in der Politik von ihren materiellen Gesichtspunkten aus dirigiert wird. Bei Wahlen erhält diejenige Partei die Stimme, die dem Wähler verspricht, seine Brotinteressen zu vertreten. Panem et cirsenses!

Wissenschaftliche Probleme bleiben in der Regel aus dem Gesichtsfeld. Ihre Erfassung setzt in der Regel auch ein bestimmtes Quantum von Fachwissen voraus, dass nur der Fachwissenschaftler sie erwägt. Man begnügt sich in der

3 Aus Goethes Faust; die Verf.

Regel damit, die praktischen Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit hinzunehmen oder sie anzuerkennen, sofern sie die materielle Existenz erleichtern oder angenehmer machen. Der Bildungsdrang scheint gering zu sein. Oft erlaubt auch nicht die Sorge um das tägliche Brot den Zeitaufwand solchen seltenen Anwandlungen, Wissen zu erwerben, nachzugehen. Wissen wird in der Hauptsache auch nur insofern geschätzt, als man sich hierdurch eine besser bezahlte Existenz verschaffen kann. Man lässt seine Kinder etwas lernen, nicht in der Hauptsache, um ihnen ein vollkommenes Weltbild zu verschaffen und sie hierdurch instand zu setzen, ein menschlich lebenswertes Leben zu führen, sondern um ihnen für eine leichtere materiell bessere Existenz die Vorbedingung zu verschaffen.

Von der Kunst verlangt der moderne, durchschnittliche Alltagsmensch im wesentlichen Zeitvertreib. Ein besonderes künstlerisches Interesse besteht kaum. Aus dieser Tatsache leitet der Film seine Erfolge her. Er erregt das Interesse seines Publikums häufig dadurch, dass er ihnen das moderne Märchen vom Glück, das meistens nur ein materielles Glück ist, darstellt. Eine nach Glück hungrige arme Menge erhält wenigstens dadurch eine Befriedigung, dass sie auf der Leinwand Schicksale sieht, die sie für sich selbst erwünscht. Hieraus resultiert sich die Vorliebe für das happy end. Religiöse Fragen sind gleichgültig geworden. Irgendwelche rituellen Vorschriften werden nur aus einer gewissen Gewöhnung befolgt; oft werden sie als lästig abgelehnt. Die Form religiösen Lebens ist inhaltsleer geworden. Ethische Grundsätze, die nur allzu oft oberflächlich erfasst werden, nehmen den Platz der Religion und ihres sittlichen Inhalts ein. An die Stelle einiger Gebote (10 Worte) ist das Strafgesetzbuch entstanden. Alle Mystik scheint verschwunden zu sein. Man lässt die Geheimnisse des Lebens und des Todes ruhen. Wer an sie in vertrautem Gespräch rühren würde, würde lächerlich werden. Man verstünde ihn nicht. Man will Ruhe davor haben.

Gebete, poetische Schöpfungen aus Zeiten, von denen man nichts mehr weiss, es ist ja immer nur vom alltäglichen Durchschnittsmenschen die Rede, werden Wort für Wort nachgeplappert, oft in einer Sprache, die dem sogenannten „Betenden“ fremd ist. Inhalt und Geist dieser Gebete bleibt fremd; man leiert sie herunter, ohne sich viel hierbei zu denken oder zu fühlen. Dass man die „Gebete“ überhaupt spricht, geschieht auch nur aus einer gewissen Gewöhnung oder aus sozialen Rücksichten. Man muss „fromm“ erscheinen, um nicht in seiner materiellen Existenz Schaden zu nehmen. So beherrscht eine Lüge, wenigstens in gewissem Masse, das äussere religiöse Leben.

III.

‚Sonst stürzt sich der Himmels Liebe Kuss
auf mich herab, in ernster Sabbatstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
und ein Gebet war brünstiger Genuss‘[4].

IV.

Wären die Bemerkungen über die Alltäglichkeit des modernen Durchschnittsmenschen wahr, gäbe es keine Möglichkeit, diesen Zustand wenigstens in der individuellen Existenz des Einzelnen zu überwinden, dann müsste eine neue Sintflut kommen und die Welt vernichten.

V.

„Wenn man … jedem die entsetzlichen Schmerzen und Qualen, denen sein Leben beständig offen steht, vor die Augen bringen wollte, so würde ihn Grausen ergreifen, und (wenn) man dem verstocktesten Optimisten durch die Krankenhospitäler, Lazarethe und chirurgische Marterkammern, durch die Gefängnisse, Folterkammern und Sklavenställe, über Schlachtfelder und Gerichtsstätten führen, dann alle die finsteren Behausungen des Elends, wo es sich vor den Blicken kalter Neugier verkriecht, ihm öffnen und zum Schluss ihn in den Hungerturm des Ugolino blicken lassen wollte, so würde … auch er zuletzt einsehen, welcher Art dieser meilleur des mondes possibles ist“[5].

VI.

Was das „Gebet“ nicht sein kann. Das Gebet kann nicht sein eine Bitte an eine höhere gedachte Macht, die einem die Fülle materiellen Wohlstandes geben soll. Eine solche Bitte wäre nur die Äusserung des oberflächlichen Alltagsmenschentum, die sich paart mit der götzenhaften Vorstellung eines Gottes, der – jenem Alltagsmenschen gleich – um das materielle Glück seiner Anbeter besorgt wäre. Nicht der Mensch wäre gottähnlich, Gott wäre menschenähnlich. „Gebet“ kann überhaupt nicht das verstandesmässige Vortragen von Wünschen, egoistischer oder altruistischer Art sein, etwa in der Überzeugung, dass man sich durch ein gutes den Sittengeboten der Religion

4 Aus Goethes Faust; die Verf.
5 Aus Schopenhauers Die Welt als Wille und Vorstellung; die Verf.

entsprechendes Leben die Erfüllung seiner Bitten verdienen kann. In dieser Auffassung des „Gebetes“ steckt der kindhafte Standpunkt, dass man sich durch artiges Betragen ein Stückchen Schokolade verdient hat.

VII.

Das Gebet ist die Überwindung der Alltäglichkeit, der Oberflächlichkeit. Es ist der mystische Zustand des Menschen, der von den Geheimnissen des Lebens weiss; nicht etwa in dem Sinne, dass er dieses Geheimnis durchschaut, wohl aber, dass er von ihnen durchschauert wird.

Siddarta, der 49 Tage und Nächte auf den Wurzeln eines alten Baumes sitzt und fastet, bis sich ihm Brahma offenbart, „betet“. „Gebet“ ist ein sich innerlich aufschliessen, ein tiefer gehen in das unbekannte und unbewusste Ich, ein Dahinströmen in den grossen Gefühlen unendlicher Liebe und in dem Erfassen des Leides, das die menschliche Gesellschaft und der Einzelne trägt. „Gebet“ ist ein Offensein für grosse Gedanken, die Bereitschaft, sich für sie hinzugeben und das „Gute“ um des Guten willen zu wollen“.

Einige Briefdurchschriften Julian Kretschmers an das Präsidium des KJV (Kartell Jüdischer Verbindungen) und an seine Bundesbrüder aus der Studentenverbindung in Breslau zeigen, welche starke Verbundenheit er mit ihnen aber auch welche Ansprüche bzw. Erwartungen er an sie hatte. Der folgende vollständig zitierte Brief verdeutlicht, in welcher Verfassung er sich befand. Er, der seine Gefühle und Emotionen selten preisgab, schrieb am 15. Oktober 1939 an das Präsidium:

„Liebe Bundesbrüder! Ich bin Ende Febr. d. J. eingewandert und meldete mich einige Tage später im Büro des KJV. Seitdem habe ich gelegentlich einige Bbr. gesprochen, war öfter mit dem hier wohnenden Bbr. Josef zusammen, erhielt auch das Rundschreiben vom März d. J., wofür ich bestens danke, sonst habe ich jedoch vom KJV an sich nichts mehr gehört, auch die im Rundschreiben angekündigte Zeitschrift nicht erhalten. Ich gebe allerdings zu, dass ich einen Beitrag noch nicht gezahlt habe, auch z. Zt. nicht dazu in der Lage gewesen wäre, wenn er gefordert worden wäre.

In dem genannten Rundschreiben fordert das Präsidium die KJVer zur Mitarbeit am Mischtar Zioni auf und spricht von einer „Gemeinschaft entschlossener Männer“, womit wohl im wesentlichsten das KJV gemeint sein soll.

Leider ist es m. W. bei diesen sehr beherzigenswerten Worten geblieben. Ich weiss nicht, was andere Bbr. empfinden, aber ich selbst empfinde es als

bedrückend, dass in E.I. die Beziehungen der einzelnen zum KJV, die in Deutschland trotz aller Schwierigkeiten bis zum Schluss bestanden, abgebrochen sein sollen, während doch gerade der in letzter Zeit eingewanderte Bbr., dessen Einordnung bei den gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen besonders erschwert ist und der das letzte Jahr in Deutschland erlebt hat, besonders das Bedürfnis nach geistigem und sozialem Anschluss hat. Wenn das KJV daneben noch etwas Interesse für das Ergehen und die wirtschaftliche Einordnung des einzelnen zeigen würde, würde das sicher wohltuend und subjektiv sogar als notwendig empfunden werden und dazu beitragen, jene Gemeinschaft, von der das Präsidium spricht, zu stärken, wobei ich mir – wie wohl alle – wohl bewusst bin, dass das KJV keine Posten zu vergeben hat.

Ich erkenne gern an, dass die hiesige Ortsgruppe der HOG, wie alle neuen Olim, auch mich herzlich aufgenommen hat und soweit möglich beraten hat. Aber es ist klar, dass das kein Ersatz für die entsprechende Beziehung zum KJV ist.“

Im Herbst des Jahres 1939 erhielten Ruth und Lothar Preuß endlich ein Stück Land im Moschav Kfar Warburg zur Errichtung eines kleinen landwirtschaftlichen Betriebs sowie eines kleinen Wohnhauses zugewiesen und bezogen im März 1940 ihr neues Heim. Sie starteten ihren landwirtschaftlichen Betrieb mit siebzig 6 Wochen alten Hühnern, 125 Küken, einem Esel und einer Kuh.

13.2 Übersiedlung nach Kfar Warburg

Nachdem Julian Kretschmer einige Monate unentgeltlich im Krankenhaus gearbeitet hatte, aber keinerlei Chancen für eine Einstellung sah, begann er mit der Zucht von Kaninchen. Die Einwohner der Stadt betrachteten den Mann, der einst ein anerkannter Arzt in Deutschland war, mit Verwunderung und Respekt, wenn sie ihn beladen mit einem Sack voll gesammeltem Kaninchenfutter trafen. Offensichtlich gelangen ihm die Aufzucht und der Absatz der Tiere recht gut, denn im Februar 1940 war die Zahl seiner Tiere auf 30 angewachsen. Das bedeutete aber auch, dass er viele Stunden des Tages benötigte, um die erforderliche Futtermenge zu sammeln.

Ruth und Lothar Preuß boten den noch in Raananah lebenden Eltern an, nach Kfar Warburg umzusiedeln und dort gemeinsam mit ihnen zu leben. Da diese für sich keine Perspektive für eine bessere Zukunft in Raananah sahen, entschlossen sie sich nach langen Überlegungen und Diskussionen, den Schritt

zu wagen. Allerdings war Elsbeth Kretschmer nicht glücklich über den Umzug. Sie wohnte inzwischen ausgesprochen gern in der Stadt Raananah und hatte einen Kreis von Bekannten und Freunden gefunden. Sie pflegte außerdem einen kleinen Garten und war glücklich, als sie ihre ersten eigenen Rosen verschenken konnte. Zudem wohnte ihr Bruder Simon Valk mit seiner Familie ebenfalls in der Stadt.

Dr. Kretschmer plante den Umzug und fuhr nach Tel Aviv, um dort Kisten zu bestellen. Gleichzeitig wollte er versuchen, für einige der Möbel aus Emden Käufer zu finden. Es war allen klar, dass die wertvollen Möbel in dem noch einfacheren Kfar Warburg keinen Platz finden konnten.

Offensichtlich hatte es zuvor zwischen den Eltern und den Kindern in Raananah Probleme im Hinblick auf die gemeinsame Haushaltsführung gegeben. Für Dr. Kretschmer war es daher wichtig, denkbare Konflikte im Vorfeld zu thematisieren, um dadurch Auseinandersetzungen zu vermeiden und das Zusammenleben nicht zu gefährden. Andererseits zeigen seine Vereinbarungen deutlich seine – fast peinliche – Korrektheit.

An Lothar Preuss schrieb er am 9. Februar 1940:

„Aus Deinen und Ruth's Äusserungen habe ich entnommen, dass es Euer ernstlicher Wunsch ist, dass wir, Elsbeth und ich, mit nach B.T.[6] *gehen, und dass ihr dies nicht nur sagt, weil ihr dazu verpflichtet zu sein glaubt. Es ist auch mein Wunsch und ich halte es sogar für meine moralische Pflicht, weil ich glaube, dass ich nicht nur ein lästiges Anhängsel bin, sondern vielleicht noch manches leisten kann. Dass es weder mir noch Elsbeth leicht wird, Raananah wieder zu verlassen, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Danach ist es jetzt an der Zeit, einmal die Wohnungsfrage zu klären. Wenn ich für meine Person auch keinen Wert darauf lege, so scheint es mir nach den Erfahrungen besser, getrennte Haushalte zu führen u.zw. würde ein guter Zrif*[7] *von einem Zimmer mit Waschraum und Küche, Sperrholzinnenverkleidung und Ölanstrich genügen. Ich will Euch dafür eine besondere Miethe zahlen die 6 % der Bausumme entspricht, sodass Euch durch die Ausgabe derselben kein Zinsenverlust entsteht.*

Meine eigene Tätigkeit möchte ich zunächst ausser der Kaninchenzucht, deren weiterer Ausbau sich nach den Absatzmöglichkeiten richten wird, auf

6 Gemeint ist Beer Tuwija, der nächste etwas größere Ort.
7 Ein Holzhaus, außen mit Blech und innen mit Holz verkleidet.

die Hühner erstrecken und nach Ausbau der Wirtschaft weiter sehen, was für mich zu tun bleibt. Jedenfalls muss ich ein Tätigkeitsgebiet haben.“

Schon am 15. Februar 1940 schrieb Julian Kretschmer erneut an seinen Schwiegersohn, obwohl er vermutlich noch keine Antwort auf seinen Brief vom 9. Februar 1940 erhalten hatte. – Auffällig ist, dass er seine Briefe ausschließlich an seinen Schwiegersohn schrieb und nicht einmal Grüße an seine Tochter Ruth anfügt.

Er hatte inzwischen bereits praktische Überlegungen getroffen, wie er den Umzug am preiswertesten gestalten könne. Er benötigte wenigstens zehn Umzugskisten, der Preis schien ihm aber dafür zu hoch.

„… Ich glaube, dass man es vielleicht dadurch verbilligen kann, dass man Kistenbretter kauft und daraus selbst Verschläge macht, die man mit starkem Papier, wie ich es noch in ziemlicher Menge von unserem Lift habe, austapeziert. … Bei der Besprechung der Miethe in meinem Brief vom 9. habe ich einen Beitrag für Amortisation, der der voraussichtlichen Lebensdauer des Gebäudes entspricht, vergessen. Ferner glaube ich, dass überhaupt klare Verhältnisse geschaffen werden müssen, da ich überhaupt klare Verhältnisse liebe und ferner weil sie die Möglichkeit zu Differenzen von vornherein einschränken. Z. B. müsste unser Anteil an den Lebensmitteln und sonstigen privaten Ausgaben nach einem ganz bestimmten Schlüssel oder mit einer feststehenden Summe vorher bestimmt werden, wofür wir als Gegenleistung eine bestimmte verantwortliche Arbeit leisten, wobei jedoch auch gegenseitige Vertretung im Falle einer Reise oder Krankheit vorzusehen ist. Buchführung jeder für sich allein.

Eine solche klare Regelung wird nicht nur jedem eine grössere Befriedigung gewähren sondern auch für das Ganze förderlich sein.“

Nachdem Dr. Kretschmer nun schon 18 Monate ohne Einkünfte im Lande lebte, besaß er nur noch wenige finanzielle Mittel. Sein kleines Kapital war zusammengeschmolzen. Das restliche Geld wollte er nun in ein kleines Häuschen auf dem Grundstück Preuß investieren. Der Umzug musste ebenfalls davon finanziert werden. Wieder nahm er Kontakt zu einem Bundesbruder auf, der Architekt in Tel Aviv war, und fuhr mit diesem nach Kfar Warburg, um den Bau des kleinen Hauses zu planen.

Nach dem Umzug hoffte er, auf dem Grundstück neben den Kaninchen auch Hühner halten zu können und sich zusätzlich auf die Zucht von Chinchillas zu spezialisieren. Er vermutete, dass er die Pelze der Tiere gut verkaufen

könne. Allerdings konnte in einem Fachgeschäft niemand vorher sagen, wie viel für die Pelze gezahlt werden würde. – Die Chinchilla-Zucht konnte schließlich nicht verwirklicht werden.

Eine weitere Hoffnung bestand immer noch darin, dass er eines Tages sein Geld von Dr. Danziger erstattet bekäme. Ein Rechtsanwalt hatte ihn wissen lassen, dass Dr. Danziger sich moralisch verpflichtet fühle, das Geld zurück zu zahlen. Diese Rückzahlung scheint allerdings nie erfolgt zu sein.

Am 21. März 1940[8] schrieb Dr. Kretschmer an seinen Neffen in Südafrika (den Bruder des lungenkranken Dr. Fritz Eisner):

„Heute erhielten wir eine Nachricht von Frau Gassmann, Amsterdam-Z. Beethovenstr. 103, wonach leider für Fritz und seine Familie die dringende Notwendigkeit auszuwandern vorliegt. Für seine Aufnahme mit Familie wollen wir sorgen, solange es angängig ist, wenn auch der Raum sehr beschränkt und die größte Sparsamkeit nötig sein wird. Jetzt erhebt sich jedoch die Frage der Bezahlung der Passage, die in Devisen erfolgen muss, u. zw. beträgt der Preis für die Familie 250,-- Dollar nach meiner Berechnung. ... Leider ist unser kleines Kapital durch die kürzlich gekaufte Siedlung, die wir in den nächsten Tagen übernehmen werden, zum größten Teil verbraucht worden, der kleine noch verbliebene Rest wird für den Transport unserer Habe und Vervollständigung der Wirtschaft benötigt werden, sodass es uns nicht möglich sein wird, diesen Betrag noch aufzubringen. Wir möchten Dich, lieber Lutz, der Du ja auch moralisch dazu verpflichtet bist, Deinen Anteil zur Rettung Deines unglücklichen Bruders beizutragen, bitten, diesen Betrag zur Verfügung zu stellen …“

25. März 1940

Die Frist für die Einsendung des Manuskripts bezüglich des Preisausschreibens der Autobiografien von Emigranten aus Deutschland unter dem Titel „Mein Leben vor und nach dem 30. Januar 1933“ an die Universität Harvard lief am 1. April 1940 ab. Die Manuskripte sollten etwa 80 Seiten umfassen. Dr. Kretschmer hielt diese Zahl fast genau ein – es sind 83 Seiten, korrekt wie es seiner Lebensweise entsprach. Das Datum seines Briefes an die Harvard Universität weist den 25. März 1940 aus. Der Eingang wurde dort

8 Da für die Dokumentation der Ereignissde der nachfolgenden Zeit nur noch vergleichsweise wenig Belege vorliegen, werden wir deren Datierung – wenn möglich – hervorheben.

unter der Nr. 226 registriert (insgesamt waren es ca. 260 Einsendungen). Dr. Kretschmer schaffte es also gerade noch rechtzeitig, sein Manuskript abzuschicken. – Eventuell hat noch ein weiteres Manuskript vorgelegen (oder war es ein Durchschlag, wie bei Dr. Kretschmer üblich?). Als Elsbeth Kretschmer jedenfalls den Haushalt nach dem Tode ihres Mannes auflöste, brachte sie neben dessen vielen anderen schriftlichen Aufzeichnungen das Manuskript auf einen Müllplatz bei Kfar Warburg.

Im Mai 1940

erhielt Dr. Kretschmer von einem Bundesbruder den Hinweis, dass die Versicherungsgesellschaft „Migdal Insurance“ einen Vertreter für Werbearbeit einstellen würde. Es wurden keine speziellen Kenntnisse vorausgesetzt. Gemeinsam mit seinem Bundesbruder Dr. Josef in Raananah teilte Dr. Kretschmer der Versicherung mit, dass sie beide die Mitarbeit für den hiesigen Bezirk übernehmen wollten und er, nach Verlegung seines Wohnsitzes nach Kfar Warburg, dort die Tätigkeit für die Versicherung fortsetzen könne. Aus nicht erkennbaren Gründen konnte Dr. Kretschmer diese Tätigkeit zunächst nicht aufnehmen und geriet zunehmend in finanzielle Schwierigkeiten. Die Wertpapiere, die er noch besaß, waren unverkäuflich. Unentwegt und mit umfangreicher Korrespondenz suchte Dr. Kretschmer weiter nach Einkommensmöglichkeiten und bat viele Kollegen um Hilfe und Vermittlung.

Anfang Juni 1940

erhielt Dr. Kretschmer von seinem Schwager Simon Valk, der mit seiner Familie von Raananah in den Moschaw[9] Beth Jizchak umgezogen war, die Nachricht, dass dort ein Arzt als „Hilfssiedler“ gesucht würde. Der neue Arzt sollte zunächst drei Monate auf Probe arbeiten. Aufgrund der fehlenden Lizenz, die ebenfalls Vorbedingung war, konnte Dr. Kretschmer sich auf diese Stelle nicht bewerben. Stattdessen versuchte er, in der Firma Sanitas ‚Specialist for Repairs of or Medical Apparatus, Dental und Optical Instruments‘ (Inhaber Julius Dahrens) in Tel Aviv eine Anstellung als Vertreter für ärztliche Instrumente und Geräte zu bekommen. Er schlug dem Inhaber vor, gegen Provision und Spesenersatz Ärzte und Zahnärzte aufzusuchen, um Aufträge einzuholen und den Lagerverkauf zu erhöhen. Julian Kretschmer war sich sicher, dass er nach 32jähriger ärztlicher Tätigkeit genügend Erfah-

9 Genossenschaftssiedlung von Kleinbauern mit Privatbesitz.

rungen im Verkehr mit Kollegen besaß und sie fachkundig bei dem Ankauf neuer Geräte beraten konnte. Er konnte auch auf seine jahrelange Praxis und seinen kompetenten Umgang mit Röntgengeräten hinweisen. Zudem kannte er einige Ärzte, die Kunden bei Sanitas waren, noch aus der zionistischen Studentenverbindung.

„Bei einem anderen Teil kann ich mich leicht einführen, da ich seit 1901 Mitglied des zionistischen Studentenverbandes KJV bin, dem auch nun ein grosser Teil der palästinensischen Ärzte angehört, zu denen ich, auch wenn ich sie nicht persönlich kennen sollte, leicht Verbindungen bekommen kann“ (aus einem Brief vom 14.6.1940).

Aufgrund seiner Vertretungstätigkeit für die Versicherung, die sich um Jerusalem herum erstreckte und der damit verbundenen Ortsabwesenheit, musste Dr. Kretschmer seine Kaninchen verkaufen. Seine Frau Elsbeth konnte die Tiere wohl füttern, aber nicht die großen Mengen Kaninchenfutter sammeln. Trotz des anfänglichen Erfolges gelang es Julian Kretschmer allerdings nicht, über längere Zeit Vertreter der Firma Sanitas zu bleiben.

13.3 Armut

Abb. 21: Wohnen in Palästina

Der Bau des kleinen Hauses in Kfar Warburg auf dem Migrasch seiner Kinder verschlang das letzte Geld des Ehepaars Kretschmer. Damit waren sie völlig mittellos. Um Lebensmittel kaufen zu können, sahen sie sich gezwungen, von Bekannten Geld zu leihen. Das bedeutete eine schwere Demütigung für das Ehepaar. Es musste sich nach und nach von Dingen trennen, die nicht lebensnotwendig waren. Julian Kretschmer machte sich auf den beschwerlichen Weg nach Jerusalem in der Hoffnung, dort bessere Verkaufsmöglichkeiten zu finden. Tatsächlich konnte er seinen Photoapparat, mehrere ärztliche Instrumente und die aus Emden mitgebrachte Tischwäsche veräußern. Die Erträge reichten jedoch nicht einmal aus, um alle Schulden abzutragen.

Auch die Landwirtschaft von Ruth und Lothar Preuss warf noch keinen Gewinn ab. So blieb nur der nächste deprimierende Gang, sich Geld von der

Tante seiner Frau, Jette Stein, zu leihen. Dr. Kretschmer versicherte ausdrücklich, dass er sich moralisch verpflichtet fühle, das Geld sofort zurückzuzahlen, wenn seine Wertpapiere verkäuflich werden würden. Frau Stein wohnte seit 1935 in Givath Brenner, einem Kibbuz im südlichen Palästina. Als sie von Emden nach Palästina emigrierte, konnte sie noch etwas Kapital mitnehmen. Jette Stein bot sofort an, Kretschmers zunächst 8 LP zu leihen und versprach eine weitere Zuwendung in gleicher Höhe für Anfang Juli – bei äußerster Sparsamkeit reichten 6 LP monatlich für die Haushaltsführung.

Offenbar befand sich Dr. Kretschmer in einer verzweifelten Situation und musste, um zu überleben, an weitere Barmittel kommen. Es ist ansonsten kaum vorstellbar, dass er Naftali Valk (einem Emigranten aus Emden, der nicht mit seinen Schwiegereltern verwandt war) in Kfar Haroe (in der Nähe von Hadera) aufsuchte, um von diesem einen Betrag von 100,-- RM zu erbitten. Dieses Geld hatte Dr. Kretschmer einst Naftali Valk in Emden für dessen Auswanderung geschenkt.

Im folgenden Interview aus dem Jahr 1997 beschreibt Naftali Valk die Situation von Dr. Kretschmer und seine persönliche Erfahrung als zionistischer Einwanderer sehr einprägsam:

„Ich bin 1933 in das Land gekommen. Mein Vater war auch in der Naturforschenden Gesellschaft und war ein großer Geschichtsforscher der Emder Jüdischen Gemeinde und hat nach den Archivakten die erste Geschichte der Emder Jüdischen Gemeinde geschrieben. Dr. Kretschmer war auch Mitglied im Reichsbund deutscher Frontsoldaten. In Emden habe ich ihn oft getroffen. Ich war einmal sein Patient. Meine Mutter musste häufig zu ihm gehen. Er hat Patienten im Überfluss gehabt, das muss vor 1933 gewesen sein. Nach meiner Meinung waren es nicht so viele jüdische Patienten. Wir haben ihn als anerkannten Arzt genommen und eben als Spezialarzt. In dem Sprechzimmer hing ein Bild von ihm in seiner Uniform im Ersten Weltkrieg. Außerdem hing dort ein Schild: Spreche nicht von Leiden hier in diesem Zimmer, dulde es auch von anderen nicht, sonst wird es immer schlimmer.

Er hatte überhaupt keinen Kontakt zur jüdischen Gemeinde und wollte auch nicht als Jude angesehen werden. In der Synagoge wurde er nie gesehen. Auch die Schwiegereltern von Dr. Kretschmer waren nicht fromm, sie waren aber Mitglied der jüdischen Gemeinde. Der alte Herr Valk hat viel gespendet für das jüdische Altersheim in Emden, für das Waisenhaus (in dem sich keine Emder Kinder befanden) und für die Jugendarbeit.

Dr. Kretschmer befand sich wohl in einem geistigen Zwiespalt. Er war ein assimilierter Jude und ein deutscher Patriot. Auf der anderen Seite war er im Vorstand oder sogar der Vorsitzende der Zionistischen Ortsgruppe. Alle Mitglieder der Ortsgruppe haben Geld gespendet. Jeder, der von Emden nach Palästina auswanderte, erhielt von dieser Ortsgruppe 100,-- RM. Zu dem Zeitpunkt als ich auswanderte, war die Kasse schon leer. Da hat Dr. Kretschmer mir 100 RM aus seiner Privatkasse gegeben. Mir persönlich war er auch eine gute Tat schuldig. Mein Vater hat mit Altmetallen, Lumpen, Schrott und Papier gehandelt und weiter verkauft. Ich musste oft mit unserem Lastwagen nach Groningen fahren und Schrott hinbringen. Im Auftrag von Dr. Kretschmer habe ich dann Geld geschmuggelt und von Groningen aus nach Tel Aviv transferiert. Dies passierte alle drei Monate. Es war gefährlich. Wie konnte ich das damals machen? Jede Sendung betrug mindestens 2 000,-- RM. Nach meiner Erinnerung hat er mindestens vier bis fünf Mal Geld nach Palästina geschickt. Deshalb konnte ich es überhaupt nicht verstehen, warum Dr. Kretschmer hier kein Geld hatte.

Ich habe nach 1939 bei meinem Bruder auf einer Hühnerfarm in der Nähe von Petach Tikwah gearbeitet. Ich sehe es noch heute vor meinen Augen: Als ich von den Hühnerställen kam, sah ich Dr. Kretschmer auf einem Kilometerstein neben der Straße sitzen. Er sah aus wie ein Bettler, und ich habe mich sehr erschrocken. Er bat mich, ihm die 100 RM zurückzugeben, die ich in Emden von ihm erhalten hatte. Ich war erschüttert, dass er das Geld zurückhaben wollte und war so enttäuscht. Ich musste ihm nun sagen, dass ich auch kein Geld besaß. Wir hatten gerade eine Hühnerfarm gekauft."

13.4 Ein kleines Haus auf dem Migrasch der Kinder

Am 16. August 1940

siedelten Elsbeth und Julian Kretschmer in den Moschav Kfar Warburg über. Ruth Preuß war im dritten Monat schwanger und freute sich, dass die Eltern zu ihnen kamen und wieder eine deutschsprachige Kommunikation möglich war.

Das neue Heim umfasste lediglich 26 qm, so dass erneut Möbel bei anderen Dorfbewohnern untergestellt werden mussten. Aufgrund des fehlenden Kapitals konnte das Haus nicht ganz fertig gestellt werden. Aber das Ehepaar konnte darin wohnen. Der Ort war erst vor fünf Monaten gegründet worden. Die Dorfbewohner stammten zum größten Teil aus Polen und Russland. Sie

kamen aus den verschiedensten Zusammenhängen, aber sie kamen als Zionisten. Und eines einte sie: der unabänderliche Wille, sich eine Existenz in Erez Israel zu schaffen und damit zum Aufbau eines neuen jüdischen Staates beizutragen. Auch sie hatten von der Jewish Agency jeweils Grundstücke erhalten und betrieben kleine Landwirtschaften. Eine Straße existierte nicht, so dass bei Regenfällen die Wege kaum passierbar waren. In dem kleien Gemeinschaftsladen des Moschav kauften die Mitglieder der Dorfgemeinschaft die nötigsten Dinge für das tägliche Leben ein. Die Einkäufe mussten nicht bar gezahlt werden, sondern wurden verrechnet mit den landwirtschaftlichen Produkten, die die Bewohner ablieferten. Die Leitung des Moschav vermarktete alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Mitglieder. Die nächste Poststelle war im Nachbarort Beer Tuwijah. Der Postgang war fast die einzige Möglichkeit, aus Kfar Warburg herauszukommen. Nach Tel Aviv oder Jerusalem zu fahren, war mit einem erheblichen Zeitumfang verbunden und eine kostspielige Angelegenheit. Alle Einwohner des Ortes arbeiteten von früh morgens bis zur Dunkelheit. Selbst am Schabbat änderte sich darin nichts. Man sah weder abends noch am Schabbat Dorfbewohner, die, wie in Raananah, gut angezogen spazieren gingen. Das Bedürfnis nach gesellschaftlichem Leben bestand kaum und manche Siedler sprachen offen ihr Misstrauen gegen die Familien Preuß und Kretschmer aus, die nicht in die Siedlung zu passen schienen.

Die Existenzgrundlage aller Bewohner lag in der Bewirtschaftung des Landes, die mit einer kleinen Viehzucht und Milchwirtschaft gekoppelt war. In den ersten Jahren war jedoch kaum mit Überschüssen zu rechnen. Unglücklicherweise war im ersten Jahr der Viehbestand von einer unbekannten Krankheit befallen worden. Letztlich lebten alle Mitglieder des Moschav in sehr armen Verhältnissen. Aber sie waren relativ sicher, dass die kleinen Betriebe bald eine stabile Grundlage für eine gesicherte Existenz abgeben würden. Vorläufig war eher mit Zuschüssen als mit Überschüssen zu rechnen.

Das tägliche Leben wurde dadurch erschwert, dass weder Elektrizität, Trinkwasserleitungen noch Kanalisation vorhanden waren. Für Elsbeth Kretschmer hieß das, ihren Haushalt ohne Kühlschrank, Herd und Waschmaschine zu bewerkstelligen. Sie war damit völlig überfordert und sehnte sich nach Raananah zurück, wo sie gesellschaftlichen Verkehr mit anderen deutschen Immigranten gepflegt hatte. In Kfar Warburg sprachen fast alle Bewohner jiddisch. Eine Verständigung war nur schwer möglich, geschweige denn ein gesellschaftlicher Umgang. Die beiden zugezogenen Familien sprachen nicht

Jiddisch, das in Deutschland als Sprache der Ostjuden galt, die von vielen deutschen Juden eher abfällig betrachtet wurde. Hier änderte sich die Situation: Jetzt waren die ehemals deutschen Familien und ihre Kinder die Außenseiter, mit denen man keinen Umgang wünschte. Die Bewohner mokierten sich vielmehr über den intellektuell wirkenden Arzt und seine Frau aus großbürgerlichem Haus, die edles Porzellan und Gläser in ihren Schränke hatten, aber kein Geld für Lebensmittel besaßen.

Julian Kretschmer sprach inzwischen schon recht gut hebräisch und erlernte jetzt die arabische Sprache. Kfar Warburg war Grenzregion zu den umliegenden arabischen Dörfern. Nicht weit von Kfar Warburg entfernt lebte die arabische Bevölkerung des Landes. Ein Brief vom 12. September 1940 an die Freunde in Raananah verdeutlicht die veränderte Lebensweise von Elsbeth und Julian Kretschmer:

„Für die Hilfe bei unserem Umzug nochmals vielen Dank. Die Porzellangegenstände usw. sind ausgezeichnet angekommen. Bisher haben wir noch keinen Bruch festgestellt. Seit dem 30. Aug. haben wir nun unsere gesamte Habe hier. Die Einrichtung unseres Häuschens, in dem allerdings nur das notwendigste stehen kann, ...hat sich gut bewährt. ... Mit dem Auspacken der Kisten nehmen wir uns Zeit, und packen zunächst nur das Notwendigste aus. Unsere Kinder haben es recht schwer. Sie müssen von früh vor sechs Uhr bis nach Eintritt der Dunkelheit arbeiten, sodass sie manchmal erst um 9 Uhr zum Abendessen kommen. Am 21. Aug. hatte die Kuh Zwillinge geworfen und musste etwa acht Tage lang Tag und Nacht alle vier Stunden gemolken werden. Jetzt legen wir Kartoffeln, wobei ich helfe. Sonst befasse ich mich bisher mit Instandsetzung von Geräten, Ordnen und Einrichten von Wohnung.“

Am 16. März 1941

wurde das erste Enkelkind geboren und erhielt den Namen Rachel. Da in Europa Krieg herrschte, dauerte es Monate, bis die Urgroßeltern und Verwandten in Berlin diese Nachricht über das Rote Kreuz erfuhren.

Trotz äußerster Sparsamkeit und enthaltsamer Lebensweise wurde die finanzielle Situation im Sommer dieses Jahres wieder sehr kritisch. Die Landwirtschaft der Kinder erbrachte noch keine Erträge. Wieder einmal musste Dr. Kretschmer nach neuen Verdienstmöglichkeiten Ausschau halten. Seine vielen Briefe an ärztliche Kollegen und vor allem an verschiedene Bundesbrüder, sich für ihn wegen der Erteilung seiner ärztlichen Lizenz einzusetzen, hatten zu keinem Erfolg geführt. Nur durch die Hühnerhaltung, die Kanin-

chenzucht und durch das Austragen von Zeitungen im Moschav erzielten die Eheleute kleine Einnahmen. Tagsüber arbeitete Dr. Kretschmer in der Landwirtschaft seiner Kinder mit. Die Abende verbrachte er mit Erledigung seiner umfangreichen Korrespondenz und der ständigen Suche nach Arbeitsmöglichkeiten. Selbst an den Aufbau einer eigenen landwirtschaftlichen Siedlung dachte er. Aber dazu reichte weder sein Geld noch seine körperliche Kraft.

Jehuda Jaari, der früher ebenfalls in Emden lebte, teilte in einem Brief vom 4.10.1979 an Dr. Brunzema in Leer mit: „Wir alten Emder haben ihm so manches zukommen lassen, er wusste aber nicht, von wem er zuweilen etwas bekam."

Mit Datum vom 22.6.1941

schrieb Dr. Kretschmer erneut an die Hitachduth[10] Olej Germania (HOG), in der sein Bundesbruder Dr. Benno Cohn arbeitete und bat um dessen Hilfe.

„Ich wende mich an Dich mit nachfolgender Bitte, obgleich sie vielleicht nicht in Deinen Ressort gehört, weil ich mir von den zionistischen Beziehungen zu Dir und der persönlichen Bekanntschaft von Deutschland her etwas verspreche und Du dieses Schreiben im Bedarfsfalle einer anderen Abteilung übergeben kannst. Vielleicht ist es nicht überflüssig, dass es sich weder um ein Darlehen noch um eine andere finanzielle Unterstützung handelt ... Unter Berücksichtigung des Umstandes, dass meine Wertpapiere z.gr.T. infolge der Genehmigungspflicht unverkäuflich sind, bleiben mir jetzt nur noch soviel Barmittel um unseren – meinen und meiner Frau – Lebensunterhalt bei bescheidenen Ansprüchen ein bis ein und ein viertel Jahr bestreiten zu können. Nach Ablauf dieser Zeit werde ich auch die Hilfe meiner Kinder nicht in Anspruch nehmen können, da die Einnahmen des Meschek vorläufig noch nicht einmal die Betriebskosten decken und das Defizit sowie die Haushaltungskosten – unserer Kinder – vorläufig von deren Kapitalsubstanz genommen werden, soweit die Zinsen nicht ausreichen. Wir hoffen, dass der Meschek bei fleissiger Arbeit auch einmal soweit sein wird, unsere Kinder zu ernähren. Es ist aber zu bezweifeln, dass er in 1–2 Jahren auch uns wird ernähren können – ausser unsere Kindern –, auch wenn wir mitarbeiten ...

10 Dr. Kretschmer schreibt regelmäßig ‚Hidachdut oder HOG'. „Jediot Hitachdut Olej Germania/ Mitteilungsblatt der Hitachdut Olej Germania, das zweisprachige Mitteilungsblatt des Verbandes der deutschen Einwanderer. Der Name änderte sich mehrfach und bezog zeitweise auch österreichische Immigranten mit ein. Die Artikel wurden auf hebräisch und deutsch veröffentlicht"; vgl. Segev 1995).

Durch die Wirtschaftschronik in Nr. 23 der „Mitteilungen“ wurde ich auf die Diamantenindustrie aufmerksam, die nach Angaben nicht ganz ungünstige Aussichten für Menschen meiner Situation bietet und ähnliches ist wohl auch von der pharmazeutischen Industrie anzunehmen.

Ich scheue vor keiner Arbeit und bin mit jeder zufrieden, die ich leisten kann, d. h. die keine grossen körperlichen Anstrengungen erfordert und mit deren Ertrag ich unseren Lebensunterhalt – d. h. etwa LP 6,-- monatlich o h n e Wohnungsmiete – decken kann. Eine Arbeit, die ich von meinem jetzigen Wohnort aus, etwa 45 km südlich T.A., versehen könnte, würde ich vorziehen. Ich bin aber auch bereit, bei Aussicht auf dauernde Beschäftigung meinen Wohnsitz zu verlegen, oder eine Probezeit zu absolvieren.“

Auch diese Bitte um eine Vermittlung bzw. die Realisierung einer Tätigkeit in der Diamantenindustrie ist erfolglos geblieben. Aber Julian Kretschmer gab nicht auf. Sein Lebenswille und sein fester Vorsatz, seinen Kindern nicht zur Last zu fallen, motivierte ihn, nach immer neuen Einkommensmöglichkeiten zu suchen.

Nach einem Gespräch in Tel Aviv besuchte er das Büro der HOG, um dort erneut über eine Beschäftigungsmöglichkeit nachzusuchen. Er war der HOG als Mitglied immer noch nicht beigetreten, weil er die Zahlung der monatlichen Beiträge scheute. Frau Weinreich, die Vertreterin der HOG, schlug dem Arzt vor, es mit einem Kleinvertrieb kosmetischer Artikel zu versuchen und verwies ihn an einen Herrn Michels, der eine Fabrik und Großhandlung für kosmetische Artikel führte. Michels empfing den Arzt zwar, erklärte aber, dass er sich an die Parfümerie Kipper in der Awiw Ben Jehudastraße 39 wenden solle. Herr Kipper war durchaus bereit und räumte auch einen ausreichenden Rabatt ein, erklärte aber, dass er die leicht verderblichen Artikel nicht auf Kommission, sondern nur als Festabnahme abgeben könne.

Wieder nach Kfar Warburg zurückgekehrt, begann Dr. Kretschmer zu sondieren, wie groß ein Kundenkreis für einen Absatz kosmetischer Artikel überhaupt sein könnte. Enttäuscht registrierte er, dass selbst im kleinen Dorfladen einige der infrage kommenden Mittel angeboten wurden. Befragungen ergaben zudem, dass kosmetische Artikel wirklich das Letzte seien, was Frauen sich in der Aufbauarbeit des Dorfes und der persönlichen Existenz leisten könnten. Das letzte Argument gegen diesen Handel schien die Sommerhitze zu sein. Es war weder möglich die Artikel im Haus ohne Kühlschrank zu

lagern, noch diese während des Herumreisens in den Nachbarorten entsprechend zu kühlen.

Aber diese Planungen und die Beschäftigung mit dem Gedanken, von Tür zu Tür reisen und den Bewohnern des umliegenden Gebietes etwas anzubieten, brachte Julian Kretschmer auf neue Ideen. Er wandte sich erneut an die HOG mit der Bitte, ihn zu beraten. Bei seinen Befragungen in Kfar Warburg und den umliegenden Orten hörte er, dass die Bewohner kaum Lesestoff aus ihren Heimatländern mitgebracht hatten. Es bestand durchaus das Bedürfnis nach einer Leihbücherei für hebräische, deutsche und auch fremdsprachige Literatur. Obwohl Dr. Kretschmer in keiner Weise mit der Organisation einer Leihbücherei vertraut war, aber durchaus gute Literaturkenntnisse besaß, erschien allen Beteiligten dieser Plan durchführbar. Bei einer guten Buchauswahl rechnete der Arzt mit einem Kundenkreis von 40–50 Personen. Das Problem bestand nur darin, dass er kein Geld vorlegen konnte, um einen gewissen Grundbestand an Büchern anschaffen und dazu noch laufend Neuerscheinungen erwerben zu können. Soweit zu erkennen, scheint die HOG bei der Durchführung und dem Aufbau seiner Leihbücherei behilflich gewesen zu sein. Zu seiner großen Freude fand Dr. Kretschmer in Tel Aviv eine Leihbücherei in der Dizengoffstraße, die mit ihm zusammenarbeiten wollte. Der Inhaber der Leihbücherei, Herr Lippmann, stammte zur Überraschung aller ebenfalls aus Emden. Bald sah man Dr. Kretschmer in Kfar Warburg von Tür zu Tür gehen, beladen mit Taschen voller Bücher.

Während des Herumreisens mit den Büchern stellte sich heraus, dass in manchen Häusern Mangel an kleineren Haushaltsgegenständen, Plastikgeschirr und Kurzwaren bestand. Auch Sämereien fehlten in der Regel in den Läden der Moschavim. Da Dr. Kretschmer regelmäßig nach Tel Aviv fuhr, um seinen Buchbestand zu erneuern, konnte er die fehlenden Produkte mitbringen und den Kunden bei seinen Hausbesuchen anbieten. Manchmal gelang es ihm auch, einzelne Kunden für die Versicherungsgesellschaft Migdal, für die er offensichtlich wieder arbeitete, zu gewinnen und dafür eine Prämie zu erhalten. Das Transportieren der Bücher und Waren nahmen viel Zeit und Kraft in Anspruch. Um seine Arbeit effektiver zu gestalten, schaffte er sich ein Fahrrad an. Er, der einst stolz mit seinem großen Auto durch Ostfriesland fuhr, war nun der erste Dorfbewohner, der ein Fahrrad sein eigen nennen konnte. War er nicht als „Hausierer“ unterwegs, sammelte er Futter für die neu aufgenommene Kaninchenhaltung und seine kleine Hühnerschar. Morgens vor Tagesanbruch verteilte er Zeitungen im Ort und half an manchen Tagen sei-

nen Kindern in der kleinen Landwirtschaft. Die Abendstunden nutzte er, um bei kümmerlicher Beleuchtung im Petroleumlicht seine umfangreiche Korrespondenz zu führen, sein hebräisch zu vervollständigen und sich mit der arabischen Sprache vertraut zu machen.

Julian und Elsbeth Kretschmer wohnten jetzt ein Jahr im Moschav. Die anfängliche Abneigung gegen das Ehepaar, welches als einziges keinen Meschek bearbeitete und deshalb nicht als produktives Mitglied galt, war einer Freundlichkeit gewichen. Man respektierte besonders Julian Kretschmer, der sich sehr bemühte, in die Gemeinschaft hineinzuwachsen. Dass er in Emden ein bekannter Arzt gewesen war, erfuhren die Dorfbewohner erst viel später.

Schaut man sich die kümmerliche Existenz und Lebensweise Dr. Kretschmers an, wird deutlich, mit welcher Willenskraft er Tag für Tag lebte und arbeitete, um seinen Kindern, die für ihn gebürgt hatten, nicht zur Last zu fallen. Vergegenwärtigt man sich dagegen, wie hoffnungsvoll seine berufliche Karriere als Wissenschaftler in Berlin begann und wie er den ersten Bruch in seinem Lebensplan nach dem Ersten Weltkrieg überwand und sich in Emden eine erfolgreiche Spezialarztpraxis aufbaute, wird deutlich, dass das Leben in Kfar Warburg nach dem Leben im nationalsozialistischen Deutschland (zweiter Bruch) und seiner Emigration den dritten Bruch in seinem Lebensplan bedeutete. Doch die Hoffnung in Erez Israel wieder in seinem Beruf arbeiten zu dürfen und an dem Aufbau des jüdischen Nationalstaates mitwirken zu können, ließen ihn nicht müde werden oder verzweifeln. Allerdings: Mit keinerlei Aussichten auf eine ärztliche Lizenz oder eine adäquate Beschäftigung fand Dr. Kretschmer sich in einer Lebenssituation wieder, die schlechter war als die seines Urgroßvaters in Beuthen. Das Projekt der Assimilation war für das Ehepaar Kretschmer gescheitert.

Für Frau Kretschmer war das karge Leben in dem ‚primitiven Dorf' kaum mehr zu ertragen. Die finanziellen Sorgen, jegliche fehlende gesellschaftliche Kultur in Kfar Warburg und das Beschränktsein der Kommunikation auf die eigene enge Familie, ließen sie krank werden. Das Getrenntsein von den geliebten Eltern, die allein in Berlin lebten und deren Zukunft ungesichert war, trug dazu bei, dass sie in schwere Depressionen verfiel und suizidgefährdet war. Julian Kretschmer sah keine andere Möglichkeit, als seine Frau nach Tel Aviv in eine Spezialklinik bringen zu lassen. Elsbeth Kretschmer verbrachte einige Monate dort. Als sie entlassen wurde, hatte sich ihr Zustand

kaum gebessert. Trotzdem musste sie zurück an den Ort, der ihr das Leben so schwer werden ließ.

Am 15. September 1941

feierte Julian Kretschmer seinen sechzigsten Geburtstag. Es war sein dritter Geburtstag in Erez Israel. Die HOG sandte ihm herzliche Glückwünsche mit der Hoffnung, dass er „bald in unserem Lande ein gutes Wirkungsfeld finden möge“. Korrekt bedankte sich Dr. Kretschmer, nicht ohne hinzuzufügen:

„Ich hoffe und wünsche, dass es mir noch einmal vergönnt sein möge, nicht nur eine selbständige Existenz in Erez Israel zu finden, sondern auch – darauf gestützt – an der Formung eines gesellschaftlichen und politischen Zustandes mitwirken zu können, wie er den jahrlang gepflegten Idealen der ZVfD entspricht.“

Das Präsidium des KJV vergaß den Geburtstag des Arztes ebenfalls nicht. Sein Antwortschreiben beendete er mit den Worten:

„Insbesondere danke ich für Euren Wunsch, dass ich nicht nur eine Erwerbstätigkeit sondern auch die Möglichkeit finden möge, im gesellschaftlichen Leben des Jischuv (Gemeinwesens) mitzuwirken. Vielleicht wird es mir doch noch einmal vergönnt sein, an der Durchsetzung des KJVer-Gedankens der disziplinierten Einordnung des einzelnen in das Ganze im Lande mitwirken zu können.“

Beide Schreiben datieren vom 13. Oktober 1941.

Dr. Kretschmer setzte seine Bemühungen, als Arzt arbeiten zu können, unbeirrt fort. Er schrieb an Bundesbrüder und bat um Hilfe und bewarb sich bei der Kupath Cholim um freiwerdende Stellen. Die Antworten waren stets negativ. Alles hing offenbar von der Erteilung seiner Lizenz ab. Aber auch sein fortgeschrittenes Alter war für die Krankenkasse ein Hinderungsgrund ihn einzustellen. Durch seine umfangreiche Korrespondenz mit vielen ärztlichen Bundesbrüdern hörte Dr. Kretschmer, dass manchen Ärzten auch ohne Lizenz Vertretungsstellen oder gar feste Stellen angeboten wurden. Er beschwerte sich bei den zuständigen Behörden, bat das Präsidium des KJV um Hilfe und wies darauf hin, dass alle angegebenen Gründe für die Ablehnung seiner Lizenzerteilung nicht stichhaltig seien. Die Kupath Cholim durchbreche ihr Prinzip immer wieder und stelle Ärzte auch ohne Lizenz ein. Die ärztliche Versorgung von Kfar Warburg war nur durch eine halbe Arztstelle

gedeckt. Die Ärzte wechselten jedoch ständig, weil die Bezahlung so gering war, dass eine Familie davon nicht leben konnte. Als diese Stelle wieder einmal frei und einem Kollegen zugewiesen wurde, schrieb er empört an die Kupath Cholim. Als Begründung führte er an, dass die Bezahlung und sonstigen Verhältnisse der Stelle für einen jüngeren vorwärts strebenden Arzt mit wachsender Familie nicht ausreichend seien, *„während ich – der ich keine Zukunftsaspirationen mehr habe – mich damit glücklich schätzen würde“*.

Im Sommer 1941 überraschte ein Kollege (und Bundesbruder) Julian Kretschmer mit der Nachricht, dass es ihm gelungen sei, den gesamten Restbetrag der 1937 geleisteten Teileinzahlung auf das Reichsmarktkonto frei zu bekommen, sodass ein Restbetrag von LP 52 überwiesen werden konnte. Damit war Dr. Kretschmer endlich in der Lage, sein Häuschen fertig zu stellen.

Während der gesamten Zeit begleitete die Sorge um die Eltern und Verwandten in Deutschland das Leben der Familien Preuß und Kretschmer. Nachdem in Deutschland die Rationierung der Lebensmittel begonnen hatte, durften Juden nur noch zu bestimmten Zeiten in den für sie bestimmten Läden ihre Lebensmittel beziehen. Ab Mitte 1941 mussten alle Juden, die älter als sechs Jahre waren, einen genau vorgeschriebenen Judenstern tragen. Damit waren sie tagtäglich als Freiwild den Pöbeleien von Nationalsozialisten ausgesetzt. Noch konnten Kretschmers über das Internationale Rote Kreuz mit den Verwandten Nachrichten austauschen. Aber nur wenige stichwortartige Fragen und zum Teil verschlüsselte Mitteilungen erreichten die Empfänger.

Am Yom Kippur (Versöhnungsfest) des Jahres 1941 war den Vorstehern der Jüdischen Gemeinde in Berlin mitgeteilt worden, dass die Umsiedlung aller Juden nach dem Osten geplant sei. Bereits im Oktober 1941 begannen die ersten Deportationen aus Berlin nach Lodz.

Auch das Leben der Juden in Palästina war durch das Vorrücken der Deutschen Soldaten bedroht: Nachdem die deutsche Wehrmacht Europa und Nordafrika überrannt hatte, herrschte Panik im ganzen Land. Moshe Dajan bildete die Palmach, jene Elitekampfgruppe der Hagana, die verhindern sollte, dass bei einer Invasion die Araber mit den Deutschen gemeinsame Sache machten.

13.5 Kfar Warburg 1942

Die finanziellen Engpässe im Leben der Eheleute Kretschmer waren nicht geringer geworden. Obwohl Dr. Kretschmer einen gewissen Leserkreis für seine Leihbücherei gewinnen konnte, war der Ertrag recht gering.

„Die Arbeit ist, da der Betrieb grösstenteils im Umherziehen erfolgt, anstrengend und zeitraubend. Der finanzielle Reinertrag entspricht dem leider nicht. Der Reinertrag betrug in der Zeit vom 13. Sept. 1941 – 31. März 42: neun Pfund (im ganzen).

Es besteht die Notwendigkeit für mich in absehbarer Zeit wenigstens ein bescheidenes Existenzminimum zu verdienen, da ich sonst binnen kurzem vor dem Nichts stehe.“

Nach all den Absagen entschloss sich Dr. Kretschmer, Chawer der Histadruth (d. h. Mitglied der Gewerkschaft) zu werden, *„da ich einsehe, dass für einen Menschen meiner Situation die Einordnung kaum anders möglich ist“*. Die Histradruth organisierte in großem Maße den Eingliederungsprozess der Neueinwanderer und war behilflich bei der Arbeitsplatzvermittlung.

Elsbeth Kretschmer erholte sich von ihrer Depression und versuchte ebenfalls, sich in den Arbeitsprozess einzuordnen. Stolz konnte sie berichten, dass sie inzwischen den gesamten Brotbedarf der beiden Familien backte.

In gewissen Abständen fuhr Dr. Kretschmer weiterhin nach Jerusalem und Tel Aviv, um seine Bundesbrüder aufzusuchen und durch persönliche Unterredungen zu erreichen, dass diese sich bei den Krankenkassen, die Stellen ausschrieben, für ihn einsetzten. In Jerusalem konnte ein Kollege ihm zwar keine Arztstelle besorgen, aber durch seine Vermittlung übernahm Dr. Kretschmer die Vertretung der Migdal Versicherung für die Bezirke Kfar Warburg, Beer Tuwija, Kiriat Schmuel, Gedera und Gan Javneh. Bei diesen Fahrten nach Jerusalem und Tel Aviv nahm er häufig Gegenstände oder Wäsche aus dem Haushalt mit in die Stadt und verkaufte diese.

Durch das Deutsche Rote Kreuz (Genf) traf die letzte Nachricht des Vaters Valk in Kfar Warburg ein, die er ca. vier Wochen vor seinem Tode abschickte:

„Ab Rahels Geburtstag sämtliche Fragen unbeantwortet.
Wir sind noch hier,
Ella auch. Befinden einigermaßen. Preuss und Pollacks verreist.

Wünschen Elsbeth's Handschrift zu sehen. Grüsst Jette.

Eltern

Ab Berlin 20. oder 18. Sept.

Genf 8. Okt.

Jerusalem 14. Dez".

13.6 Praxis in Raananah

Die Sorgen wie die Situation der Familie Kretschmer in Palästina lassen sich anhand des Briefes von Julian Kretschmer vom 21.1.1943 an seinen Neffen in Süd Afrika nachvollziehen:

„Wir haben leider nichts mehr von Euch gehört, auch Fritz (in Berlin) nicht, wie er uns voriges Jahr schrieb. Über seine letzte Nachricht wird Euch Lothar schon geschrieben haben. Danach ist er mit der Familie wohl noch in Deutschland. Aber sonst lässt der Ausdruck „alle drei sehr angestrengt" wohl nichts gutes vermuten. Es ist unfassbar welches Unglück das deutsche Volk in seiner Verblendung und Torheit, seinem Mangel an Charakter und vernünftiger Einsicht über uns, aber auch über Europa, und letzten Endes auch über sich selbst gebracht hat.

Wie es uns geht, wird Lothar wohl geschrieben haben. Mit dem Schicksal der europäischen Juden verglichen, natürlich glänzend, aber von diesem Vergleich abgesehen, geht es uns – entgegen der im allgemeinen stark aufwärts gerichteten Wirtschaftskonjunktur in Palästina – nicht gut. Ob es Folge persönlichen Pechs oder persönlicher Schlemiligkeit ist, will ich nicht entscheiden. ... Demnächst bekomme ich die „Licence to practise medicine", wobei ich aber nicht weiss, ob dies an meinen Verhältnissen etwas ändern wird. Elsbeth kann sich in die hiesige, etwas schwermütige Gegend, nur schwer hineinfinden, während sie sich in Raananah (d. h. im Scharon) recht wohl gefühlt hat."

Am 25. Mai 1943 wurde den Eheleuten Preuß die zweite Tochter geboren, die den Namen Nurith erhielt. Rachel war inzwischen fast 4 Jahre alt und ver-

brachte viel Zeit mit dem Großvater, wenn dieser seine Touren für die Leihbücherei erledigt hatte.

Nach fast fünf Jahren erhielt Dr. Kretschmer in den folgenden Wochen endlich die lang erhoffte und erkämpfte Lizenz zur Ausübung des Arztberufes. Das dafür erforderliche Sprachexamen hatte er bereits 1941 abgelegt.

Als im Sommer die Bewohner aus Raananah baten, dass sich Dr. Kretschmer in ihrem Ort als Arzt niederlassen solle, war die Freude groß. Im August verließen die Eheleute ihr Häuschen in Kfar Warburg und zogen nach Raananah zurück. Anfang September eröffnete Dr. Kretschmer seine winzige Praxis, die nur aus einem Raum bestand. Nach vierjähriger Unterbrechung konnte er endlich wieder Patienten behandeln.

Abb. 22: Arzt in Palästina

Am 17. März 1943 erreichte Elsbeth und Julian Kretschmer die Nachricht der Mutter:

„Vater am 22.10.1942 sanft entschlafen.
Beerdigung fand am 2. Nov. Weissensee statt.
Für mich unendliche schmerzliche Lücke,
jetzt allein zu sein. Pollaks verreist.
3. Nov. 1942 Mutter“.

Nach einem halben Jahr in Raananah zog Dr. Kretschmer eine erste Bilanz im Hinblick auf seine Berufstätigkeit als Arzt. Die Einnahmen aus seiner Praxis waren noch sehr gering, zeigten allerdings eine leicht ansteigende

Tendenz. Von September bis Dezember 1943 hatte er lediglich 37 Patienten behandelt und die Gesamteinnahmen waren trotz größter Sparsamkeit in der Lebensführung völlig unzureichend.

In die Praxis von Dr. Kretschmer kamen auch arabische Patienten aus den umliegenden Dörfern. Alle jüdischen Bewohner von Raananah waren in drei verschiedenen Krankenkassen versichert, die ihre eigenen Ärzte beschäftigen. Neben vier Allgemeinärzten praktizierten noch zwei Kinderärztinnen. Einen der vier Ärzte durfte Dr. Kretschmer drei Monate in der Kupath Cholim vertreten. Verzweifelt überlegte er, ob er noch eine Zeit länger in Raananah bleiben sollte oder ob er jetzt aufhören und sich von neuem verstärkt um eine andere Stelle bewerben sollte. Sein größter Wunsch war immer noch, Arzt in Kfar Warburg zu werden. Er verfügte nur noch über geringe Geldmittel, mit denen er hoffte, noch etwa zehn Monate auszukommen. Nach langen Überlegungen und schriftlichen Beratungen mit seinen Bundesbrüdern entschied Dr. Kretschmer, dass er, wenn er keine besser dotierte Anstellung finden könne, in Raananah bleiben wolle; eventuell war es auch möglich, zusätzlich eine arabische Praxis aufzubauen. Auch seine Kollegen in Jerusalem rieten ihm, die Praxis noch nicht aufzugeben. Die Zahl der zahlenden Patienten sei in Jerusalem noch kleiner und das Leben in der Stadt viel teurer.

13.7 Arzt in Kfar Warburg 1944

Die Einnahmen aus der Praxis reichten immer noch nicht aus, um die Lebenshaltungskosten und die Miete für eine Wohnung davon zu bestreiten. Dr. Kretschmer schickte seine Bewerbung erneut an die Kupath Cholim und bat Kollegen um Unterstützung. Er erklärte sich bereit, bei angemessener Bezahlung und einer angemessenen Wohnung an jeden Ort zu gehen. Der Grund für den weiterhin bestehenden Veränderungswunsch lag vor allem darin, dass er in Raananah in einem Sprechzimmer arbeitete, in welchem er auch schlief. Seine Frau lebte zwanzig Minuten entfernt in einem engen Zimmer ohne Nebenraum. Hier kochten und aßen die Eheleute. Für Frau Kretschmer diente es auch als Schlaf- und Wohnzimmer. Für sie wurden die Wohnverhältnisse auf Dauer unerträglich.

Seinen Bewerbungen fügte Dr. Kretschmer noch hinzu, dass er selbst sein letztes verbliebenes Geld hergeben würde, falls keine Dienstwohnung vorhanden wäre. Letztlich hoffte er immer noch, nach Kfar Warburg zurückzukehren, in seinem Häuschen zu wohnen und seinen Kindern in der Land-

wirtschaft behilflich zu sein. Er, der Kinder immer geliebt hatte, sehnte sich auch nach den Enkelkindern. Dieser Wunsch sollte sich erfüllen. Im Laufe des Jahres 1944 bot die Kupath Cholim einem jungen Arzt die Stelle in Kfar Warburg an. Dieser lehnte wegen der unzureichenden Bezahlung ab. Die vielen Eingaben und Erinnerungen von Dr. Kretschmer hatten endlich Erfolg. Er erhielt die Arztstelle mit einem halben Gehalt und siedelte erneut nach Kfar Warburg über.

Abb. 23: Praxis in Palästina

Inzwischen vertrauten die Dorfbewohner dem Arzt. Das Misstrauen der ersten Jahre hatte sich in Offenheit und Freundlichkeit verwandelt. Die Menschen kamen als Patienten in seine Praxis und erlebten einen kompetenten, freundlichen Arzt.

Bald kamen auch Frauen mit ihren Kindern aus den arabischen Dörfern. Obwohl Dr. Kretschmer Angestellter der Kupath Cholim war, die keine Araber versicherte, behandelte er seine arabischen Patienten kostenlos – entsprechend seiner Maxime, dass alle Kranken ärztlicher Hilfe bedürfen. Um

seine arabischen Patienten noch besser behandeln zu können, lernte er abends nach getaner Arbeit die arabische Sprache. Seine Krankenbesuche führte er mit seinem Fahrrad durch. Meistens brachte er den Patienten auch gleich die Medizin mit.

Eine seiner ersten größeren Aufgaben sah er darin, in den Dörfern ein Impfprogramm durchzuführen. Weil das Gebiet sehr sumpfig war, erkrankten die Menschen häufig an Malaria. Die meisten Bewohner waren auch nicht gegen Tetanus und Pocken geimpft. Um den Kindern die Angst vor der Behandlung zu nehmen, impfte er in Gegenwart seiner Kinderpatienten erst seine beiden Enkeltöchter. Regelmäßig entnahm er den Wassertümpeln und Gräben Proben, um sie in seinem kleinen Labor auf Malariaerreger zu untersuchen.

Mit dem im Nachbarort Beer Tuwija praktizierenden Dr. Wolff pflegte Dr. Kretschmer einen guten kollegialen Umgang und er übernahm diesen auch regelmäßig Vertretungsdienste.

13.8 Deutschland 1945

Am 8. Mai 1945 befreiten die Alliierten Deutschland. Etwa sechs Millionen Juden waren ermordet worden. Unter ihnen

- die Mutter von Elsbeth Kretschmer, Betti Valk,
- die Schwester von Julian Kretschmer,
- Dr. Ella Kretschmer, die Eltern von Lothar Preuss,
- der Neffe Dr. Fritz Eisner, seine Frau und Tochter,
- die Eltern von Grete Valk geb. Arons
- und viele weitere Freunde und Verwandte.

„Für uns Juden aus Deutschland ist eine Geschichtsepoche zu Ende gegangen. Eine solche geht zu Ende, wann immer eine Hoffnung, ein Glaube, eine Zuversicht endgültig zu Grabe getragen werden muss. Unser Glaube war es, dass deutscher und jüdischer Geist auf deutschem Boden sich treffen und und durch ihre Vermählung zum Segen werden können. Dies war eine Illusion – die Epoche der Juden in Deutschland ist ein für alle Mal vorbei.“

Rabbiner Leo Baeck nach seiner Befreiung aus dem KZ Theresienstadt,
New York 1945.

13.9 Tod in Kfar Warburg 1948

Dr. Kretschmer war an Prostatakrebs erkrankt. Aufgrund seiner ärztlichen Ausbildung wusste er, dass seine Lebenszeit nur noch kurz bemessen war und mit großen Schmerzen enden würde. Anfang des Jahres konnte er seinen geliebten Beruf nicht mehr ausüben und bald auch das Haus nicht mehr verlassen. Aber sein großer Traum vom jüdischen Nationalstaat ging an seinem Lebensende in Erfüllung. Nachdem das Flüchtlingsschiff Exodus mit 4 500 Holocaust Überlebenden vor Haifa von den Engländern aufgebracht worden war und die Flüchtlinge nach Frankreich zurück fahren mussten, empörten sich die Menschen weltweit. Die internationale Presse berichtete fast täglich über das Drama. Nachdem sich die Flüchtlinge drei Wochen lang weigerten, in Frankreich an Land zu gehen, bestimmten die Engländer, dass die Überlebenden des Holocaust nach Deutschland gebracht wurden, wo man sie in verschiedene Lager internierte. Das Drama des Flüchtlingsschiffes Exodus gilt heute in Israel als Symbol für den Willen der Juden, einen eigenen Nationalstaat zu gründen und wird in der Geschichtsschreibung als wesentliches Ereignis bewertet, das dazu führte, dass bei der Abstimmung der Mitgliedstaaten der UN im Mai 1948 mehrheitlich für zwei getrennte Staaten (Israel und Palästina) votiert wurde.

Einen Tag nach der Unabhängigkeitserklärung erklärten die arabischen Staaten Israel den Krieg. Da Kfar Warburg im Grenzgebiet lag, wurden alle Frauen und Kinder des Dorfes evakuiert. Dr. Kretschmer lag schwerkrank allein in seinem Haus. Alle Lebenskraft hatte ihn verlassen. Er starb am 16. Juni 1948 und wurde auf dem Friedhof von Kfar Warburg bestattet. Er hatte in Israel die Zeit der Gründung des jungen Staates mit allen Härten wie Armut, gesellschaftlichem und beruflichem Abstieg erlebt, vielleicht hatte er auch eine neue Heimat gefunden.

Als der Moschav im Jahre 1949 sein zehnjähriges Bestehen feierte, beschlossen die Bewohner, ‚Ihren' verstorbenen Arzt zu ehren. In der Festzeitschrift erschien ein Artikel über Julian Kretschmer, der mit einem Foto versehen in der Krankenstation zur Erinnerung und Ehrung ausgehängt wurde.

Dr. J. Kretschmer

Der „Alte“ Doktor zeigte viel Energie und war ein Mensch des Schaffens, genau wie wir. Wer von uns könnte den großen und schlanken Herrn vergessen, der bei Tag und Nacht mit seinem Stock durch dick und dünn die Wege unseres Dorfes durchschritt als es noch keine Straße gab. Um den Hals gehängt war seine Tasche mit seiner gut sortierten „Apotheke“, alles nur um den Kranken einen Weg zu ersparen um sich selbst die notwendigen Medikamente zu besorgen.

Nur wenigen von uns war bekannt, dass Dr. Kretschmer ein sehr bekannter und wohlhabender Arzt in seinem Herkunftsland war und eine weitgehende und moderne Ausbildung hatte. Er gehörte zu den langjährigen Mitgliedern der zionistischen Bewegung Deutschlands.

Es war zu bewundern mit welcher Energie Dr. Kretschmer sich mit der hebräischen Sprache vertraut machte. Bis spät in die Nacht hinein sah man bei ihm in der Wohnung Licht. So beendete er seine Tagesarbeit: Zur Erweiterung seiner Sprachkenntnisse erlernte er die hebräische Grammatik und studierte das hebräische Wörterbuch.

Soweit es Dr. Kretschmer möglich war, beteiligte er sich an dem kulturellen Leben des Dorfes. Er hielt auch Vorträge (z.B. über Erste Hilfe) und in vielen Veröffentlichungen unseres Dorfes erschienen seine Artikel.

Dr. Kretschmer verstand die Verbundenheit des Dorfes zum Boden und würdigte unsere Arbeit, ohne sich selbst irgendwie ins Rampenlicht zu stellen. Seine Hauptsorge war die Gesundheit der Bevölkerung.

Auf seinem Grabstein steht die Inschrift: ‚Arzt und Freund unseres Dorfes‘.

Dezember 1948

W. Chaimson

Für Frau Elsbeth Kretschmer war weder Israel noch Kfar Warburg eine Heimat geworden. Sie löste ihren Haushalt auf und verschenkte die Möbel, die ihre Tochter nicht unterbringen konnte, an die Dorfbewohner. Im Jahre 1952 siedelte sie nach Frankfurt über und wohnte in einem jüdischen Altenheim in der Gaggernstraße. Hier lernte sie den verwitweten Zahnarzt Dr. Laufer kennen, mit dem sie noch zehn Jahre zusammen lebte. Nach dessen Tod ging Elsbeth Kretschmer zu ihren Kindern nach Israel zurück, wo sie im Jahre 1964 verstarb.

Anhang I
Hedwig, Alma und Elisabeth Kretschmer

Da Julian Kretschmer keine weiteren Angaben über das Leben seiner Schwestern in sein autobiographisches Manuskript aufnimmt, sollen an dieser Stelle einige jener Informationen eingefügt werden, die durch Unterstützung der Enkelkinder sowie umfangreiche Recherchen zusammengetragen werden konnten.

Die am 5.10.1871 geborene älteste Schwester Hedwig vermählte sich mit dem Apotheker Hermann Preuß. Aus der Ehe ging der Sohn Lothar hervor, der am 17.9.1904, wahrscheinlich in Berlin, geboren wurde. Er studierte Ende der 20er Jahre Jura und war bis 1933 Gerichtsassessor und kommissarischer Hilfsrichter am Amtsgericht Berlin-Mitte. Lothar Preuß emigrierte bereits 1933 nach Palästina und heiratete dort 1937 seine Cousine Ruth Kretschmer, die einzige Tochter von Elsbeth und Julian Kretschmer. Seine Mutter war schon am 30.9.1927 verstorben. Der Vater lebte bis in die 40er Jahre in Berlin. Lothar und Ruth Preuß versuchten von Palästina aus, ihn vor der drohenden Deportierung zu retten. Im Dezember 1942 musste das Ehepaar jedoch einem Telegramm entnehmen:

„Preuss ... verreist. Wir sind noch hier. Ella auch. Befinden einigermassen. Eltern".

Das Telegramm wurde mit einer fremden Handschrift unterzeichnet.

Die 1874 geborene Alma Kretschmer heiratete Paul Eisner. Das Ehepaar nahm seinen Wohnsitz in der Theaterstraße 1 in Breslau. Alma Eisner verstarb dort am 16.3.1927 nach langem schwerem Leiden. Der 1868 geborene Paul Eisner wurde deportiert und ist in Minsk verschollen[1].

Die beiden Söhne des Ehepaares, Lutz und Fritz, studierten und wurden promoviert: Lutz Eisner (geb. ca. 1900) zum Doktor der Staatswissenschaften und Fritz Eisner zum Doktor der Medizin. Lutz, der ältere Sohn, konnte nach

1 Gedenkbuch, Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bundesarchiv Koblenz 1986

Südafrika emigrieren. Später nahm er seinen Wohnsitz in Israel und verstarb dort 1988. Er war verheiratet, hatte jedoch keine Kinder.

Dr. Fritz Eisner (*7.8.1868) lebte als Arzt in Breslau. Er war verheiratet mit Gerda, einer Schneiderin, die aus einer vermögenden Familie stammte. Der letzte Wohnsitz der Familie wird angegeben mit Breslau V., Höfchenstraße 10. Dr. Eisner erkrankte 1938 an einem Lungenleiden und bemühte sich vergebens um die Aufnahme in die Jüdische Heilstätte in Davos in der Schweiz. Von ausländischen Hilfsstellen waren ihm bereits 100 Schweizer Franken als monatliche Unterstützung bei einer Aufnahme in Davos zugesagt worden. Es fehlten ihm noch 50–60 Franken monatlich, die jedoch niemand für ihn aufbringen konnte.[2] Entscheidend war jedoch die fehlende Aufenthaltsgenehmigung für die Schweiz. Diese wäre nur bei Vorliegen eines Überseevisums erteilt worden, um das sich Fritz Eisner für seine Familie bemühte. Trotz verzweifelter Versuche seines Bruders in Südafrika und seines Onkels Julian Kretschmer konnten für seine Familie keine Einreisevisa für Palästina oder Chile beschafft werden. Auch die Hoffnungen, dass die Schweiz eine Ausnahmegenehmigung erteilen würde, und Fritz damit den deutschen Behörden entzogen gewesen wäre, erfüllten sich nicht. 1940 räumte das Ehepaar freiwillig seine geräumige Wohnung und zog zu den Großeltern.[3]

Dr. Eisner verfügte noch über genügend Geldmittel, um sich in Breslau mit Goldspritzen behandeln zu lassen. Am 4. März 1942 konnte er eine kurze Nachricht nach Palästina übermitteln, in der es heißt: „Erhoffen Euer aller Wohlergehen! Unser Befinden leidlich“.

Im Sommer 1942 wurden fast alle noch in Breslau wohnenden Juden deportiert. Fritz Eisner, seine Frau und ihre siebenjährige Tochter wurden am 3. Januar 1943 in Auschwitz ermordet.

Die jüngste Tochter von Ferdinand und Goldine Kretschmer, die am 24. Juli 1875 geborene Elisabeth (Ella), schlug einen für Frauen zu dieser Zeit eher

---

2 In einem Erlass vom 4.11.1938 heißt es, dass Juden, die Schweizer Sanatorien besuchen wollen, für diesen Zweck keine Devisenzuteilung erhalten (vgl. J. Walk, Das Sonderrecht für die Juden im NS Staat).

3 Ab 1940 musste die jüdische Bevölkerung ihre Wohnungen räumen und in so genannte Judenhäuser‘ ziehen. Manche Familien hatten bis zu ihrer Deportation mehrfach die Wohnung zu wechseln, wobei die Unterkünfte immer kärglicher wurden. Der in Dresden lebende Prof. V. Klemperer beschreibt in seinem Buch ‚Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten‘ (1995), sehr eindringlich die Demütigungen, das Elend und die Angst wegen des ständig drohenden neuen Wohnungswechsels.

ungewöhnlichen Lebensweg ein. Nach dem Besuch der Höheren Mädchenschule in Breslau absolvierte sie das zweijährige Lehrerinnenseminar, das sie mit der Berechtigung zum Unterricht an mittleren und höheren Mädchenschulen beendete. Einige Jahre war sie daraufhin als Lehrerin tätig. Allerdings scheint sie diese Aufgabe nicht ausgefüllt zu haben. Sie entschied sich zu dem für eine Frau damals seltenen Studium der Philosophie und besuchte als Gasthörerin mit Beginn des Sommersemesters 1898 Vorlesungen an der Universität Breslau[4]. Nach fünf Semestern immatrikulierte sie sich für ein Semester an der Universität Zürich[5], wechselte weiter nach Heidelberg und schloss dort am 10. Juni 1902 das Studium mit einer Dissertation zum Thema ‚Gellert als Romanschriftsteller' ab.[6] Im Jahre 1906 veröffentlichte Dr. Ella Kretschmer ‚Ibsens Frauengestalten' im Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart. Später folgten noch einige kleine Theaterstücke.

Julian Kretschmer und Ella hatten eine besonders intensive Beziehung. Nach der Emigration der Eheleute Kretschmer nach Palästina konnten die Geschwister einander noch schreiben. Gemeinsame Freunde und Bekannte in den Niederlanden, Ungarn und der Schweiz halfen den Geschwistern, die Verbindung über Umwege aufrecht zu erhalten. Ab Dezember 1939 mussten die Familien die Anfragen über das Internationale Rote Kreuz in Genf oder das Britische Rote Kreuz leiten. Dies bedeutete, dass Anfrage und Antwort in reduziertem Telegrammstil abgefasst werden mussten und bis zu sechs Monaten unterwegs waren, bis sie die Empfänger erreichten. Manchmal wurden die dürftigen Mitteilungen noch durch herausgeschnittene Wörter gekürzt, wie aus der letzten Nachricht von Ella Kretschmer vom 25. Sept. 1941 (fünf Wörter fehlen) zu ersehen ist.

---

4 Da die Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium nicht an allen deutschen Universitäten gleichzeitig erfolgte – in Preußen war sie erst ab 1908 möglich – spielte zu Beginn des Frauenstudiums neben dem Abitur ein ‚zweiter Bildungsweg als Zugangsqualifikation eine große Rolle: Junge Frauen, die das Lehrerinnenexamen an einem Seminar abgelegt hatten, konnten auch ohne Abitur das Studium an einer Philosophischen Fakultät aufnehmen, wenn auch nicht immer abschließen. Die meisten jüdischen Frauen, die eine Berufskarriere einschlugen, blieben unverheiratet, so auch Ella Kretschmer. Für Frauen, die den Lehrerinnenberuf ausüben wollten, war das Zölibat bindend.

5 Die Matrikeledition der Universität Zürich enthält die folgenden Angaben:
13069, phil. I (Germanist., Archäologie, Psych.) WS 1900, Kretschmer, Elisabeth, w, Leoschütz, Reg.bez. Oppeln, Schlesien, Dtld. Lehrerinnenexamen f. mittlere u. höh. Mädchenschule, Univ.scheine Breslau, mit Zgn. 04.05.1901. *24.07.1875, 1902 Dr. phil.I (prom.in Heidelberg, Diss.: Gellert als Romanschriftsteller, ZBZ: Un D 42430). E: Ferd. K´, Breslau, Sadowastr. 59.

6 Diese Angaben entstammen dem in ihrer Dissertation abgedruckten Lebenslauf.

Letztendlich konnte auch Ella Kretschmer der Deportation und Ermordung nicht entgehen. Möglicherweise hat Elisabeth Kretschmer bis zu ihrer Verhaftung im Untergrund gelebt. Danach befand sie sich im Untersuchungsgefängnis in der Lehrter Straße. Mit dem 30. Transport der Berliner Juden wurde sie am 26.2.1943 nach Auschwitz deportiert und gilt seither als verschollen‘.[7]

7 Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum.

Anhang II

Zeitzeugeninterviews in Deutschland

Im Rahmen des hier geschilderten Forschungsprozesses erschienen in der Emder Zeitung verschiedene Artikel über das Forschungsvorhaben. Die Leserinnen und Leser, die Patienten bei Dr. Kretschmer waren oder ihn gekannt haben, wurden gebeten, sich bei der wissenschaftlichen Mitarbeiterin, Frau Janssen, zu melden. Einige Zeitzeugen stellten sich für Interviews zur Verfügung, die als narrative Interviews in Anlehnung an Fritz Schütze geführt, aber nicht nach seiner Methodik ausgewertet wurden. Es ergaben sich vielfach lange Erzählphasen, die über die Person Dr. Kretschmers hinausgingen und so ein eindrückliches Bild ergaben, wie die Menschen in einer Kleinstadt wie Emden mit einer relativ großen jüdischen Gemeinde die Ereignisse und die sich durch den Nationalsozialismus verändernde Zeit erlebt haben.

Die Eingangsfrage: „Welche Erinnerungen haben Sie an Dr. Kretschmer?“ wurde aufgegriffen und in manchen Gesprächen erweitert. Einige Interviewpartner kannten Dr. Kretschmer persönlich nicht, berichten aber in ihren Erinnerungen, wie die Person des jüdischen Arztes in ihren Familiengeschichten einen bis heute fortwährenden positiven Platz hat. Während der Gespräche gaben die Befragten manchmal weitere Hinweise auf Personen, die den Arzt auch kennen müssten. Bei der Kontaktaufnahme stellte sich häufig heraus, dass diese Personen ihre Erfahrungen für unwichtig hielten oder sich einfach nicht getraut hatten, sich zu melden.

Manchmal wurden Personen auch direkt angesprochen, weil der Name im Manuskript Dr. Kretschmers genannt wurde oder sonstige Hinweise vorlagen, dass ein Gespräch weitere Aufklärung geben könne. Daraus ergaben sich wichtige Aspekte: Gerade in den Fällen, in denen der Spur der von Dr. Kretschmer genannten Namen gefolgt wurde und Familienangehörige angesprochen werden konnten, ließen sich aus den Familienerzählungen eine Fülle an Details ermitteln.

Besonders auffällig ist, dass die Befragten ein übereinstimmend positives Bild von der Person des jüdischen Arztes, seiner hohen fachlichen Kompetenz, seiner Vertrauen erweckenden Freundlichkeit und seiner Großzügigkeit

gegenüber unterprivilegierten Menschen zeichnen. Viele hatten erlebt oder wussten, dass Dr. Kretschmer nach einer Behandlung kein Honorar verlangte, sondern eher noch zusätzlich kostenlos Medikamente zur Verfügung stellte. Viele der Anregungen sind in unser vorliegendes Manuskript eingegangen, doch nicht alles konnte berücksichtigt werden. Wir geben in diesem Anhang einige der Interviews wieder, die auch einen allgemeinen Eindruck in das Leben in Emden in den 20er und 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts spiegeln.

1 Frau Gesine Wetzig – „Meine Freundin Ruth Kretschmer“

Frau Gesine Wetzig ist Fotografenmeisterin in Leer und war eine der wenigen Freundinnen von Ruth Kretschmer. Sie hatte bis zu deren Tod im Jahre 1993 Kontakt mit ihr und erzählt von der Familie Kretschmer:

„1923, 1924 gingen meine Eltern mit mir zu Dr. Kretschmer, da ich schon seit längerem an einer Magenverstimmung litt, die mit schwarzem Tee und Zwieback nicht zu heilen war. Meine Eltern waren damals in keiner Krankenkasse. Nach der Untersuchung erzählten wir Herrn Dr. Kretschmer, dass wir kurz vorher seine Tochter gesehen hätten, denn die fällt ja auf mit ihren schönen Zöpfen und kräftigen Haaren. Ruth ging damals noch auf die jüdische Schule am Sandpfad neben der Synagoge.

Ich erinnere mich, dass Frau Kretschmer, als wir im Wartezimmer waren, in so einer Art Erker, der eine Stufe erhöht war, saß und handarbeitete. Wenn sie gebraucht wurde, hat sie mitgearbeitet. Dr. Kretschmer hatte damals keine Hilfe.

Später bin ich dann oft mit Ruth bei den Großeltern in der Neutorstraße gewesen. Ich erinnere mich an das große Wohnzimmer von Kretschmers mit den alten Möbeln und schönen Lampen. Ich mochte damals so gern antike Sachen sehen. Ich bat Ruth, mir alles zu zeigen, weil es doch so schön war. Ich durfte auch in das … Schlafzimmer ihrer Mutter gehen. Ruth zeigte mir den Toilettentisch ihrer Mutter. Sie wollte auch gerne einen solchen haben, aber die Eltern wollten ihr den nicht kaufen. ‚Aber diesen hier, den kriege ich jetzt für mein Zimmer, erzählte mir Ruth. Die Eltern erzogen Ruth sehr sparsam.

Als wir in der Oberschule waren, 1926, hat Ruth mich zum ersten Mal zum Geburtstag eingeladen. In der Wohnung ging eine Treppe hoch zu den Schlaf- und Badezimmern. Ich erinnere mich an die große Küche und an das

große Esszimmer mit den schweren Möbeln. Das hat mich sehr beeindruckt. Daran schloss sich nach vorn ein ganz großes Musikzimmer an mit einem Flügel und großen Sitzgelegenheiten. Es gab alles so aus dem Vollen. ... Kuchen, Servietten und Tischkarten mit so niedlichen Dekorationen. Ich erinnere mich, dass das Dienstmädchen mir einen Fleck aus dem Kleid entfernte, weil ich gekleckert hatte. Dieses Dienstmädchen sprach so schön hochdeutsch mit mir. Deshalb erstaunte es mich, dass ich sie kurz darauf in breitem plattdeutsch jemanden etwas zurufen hörte und war verwundert, wie jemand so zweisprachig sein konnte.

So weit ich mich erinnern kann, wurden keine jüdischen Feste gefeiert, und koscher gegessen wurde auch nicht.

Schon in der Untersekunda, also vier Jahre bevor ich das Abitur gemacht habe, fingen die abfälligen Bemerkungen über die Juden in meiner Klasse an. Auch meine Mitschülerinnen ließen es mich merken, dass ich mit Ruth befreundet war und sie es nicht schätzten. Es waren noch mehrere Kinder aus ihrer Gemeinde in der Schule. Sie wollten wohl auch Kontakt haben mit den nichtjüdischen Kindern aus ihrer Klasse. Ruth hat die Schule nicht bis zum Abitur besucht.

Neben der Synagoge waren die Schule und das Jugendheim. Diese hatten sich die jüdischen Jugendlichen selber zurechtgemacht. Ruth nahm mich dort mit hin. So lernte ich auch die anderen kennen. Mit einigen habe ich noch lange korrespondiert. Viele sind jetzt schon gestorben. Es wurden dort Veranstaltungen organisiert. Deshalb ging ich dort so gern hin. Einmal haben wir auch Karneval gefeiert. Ruth war als Mohnblume wunderschön angezogen.

Ich war in keinem Jugendbund. Die waren meistens politisch ausgerichtet, jungnationaler Bund oder so. Das wollten meine Eltern nicht, weil wir immer mit Juden gut gestanden haben. Gerade dieser jungnationale Bund war damals sehr antisemitisch eingestellt. Und, wenn ich Ruth gesagt hätte, dass ich in dem Bund sei, wäre sie ja auch alarmiert gewesen.

Wir wohnten von Juden umgeben in der Kleinen Brückstraße: Fräulein Italiener, Handarbeiten; Weinberg, Zigarren und Zeitschriften; S. de Beer, Schiffsausrüstungen und Gans, Uhren, Gold- und Silberwaren. In dem Buch „Postkarten von Emden“ sieht man diese Straßenkreuzung von der Kleinen Brückstraße, Daaler Straße und Oldersumer Straße. An allen vier Ecken waren jüdische Schlachter, also: H. Glöns, P. Fisser, Stein und S. de Beer, der

hatte hauptsächlich einen Fleisch- und Heringsversand. Dann gab es noch das Geschäft Philipson.

Die Großeltern haben betrieben, dass Ruth als höhere Tochter eine gute Bildung in einem Schweizer Pensionat erhielt. Dort lernte sie noch französisch und englisch und gutes Benehmen. Nach 1933 wollte Dr. Kretschmer seine Tochter unbedingt in Sicherheit bringen. Von begüterten Personen mussten ja damals 10.000,-- RM hinterlegt werden, dann konnte Ruth ausreisen mit Möbeln und Büchern und so."

2 Frau Irmgard Höppner – „Es kommt mir vor wie ein Filmriss"

Frau Irmgard Höppner wurde 1917 in Emden geboren. In ihren reflektierten und selbstkritischen Erinnerungen entstand eine gelungene Beschreibung des gesellschaftlichen, sozialen und christlich-jüdischen Milieus der Kleinstadt Emden. Frau Höppner hat mit ihren Eltern bis zu ihrem elften Lebensjahr im Hause der jüdischen Familie Cohen gewohnt. „Für mich war das Zusammenleben mit Juden selbstverständlich." Sie reflektiert die Zeit von 1933–1945 sehr kritisch und ist erstaunt über ihre reduzierten Wahrnehmungen nach ihrer Heirat. Frau Höppner hat 1935 geheiratet und kann nur die Jahre ihrer jungen Ehe und der Familiengründung als Erklärung dafür finden, dass sie damals die Ereignisse, wie z. B. die Pogromnacht, so unkritisch und ohne politisches Denken oder Handeln hingenommen hat.

Zwischen ihrem Ehemann und Dr. Kretschmer hat offensichtlich ein ungewöhnliches Vertrauensverhältnis bestanden, so dass dieser ihm von seinen Eltern, deren Existenzgründung und den finanziellen Schwierigkeiten erzählt hat. Bemerkenswert sind die intensiven Gespräche des Arztes mit seinem Patienten, die fast auf eine Gesprächstherapie hindeuten.

„Ich bin auf der Schule mit Ruth Kretschmer in Berührung gekommen. Vom Optischen gesehen bzw. vom Stadtbild, kannte ich sie schon. Sie ging als Kleinkind wunderschön angezogen mit ihrem Kindermädchen spazieren. Der Vater von Frau Kretschmer war der damalige Besitzer des Kaufhauses Valk. Die Großeltern wohnten in der Neutorstraße.

Die Kretschmers wohnten ja immer schon in dem herrlichen Haus der EVAG, einem sehr repräsentativen Gebäude. Dort bewohnten sie eine ‚Bellevue-Etage', die ging ganz durch von vorne nach hinten. Das muss man sich mal vorstellen. Das waren acht oder zehn Räume, heilige Hallen.

Das Kindermädchen ging sozusagen immer in Uniform. Das war sehr auffällig. Ruth war ein niedliches Kind und sah immer apart aus. Ruth durfte auch Kindergesellschaften geben. Im Hause Kretschmer servierten dann Hausgehilfinnen mit weißen Schürzen und Schleifen. Das war für die eingeladenen Kinder völlig fremd. Und trotzdem war es im Vergleich etwas völlig anderes, wenn man im Hause Nübel, Brons oder Schultes eingeladen war. Das war etwas ganz exklusives. Wer dort hin durfte, der hatte sozusagen höhere Weihen erhalten.

Frau Kretschmer erschien wenig im Stadtbild. Dr. Kretschmer war ein feiner, immer etwas distanzierter Mensch. Er schien immer in Gedanken versunken zu sein, grüßte höflich, schien aber abwesend oder mit medizinischen Problemen befasst zu sein.

Wenn ich zurück denke, muss ich sagen, es gab wirklich große graduelle Unterschiede hier in Emden. Das fing ganz unten an mit den Hafenarbeitern und ‚Netbönjes'[1], das waren die Netzflickerinnen. Die waren sozusagen ‚untere Schublade'. Zum einen stanken sie ganz erbärmlich von den Heringslaken und waren zum anderen wirklich ganz arm. Die Hafenarbeiter verdienten eigentlich nicht so schlecht. Aber viele hatten zahlreiche Kinder und vertranken trotzdem Teile ihres Lohnes. Diese kinderreichen Familien wohnten in der Sackstraße, Am Vierkant', in der Gartenstraße und am Küstenbahndamm, auch ironisch ‚Kurfürstendammer' genannt. Solche Familien gibt es heute gar nicht mehr.

Dann kam das Kleinbürgertum, es folgten sehr gut situierte Handwerker und ein gewisses kaufmännisches Großbürgertum und dann kamen die Reedereien Konsul Fisser, Schultes usw. Wenn man da eingeladen wurde, hatte man wie gesagt, höhere Weihen erhalten. Ich kann mich nicht entsinnen, dass in diesen Familien jüdische Kinder eingeladen wurden. Ich erinnere mich nur an Cilly Windmüller, die aufgrund ihres musikalischen Könnens, sie spielte Geige, hin und wieder eingeladen wurde. Aber das waren Ausnahmen, soweit ich das beurteilen kann. Ich bin zwar nur eine Handwerkertochter, wurde aber erstaunlich viel eingeladen.

Es ist mir auf dem Oberlyzeum passiert, dass Fräulein Siemsen, eine Lehrerin, mich fragte, warum kommt eine Handwerkertochter auf diese Schule?

---

1 Netbönjes' kommt von Netzboden. Dort wurden die Netze der Heringslogger getrocknet und von den Flickerinnen auf Schäden kontrolliert und ausgebessert.

Ich habe ihr geantwortet, ‚um was zu lernen' und erhielt die Antwort, ‚sei nicht so naseweis'. Das war meine erste Begegnung auf der Schule.

Um sportmäßig in Erscheinung zu treten, gab es vor dem Krieg vier Möglichkeiten. Das war der Emder Turnverein, da waren Juden drin. Im Emder Segelverein waren meiner Erinnerung nach keine Juden. Im Ruderverein waren sie, aber sozusagen als passive und fördernde Mitglieder. Im Tennisverein war die Hautevolee, die im Winter im ‚Klub zum guten Endzweck' gesellschaftlich zusammen kam. Da spielten die Juden überhaupt keine Rolle. Obwohl die Familie Hart, diese Fellwäscherei am Sandpfad, gegenüber vom jüdischen Friedhof, ja auch sehr besitzend war und innerhalb der jüdischen Gemeinde eine große Rolle spielte, wie auch die Familie Stein, spielten die gesellschaftlich keine Rolle. Sie waren zwar alle anerkannt, besitzend und wohnten in repräsentativen Häusern, aber man traf sie nicht innerhalb der Gesellschaft auf Bällen und musischen Veranstaltungen, die allerdings noch sehr gering waren. Also, sie spielten in dem Gesellschaftlichen nicht die Rolle, die sie ihren materiellen Voraussetzungen und auch ihrer Bildung entsprechend hätten spielen können. Das ist mir aber erst jetzt eingefallen, nachdem ich alle diese Dinge geordnet habe.[2]

Ich bin dann mit Dr. Kretschmer erst 1933 in Berührung gekommen. Meine Schwiegermutter bekam wieder ihre starken Darmkrämpfe. Sie war schon bei Dr. Kretschmer in Behandlung, und ich wurde hingeschickt, um den Doktor zu bitten, noch einmal zu kommen. Er machte damals schon Blutuntersuchungen und andere Untersuchungen. Als mein Mann dann Magengeschwüre bekam, die allerdings damals nicht so genannt wurden, und häufig unter Magen- bzw. Rückenschmerzen litt, ging er auch zu Dr. Kretschmer. Dieser hat ihm dann eine Rollkur und eine Vitaminkur mit drei verschiedenen Vitamin B Arten verschrieben. Dr. Kretschmer hatte damals noch eine volle Praxis.

---

2 In einem längeren Gespräch mit Herrn J. Barghoorn, der aus einer seit langem in Emden ansässigen Kaufmannsfamilie stammt, beschreibt dieser das ‚Mit-' oder ‚Nebeneinanderleben' von Juden und Christen in ähnlicher Weise: „Man verkehrte nicht unbedingt mit Juden. Ich kann mich aus meiner Familie jedenfalls nicht daran erinnern. Es waren vollkommen andere Kreise. Da waren religiöse Grenzen gesetzt. Man war nicht auf einer Wellenlänge. Die jüdische Bevölkerung war nicht verachtet, aber sie lebte in ganz anderen Lebenskreisen. Meine Mutter hat jedoch noch lange in jüdischen Geschäften gekauft, z. B. bei dem Schlachter Seligmann. Das tat sie auch noch, als dies schon verboten war. Die Tochter brachte uns dann die Waren in das Haus. Meine Mutter bat diese, nur abends zu kommen, damit die Nachbarn es nicht sahen".

Er verwickelte meinen Mann in ein Gespräch und fragte ihn nach seinen häuslichen Voraussetzungen und seinem dominierenden, despotischen Vater. Dr. Kretschmer kannte meinen Schwiegervater und stellte meinem Mann die verblüffende Frage, ob er sich vor seinem Vater fürchte. Mein Mann hat das natürlich zunächst verneint, denn dies war ihm wohl nicht bewusst. Mein Schwiegervater war ein hochanständiger Mann, aber er ließ keine Götter neben sich gelten.

Dr. Kretschmer hat meinen Mann des Öfteren zu intensiven Gesprächen bestellt. An einem schönen Abend am ‚Kleinen Meer' fragte mein Mann mich: ‚Hast du schon einmal etwas von einem Sigmund Freud gehört'? Ich fragte ihn, weil ich an Emder Juden dachte, und der Name jüdisch klang, wer das wohl sein solle und dachte an Polly Cohn. Dieser war in aller Munde als stadtbekannter Playboy. Mein Mann erklärte mir, dass das ein Psychologe sein müsste, der eine neue Therapie erfunden habe. Bis dahin hatten wir noch nie den Begriff ‚psychosomatische Beschwerden' gehört. Ich habe mich erst nach dem Krieg mit der Psychoanalyse und Freud beschäftigt.

Ich lernte auch die Sprechstundengehilfin von Dr. Kretschmer, Maria Reinken, kennen. Sie sprach immer mit Hochachtung von ‚unserem Herrn Doktor' und dabei leuchteten ihre Augen auf, ‚das ist ja ein so guter und anständiger Mensch'. Das war Anfang 1936, da ging es meinem Mann ganz gut. Wahrscheinlich aber war das viel später, denn Maria Reinken war damals schon bei Dr. Hüchtemann (also nach August 1938). Sie erzählte mir, dass Dr. Hüchtemann die gleichen Dinge verordnete, die auch Dr. Kretschmer verordnet habe.

Innerhalb der großen jüdischen Gemeinde gab es einen großen Unterschied. Wir hatten keine ‚Mittelstandsjuden'. Es gab einige sehr wohlhabende Juden, die auch innerhalb der Gemeinde den Ton angaben und sehr, sehr viele ärmliche Juden. Und selbst unter diesen gab es Unterschiede. Wir wohnten zusammen im Hause von Cohens. Das waren früher sehr reiche Juden holländischer Abstammung und sehr erfolgreiche Viehhändler. Cohens hatten drei Söhne, von denen sich der älteste Sohn Hermann selbständig machte und ein Textilgeschäft (Etagengeschäft) führte. Die Inflation hatte diese Familie und viele andere völlig verarmen lassen. Viele davon waren, wie wir in Emden sagten, Skaapjöden (Schafjuden)[3]. Und dieses Schaffleisch kauften eben,

3 Die Schafjuden verkauften kleine Portionen Schaffleisch, welches sie in einem Leinentuch über der Schulter trugen und boten es von Haus zu Haus an.

weil es billig war, die Leute, die auch nicht viel Geld hatten. Die waren auch in der jüdischen Gemeinde das Fußvolk.

Es unterschied sich auch bei den Familien Hartogsohns. Die hatten ein Seiden- und Samtgeschäft in der Brückstraße und waren angesehen in der jüdischen Gemeinde. Am Vierkant wohnte der Bruder Hartogsohn. Dieser war Viehhändler und hatte nebenher eine kleine Milchwirtschaft; da kauften viele Emder Milch. Das war so eine Kategorie, die gehörten weder nach oben noch nach unten. Die besitzenden Juden wie Steins, Cohens, Valks und Harts hatten keine Verbindung mit diesem Fußvolk, den Skaapjöden. Auf die wurde herunter geguckt. Aus meiner Erinnerung heraus waren das ganz gravierende Unterschiede – Valks und Steins, die waren ganz oben, also die Spitze.

Der Altwarenhändler van der Walde und Nurtje,[4] der hieß richtig Northeimer, die wurden allgemein die ‚Lumpenjuden' genannt. Die hießen so, weil sie Lumpen, Knochen und Papier sammelten. Nurtje mochte man mit der Brikettzange nicht anfassen. Ich habe ihn noch vor Augen, immer so ungewaschen und unrasiert. Wie sich hinterher herausstellte, waren die aber trotzdem gut situiert.

Die van der Waldes und die Schmedings, die seinerzeit die große Seilerei entlang des jüdischen Friedhofes und der Wallschule hatten, die verkauften Bullaugen und Messingarmaturen, die hatten auch einen richtigen Handel dabei. Die hatten eben nicht nur Altmetall, sondern auch neue Sachen zu verkaufen. Für unsere Gießerei wurde immer Altmetall von Nurtje und van der Walde gekauft.

Die Familie Kretschmer konnte man eigentlich nirgendwo einordnen. Ich nehme auch an, dass dies der Grund für ihre große Zurückhaltung war. Dr. Kretschmer kam ja aus Oberschlesien und hatte hier nun die einzige Tochter des Kaufhauses Valk geheiratet. Er hatte sozusagen eine blendende Partie gemacht. Meinem Mann hat Dr. Kretschmer von seiner Herkunft erzählt, von dem Strickereiunternehmen und dem Konkurs dieser Firma und dem Neuanfang als Handelsvertreter. Dr. Kretschmer war also, im Gegensatz zu seiner Frau, ein Emporkömmling.

---

4 Die Kinder in Emden sangen nach einer bekannten Melodie: Willst du entrümpeln, mache nicht schlapp, Nurtje kommt gerne, holt alles ab.

Er gehörte zu diesen Leuten, die nach dem Ersten Weltkrieg aus Schlesien nach Emden gekommen waren. In Berlin hat er wahrscheinlich seine Frau kennengelernt. Frau Kretschmer geb. Valk hatte einen Vetter in Berlin. Irgendwie weiß ich das genau. Die Familie reiste öfter nach Berlin. Das war damals etwas ganz besonderes. Ich nehme an, dass sich Kretschmers in Berlin kennengelernt haben und dass es wirklich eine große Liebe war. Rückblickend ist mein Eindruck, das muss nicht stimmen, dass sich Dr. Kretschmer reich verheiratet hat und sich seinen Traum von einer Praxis eröffnet hat – vielleicht mit einem halben Forschungsauftrag. Er hatte ja keine Existenznöte hier in Emden. Er hatte die betuchte Kundschaft jüdischer Art. Soviel Patienten brauchte er auch nicht, da das Nadelgeld seiner Frau immer ausreichte – so nehme ich an. Der Stil der Familie war immer etwas großzügig. Aber in der Öffentlichkeit sind sie nicht erschienen – zumindest für mich nicht. Ruth hat auch nicht viele Freundschaften gehabt in der Schule.

Den Unterschied zwischen jüdischen und nichtjüdischen Schülerinnen gab es bei mir in der Klasse nicht. Bei mir war Lisa Windmüller in der Klasse und in der Parallelklasse war Erika ten Brink. Mit der habe ich immer mein Pausenbrot getauscht. Sie bekam mein Schinkenbrot und ich erhielt ihr Weißbrot mit Schokoladenbrösel. Sie aß so gerne Schinken, aber ihre Familie aß koscher.

Einen Antisemitismus direkt gab es weniger, es war eine indirekte Abschottung. Man missachtete sie nicht persönlich oder trat ihnen irgendwie zu nahe, aber man verkehrte nicht mit ihnen. Man ließ sie in ihrer Position und achtete sie. Ich erinnere mich aber auch, dass schon vor der Hitlerzeit Kinder Rosa van Wyk hinterher riefen: ‚Rosa, wann geihst du na Palästina?‘ Sie schrie zurück: „Holt Schnut, anners kriegst een vör de Maase“. (Rosa, wann gehst du nach Palästina? Halte den Mund, sonst bekommst du etwas auf den Hintern.) Sie gehörte so zu dem Inbegriff der kleinen Leute. Rosa van der Wyk gehörte ein winzig kleiner Schlachterladen. Sie gehörte zu den Skaapjöden. Von meiner Sicht aus würde ich das so sagen: Man tat ihnen nichts, man ließ sie bleiben, wo sie waren, aber man nahm auch keine persönliche Verbindung zu ihnen auf. Da war nur meine Mutter eine Ausnahme und sie ist darauf auch mehrfach angesprochen worden. Mein Vater war ja bei der Handwerkskammer in Aurich Vorsitzender der Meisterprüfungskommission. Sie wurde dort gefragt, ob sie noch immer im Judenhause wohnte und dort auch eingeladen würde. Zu der Beschneidung der Enkelkinder der Cohens, zu Verlobungen und Hochzeiten sind meine Eltern immer eingeladen worden. Darüber hinaus waren die Cohens in unserer Straße sehr isoliert. Mutter war ein kommuni-

kativer und hilfsbereiter Mensch. Sie machte der alten Frau Cohen öfter Packungen, wenn sie wieder Gelenkrheumatismus hatte.

Die niedere Schicht der Juden sprach nur plattdeutsch, manche mit einem holländischen Slang. Den kleinen Salo Seligmann, den habe ich oft verdroschen, weil der die Mädchen so fies anfasste und so hinterhältig war. Er hieß in der Straße ‚oll schmerig Jöd' (alter schmieriger Jude). Von meiner Mutter habe ich dafür manche Tracht Prügel mit dem Kochlöffel bezogen, weil ich, wie meine Mutter sagte, ihn wie eine glühende Katze angesprungen sei und ihn verdroschen habe. Das tat man doch nicht!

Wir haben uns immer von den SA Leuten ferngehalten. Wir waren seit ihrem Erscheinen in Uniform (bereits vor 1933) von ihrem Rowdytum abgestoßen und haben diese ganze ‚Hitlerei' nicht für voll genommen".

Gesine Janssen: „Dr. Kretschmer hat in Berlin in verschiedenen Kliniken und bei verschiedenen Professoren gearbeitet. Nach meiner Interpretation hat er eine Karriere angestrebt, vielleicht auf wissenschaftlicher Ebene".

Frau Höppner: „Dass er sehr ehrgeizig war, das glaube ich. Er war still, aber er hat so viele Dinge gemacht, die aus einer damaligen Facharztpraxis herausragten. Er hatte z. B. ein Labor, was die meisten Ärzte nicht hatten. Wahrscheinlich konnte er sich das mit Hilfe seines Schwiegervaters einrichten. Für Emden war das Kaufhaus Valk ein Riesenkaufhaus. Es war einfach toll. Aber auch diese reichen Valks spielten gesellschaftlich keine Rolle. Es gab wirklich nur wenig christliche Emder, die mit jüdischen Familien verkehrten. Das ist mir erst jetzt richtig klar geworden. Die Valks sind, im Gegensatz zu vielen anderen, während der Inflation nie in Schwierigkeiten geraten".

Gesine Janssen: „Wenn sie das, was in den Jahren nach 1933 in der Stadt passiert ist, weniger wahrgenommen haben, wie haben Sie denn die Ausweisung der polnischen Juden erlebt?"

Frau Höppner: „Polnische Juden in Emden? Jetzt sagen Sie mir, offen gesagt, etwas ganz Neues. Ich weiß wohl, dass in den Jahren nach der Abstimmung 1923/1924 viele Familien aus dem ‚Warthegau', die für Deutschland optiert hatten, nach Emden gekommen sind. Die Familie meiner besten Freundin, eine Pastorenfamilie, blieb dort, weil sie die übrigen Familien nicht im Stich lassen wollte. Meine Freundin hat vor dem Krieg in Posen das Abitur absolviert. Wenn junge Leute gute Zensuren hatten, erhielten sie vom so genannten Kant-Verein und vom VDA (Verein für Deutsche im Ausland) eine

Förderung. Der Verein war in allen Gymnasien in Deutschland manifestiert und wir setzten uns sehr dafür ein. Die jungen Abiturienten bekamen einige Gastsemester in Deutschland gesponsert.

Ich weiß, dass Dr. Kretschmer diesen Verein für heimattreue Schlesier leitete. Ich weiß das nicht aufgrund der Abstimmung, sondern wegen des Gerichtes ‚Schlesisches Himmelreich'. Das aßen die Mitglieder, wenn sie ein Treffen im Lindenhof hatten. Irgendwo hat Dr. Kretschmer doch eine Rolle in der Öffentlichkeit gespielt. Aber das spielt jetzt keine Rolle, denke ich jetzt, das war sicher nur ein zweckgebundenes Auftreten.

An einen langen Aufenthalt mit meiner Mutter auf Borkum kann ich mich noch erinnern. Der Pastor Münchmeyer war ein Demagoge. Ich kenne heute noch das Lied ‚Wer da naht mit platten Füßen'. ... Ich habe damals nicht begriffen, was man damit sagen wollte. Die Kurgäste haben Münchmeyer zugejubelt – so wie heute, wenn die Kelly-Familie auftritt. Borkum war wirklich judenfrei. Er war zwar Pastor, aber er agierte als Politiker und war augenscheinlich ein begnadeter Redner, der die Zuhörer in seinen vielen Vorträgen faszinierte. Die Insel war zwar judenfrei. Aber die Borkumer kauften ihr Fleisch jahrelang bei den (jüdischen; die Verf.) Gebrüder Pels aus Emden".

Gesine Janssen: „Können Sie sich an die Ereignisse in der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 erinnern?" (Höppners wohnten südlich der Bahnlinie und damit etwas außerhalb des Stadtzentrums)

Frau Höppner: „Direkt neben uns wohnten die Gebrüder de Beer. Die hatten eine Loggerausrüstung, einen ganz kleinen Laden mit einem kleinen Schaufenster. Darin waren Loggerstiefel, gestreifte Hemden usw. ausgestellt. Mein Mann war mit unseren Leuten im Hafen, wo sie zwei Schiffe reparieren mussten. In der Nacht hörte ich Stimmen und klirren von Glas und sah aus dem Fenster ein Rudel SA Leute, die das Schaufenster von de Beer zerschlugen und den ganzen Krempel auf die Straße warfen.

Mein Schwiegervater hat sie noch beschimpft, weil uns klar wurde, dass das eine vorsätzliche Zerstörung des jüdischen Geschäftes war. Am nächsten Morgen war das bestimmt Tagesgespräch in der Stadt, weil gegen Morgen ja auch die Synagoge brannte. Es war acht Tage vor der Geburt meiner Tochter. Also, das ist für mich das größte Rätsel, dass ich ab da einfach nichts mehr weiß".

3 Frau Dr. Winterberg – „Mein Vater musste Emden verlassen“

Frau Dr. Winterberg, die Tochter von Dr. van Lessen, die mit ihren Eltern und Geschwistern bis 1937 in Emden wohnte, erzählt in einem telefonischen Interview.

„Mein Vater war bis 1937 Arzt in Emden, also ein Kollege von Dr. Kretschmer, und hatte sehr viele arme Patienten, die oft kein Geld hatten. Die Situation der Hafenarbeiter und der vielen Arbeitslosen in der Inflationszeit erlebte er täglich in der Praxis und bei Hausbesuchen. Oft hat er den Patienten das Geld für ein Rezept unter die Teetasse geschoben. 1932 trat er guten Glaubens und begeistert in die NSDAP ein, weil er überzeugt war, dass sich die soziale Situation nun ändern würde.

Zu meinem Vater kamen auch viele jüdische Patienten und Mitglieder der kommunistischen Partei. Vater behandelte sie alle gleich und kam deswegen bald in Schwierigkeiten.

Nach der Machtübernahme brachte er eines Tages eine jüdische Patientin mit seinem Auto nach Hause, weil die Frau schwere Einkaufstaschen hatte. Als er in die Praxis zurückkam, war die Partei schon am Telefon mit der Warnung, dass er keine Juden zu transportieren habe. Schon 1934 verschwand sein Parteiabzeichen in der Schublade. Er konnte nur nach seinem Gewissen handeln und behandelte seine jüdischen Patienten weiter, wie dies auch sein Freund Dr. Barghoorn tat.

Die Judenverfolgung begann in Emden sehr früh. Mein Vater hat einige Jahre bei uns in Bremen gelebt. Wir haben uns damals sehr viel über die Jahre in Emden unterhalten, weil wir der Frage nachgingen, wie das alles passieren konnte.

Vater hat sehr früh gemerkt, dass Menschen verhaftet wurden, oder für einige Zeit im Konzentrationslager verschwanden. Auf Nachfragen, wo sie so lange gewesen seien, antworteten sie nicht. Ihnen war eingebleut worden, kein Wort aus der Lagerzeit zu erzählen.

So kam mein Vater bald in Schwierigkeiten, weil er alle Patienten weiter behandelte. Wenn ich meine braune Jacke anzog und zu den ‚Jungmädeln‘ ging, wurde meine Mutter blass und Vater auffällig deutlich. Meine Mutter bemerkte, dass er in seinen Äußerungen nicht vorsichtig war und bedrängte den Vater, Emden zu verlassen. Als der Druck auf ihn zu groß wurde, verließ er Emden und zog nach Juist. Das war für die Familie ein Segen.

1938 hat Dr. Kretschmer Kontakt zu meinem Vater aufgenommen. Dr. Kretschmer bot Vater sein Röntgengerät an, welches Emder Kollegen nur für ein Ei und einen Apfel abnehmen wollten. Vater kaufte das Röntgengerät für den geforderten Preis, ohne darüber zu verhandeln. Das Gerät wurde bis 1983 in unserer Praxis benutzt".

4 Frau Böttcher, geb. Huisinga – „Ob Christ, ob Jud, ob Hottentot, wir glauben alle an einen Gott"

Frau Böttcher, geb. Huisinga (geb.1911), und ihre Schwester, Frau Liebermann (geb. 1909), erzählen in einem Gespräch, dass ihre Familie bis zur Emigration von Dr. Kretschmer Verbindungen zu ihm hatte. Er war seit vielen Jahren der Hausarzt der Familie gewesen. Der Vater war ein Gegner des Nationalsozialismus. Die Familie sah daher, trotz häufiger Vorladungen bei der Gestapo, keine Veranlassung, den jüdischen Arzt nicht zu konsultieren.

Frau Böttcher: „Unsere Mutter musste häufig zu ihm, da sie an der Galle erkrankt war. Der Arzt behandelte auch unsere Großmutter und wir Kinder wurden ebenfalls zu ihm gebracht. Dr. Kretschmer hatte eine sehr ruhige Art, sprach nicht viel, war oft ernst, aber wir hatten alle großes Vertrauen zu ihm. Eine Schwester meiner Mutter lebte in Winschoten, in den Niederlanden, und war dort Pflegerin. Als sie hörte, dass Dr. Kretschmer schwer erkrankt sei, kam sie nach Emden und hat den Arzt monatelang gepflegt. Sie hat dort auch im Haus geschlafen. Nach seiner Genesung war sie noch oft als Patientin bei Dr. Kretschmer. Dieser wollte dann nie ein Honorar annehmen, weil unsere Tante nicht krankenversichert war.

Unser Vater war Gewerkschaftssekretär. Er sagte immer: ‚Ob Christ, ob Jud, ob Hottentott, wir glauben alle an einen Gott'. Für ihn war es selbstverständlich, dass wir zu einem jüdischen Arzt gingen – auch nach 1933. Uns waren die Katholiken viel geheimnisvoller als die Juden. Als die Gewerkschaft aufgelöst wurde, wurde unserem Vater vorgeworfen, er habe 10 000 RM unterschlagen und deshalb wurde er fristlos entlassen. Unsere Bankbücher wurden beschlagnahmt, weil man annahm, dass er das Geld auf der Bank deponiert habe. Als man nichts gefunden hatte, wurden die Bankbücher wiedergebracht. Aber der Vorwurf wurde nicht widerrufen. Der Vater war über zehn Jahre arbeitslos. Man bot ihm an, ihm eine Arbeitsstelle zu besorgen, wenn er in die Partei eintrete. Seine Antwort war: „Lieber esse ich trockenes Brot".

Ich arbeitete zur Zeit der Entlassung meines Vaters bei der AOK und wurde auch gleich fristlos entlassen. Als ich nach den Gründen fragte, wurden mir keine genannt. Da habe ich nach Berlin geschrieben. Die fristlose Kündigung musste aufgehoben werden, ich musste für kurze Zeit wieder eingestellt werden, um dann endgültig gehen zu müssen. Ich bin dann nach Thüringen in ein Hotel gegangen."

Frau Liebermann: „Ich war Schneiderin in einem Textilgeschäft in Emden. Auch ich wurde sofort entlassen. Ich habe mich dann zuhause selbständig machen können.

Im Jahre 1936 starb unsere Großmutter, die Dr. Kretschmer bis zum letzten Tag behandelt hatte. Die Trauerfeier fand bei uns im Wohnzimmer statt. Auch Dr. Kretschmer kam; aber nur bis in das Treppenhaus. Er war nicht zu bewegen, das Wohnzimmer zu betreten, weil er uns Unannehmlichkeiten ersparen wollte. Es war schon öfter vorgekommen, dass Nachbarn oder Anwohner der Straße versucht hatten, uns etwas anzuhängen. …

Dr. Kretschmer hat uns nach seiner Emigration vom Schiff aus einen letzten Gruß geschrieben."

5 Frau Wöltjen – „Dieser Mann hat mir das Leben gerettet"

Frau Wöltjen ist 80 Jahre alt und war die erste Anruferin, die sich aufgrund eines Artikels in der Emder Zeitung meldete, und die noch selbst Patientin von Dr. Kretschmer war. Sie war sehr aufgeregt, weil sie das Bild von Dr. Kretschmer in der Zeitung gesehen hatte und dadurch sehr emotional an ihre lebensbedrohende Krankheit erinnert wurde:

„Also es war im November 1937. Ich hatte plötzlich wahnsinnige Bauchschmerzen. Unser Hausarzt war damals Dr. van Lessen, den meine Eltern dann gleich gerufen haben. Der stellte einen Magen- und Darmkatarrh fest und ich bekam Medikamente. Aber die halfen gar nichts. Die Schmerzen wurden immer heftiger und heftiger. Ich konnte es gar nicht mehr aushalten. Dr. van Lessen wurde wieder gerufen und ich bekam andere Medikamente. Es wurde immer schlimmer. Dann begann der dritte Tag und es sah sehr schlecht aus mit mir. Dr. van Lessen kam dann noch mal wieder und konnte nicht helfen. Er sagte, sie müssen jetzt sofort den Dr. Kretschmer zuziehen. Der ist Spezialist für Magen- und Darmgeschichten. Gut, das haben wir dann auch gemacht. Ich konnte gar nicht mehr richtig denken, denn ich hatte wahnsinnige Schmerzen. Es wusste ja nun keiner, was es war. Dr. Kretsch-

mer war sofort zur Stelle und stellte dann die Diagnose. Ich musste dann auf dem schnellsten Wege in die Lüken'sche Klinik. Da war dann schon der Dr. Kretschmer anwesend. Er sagte meinen Eltern, dass es sehr schlecht aussieht und er müsste sofort operieren. Es hängt am seidenen Faden. Ich selbst hatte schon mit dem Leben abgeschlossen. Die Schmerzen waren unerträglich. Dann wurde operiert. Kurz vor Mitternacht kam Herr Dr. Kretschmer dann ins Wartezimmer zu meinen Eltern. Er berichtete, es wäre eine Darmverschlingung und sie hätten eine Darmresektion vorgenommen – ca. 30 cm des Darmes waren schon total schwarz. Ich hätte keinen Tag mehr leben können. Ich hatte wirklich mit dem Leben abgeschlossen.

Am nächsten Morgen um 7 Uhr, vor der Praxis, kam Herr Dr. Kretschmer zu mir an das Bett und erzählte mir, was gemacht worden sei. Ich weiß es heute noch genau. Ich war damals zwanzig Jahre, – das weiß man ja dann noch genau. Er sagte, wir wollen jetzt hoffen, dass es langsam wieder mit Ihnen bergauf geht. Etliche Wochen habe ich dann dort gelegen in der Klinik und bin dann aber eine lange Zeit in Behandlung bei Herrn Dr. Kretschmer gewesen. Jede Woche ging ich dann heimlich hin, obwohl, richtig verboten war es ja nicht. Man sollte keine jüdische Praxis mehr betreten. Und ich habe immer gesagt, die das nun hörten von mir, dieser Mann, der hat mir ja das Leben gerettet. Mir ist es egal, ob er ein Jude oder Christ ist. Der hat mir mein Leben gerettet.

Und dann bin ich lange Zeit durch den Gang – heimlich schnell in die Praxis. Es saßen dort noch mehrere Patienten. Wir trafen uns immer. Der Dr. Kretschmer hat sich soviel Mühe gegeben, er hat alles versucht. Ich bekam sehr gute Sachen verordnet. Ich wog damals noch knapp 90 Pfund. Aber es ging langsam bergauf. Die Sprechstundenhilfe war noch da, solange ich in Behandlung war.

Und dann, ein Jahr später, es war wieder November: Ich spazierte hier viel über den Wall, damit meine Beine wieder kräftig wurden. An diesem Tag sah ich plötzlich hier auf dem Wall mehrere Juden bei Aufräumungsarbeiten. Ich dachte, mein Gott noch mal, wen sah ich da auf einem Baumstamm sitzen? Den Dr. Kretschmer. Vielleicht hatte er die Aufsicht. Ich weiß es ja nicht. Für mich ein erschreckender Anblick. Da habe ich nur gedacht: Vor einem Jahr hat der mir mein Leben gerettet, und jetzt sitzt der Mann hier auf einem Baumstamm. Also, man konnte ... ich hätte ihm ja zu gerne die Hand gedrückt, aber es war nicht möglich. Ein SA-Mann hatte die Kontrolle. Ja, da habe ich nur gedacht: wie vielen Menschen hat Dr. Kretschmer geholfen.

Man wagte ja nicht – man durfte nicht mit Juden sprechen. Das war im November 1938.

Hier auf dem Wallzwinger saßen die. Es hatte wohl Sturm gegeben. Die Äste lagen alle so auf dem Wall, wo die Menschen spazieren gingen. Das musste alles weggeräumt werden. Er saß auf einem so dicken Baumstamm."

Gesine Janssen: „Können Sie Sich daran erinnern, dass die Synagoge gebrannt hat?"

Frau Wöltjen: „Ja, ich war damals ja hier zu Hause. Ich konnte meinen Beruf nicht weiter ausüben. Ich habe auf dem Wall gestanden. Da sagte mein Vater: „Was ist da wohl los? Der Himmel ist ganz rot." Das war der 10. November. Und dann hieß es: ‚Die Synagoge brennt'. Da waren aber unsere Nachbarn schon weg, die Juden Gossels. Morgens war die ganze Familie weg. Da lagen die Juden ja in der Neutorschule auf Strohlager in der Turnhalle. Da sind sie alle hingebracht worden – morgens früh um sechs. Wir wohnten hier ja schon. Da klopfte es an die Haustür und ich meinte, das wären unsere Handwerker. Später hörten wir dann, es sind die Juden alle geholt worden. Die Frau Gossels kam dann mit ihren beiden Kindern um zehn Uhr zurück. Sie hatte noch ein kleines Köfferchen, wo sie ihr Gebetbuch hinein gepackt hatte und für die Kinder ein Stück Brot, erzählte sie uns dann. Das haben die 'rausgenommen und so durch die Küche geworfen. Das wurde uns dann gesagt von Frau Gossels. Und nun kamen die nicht mehr in ihr Haus. Die hatten alles abgeschlossen. Und weil meine Mutter sehr gut befreundet war mit Frau Gossels, die duzten sich, da sagte sie: „Komme du hier man eben her mit deinen Kindern". Da sagte Frau Gossels noch: „Ich darf ja gar nicht zu Euch. Dann holen sie Euch ja auch." „Nun komm hier man eben her", und sie weinte so, und die Kinder weinten. Und meine Mutter hat dann ein Tässchen Tee gemacht und Frau Gossels sagte: „Nun kommen wir nicht ins Haus. Die haben die Haustür verschlossen, ich habe keinen Schlüssel." Mein Bruder war damals noch zu Hause, er war noch sehr jung, der sagte dann gleich: „Tante Frieda, ich will's eben versuchen". Die Kellerfenster waren hier zu unserer Seite. Dann hat er da einen Riegel aufgemacht und ist dann durch das Kellerfenster gekrochen. Die hintere Stalltür war nur mit einem Schieber verschlossen, und so konnten sie dann ins Haus. Obwohl wir selbst in Angst saßen. Hätte es jemand gesehen, also ich weiß nicht, was passiert wäre. Die hätten uns so mitgenommen. Hoffentlich gibt es nie wieder so etwas, schrecklich. Und wir haben – es gingen einige Wochen vorüber – Frau Gossels mit ihren beiden Kindern nicht mehr gesehen. Wir sind auch nicht

dahinter gekommen, wann sie wohl weggegangen ist, oder ob sie geholt worden ist. Es war mit einem Mal alles aus und tot hier. Wir wagten gar nicht über die Juden zu sprechen. Es war ganz schlimm, wirklich. So etwas darf nie, nie wiederkommen. Traurig, traurig, die Menschen haben uns doch gar nichts getan. Und es waren wirklich sehr, sehr gute Menschen, diese Gossels."

Gesine Janssen: „Als sie 1937 von ihrem Hausarzt zu Herrn Dr. Kretschmer überwiesen wurden, sollten jüdische Ärzte aufgrund der nationalsozialistischen Propaganda boykottiert werden. Wie haben Sie die Schwierigkeiten während der Behandlung in der Praxis des jüdischen Arztes erlebt?"

Frau Wöltjen: „Ich habe mir gar nichts sagen lassen. Ich habe erwidert – es hat mir nämlich auch mal ein Nazi gesagt, der lebt schon lange nicht mehr: ‚Wie können Sie sich von einem jüdischen Arzt behandeln lassen. Ich würde lieber mein Leben hergeben.' Was für ein Blödsinn. Mir war mein Leben wichtiger. Dieser Arzt, dieser Dr. Kretschmer, sie glauben nicht, er lachte immer. Er war so freundlich, er war so pflichtbewusst. Was der konnte, hat der wirklich gemacht. Er hat vielen Menschen geholfen."

6 Frau Karb – „Mein Vater schwor auf Dr. Kretschmer"

Frau Karb wurde 1921 geboren. Sie ist Mitglied einer Theatergemeinschaft in Emden-Borssum, die volkstümliche plattdeutsche Theaterstücke spielt. Es ist ihr sehr wichtig, diese Sprache zu erhalten und so erzählt sie in plattdeutsch, weil das die Sprache ist, in der sie sich am besten ausdrücken kann. Die Interviewerin hat den Text übersetzt und um der Authentizität willen einen Absatz in plattdeutsch transkribiert.

„Mein Vater war Nieter auf der Werft. Durch diese Arbeit wurden viele Männer magenkrank, so auch mein Vater. Er war schon bei vielen Ärzten gewesen. Keiner konnte ihm helfen. So ging er eines Tages zu Dr. Kretschmer. Dieser behandelte ihn dann und empfahl ihm dringend, sich in der Klinik von Dr. Lüken operieren zu lassen. Mit dieser Klinik arbeitete Dr. Kretschmer zusammen. Mein Vater schwor auf Dr. Kretschmer und hielt sehr viel von ihm.

Nach 1933 ging ich mit meinem Vater in die Praxis. Die SA postierte vor dem Eingang und wollte meinen Vater davon abhalten, in die Praxis zu gehen. Wir gingen trotzdem hinein. Vater sagte den SA-Leuten, Dr. Kretschmer sei der einzige Arzt, der ihm helfen könne.

1934/35 musste mein Vater wieder zu Dr. Kretschmer. Er kam mit einer großen Tüte Eierbonbons für uns Kinder zurück. Dr. Kretschmer war ein Kinderfreund.

1938 kam der Vater ganz entsetzt von Emden nach Hause zurück. Er erzählte, dass Dr. Kretschmer mit anderen Juden in Emden auf dem Wall gezwungen werde, Gräben auszuheben. Der Vater habe mit Dr. Kretschmer sprechen wollen. Dieser habe ihm durch Augenzwinkern zu verstehen gegeben, dass er das lieber nicht tun solle.

Mein Vater gehörte der KPD an und war aus der Kirche ausgetreten. Er hielt die Kirche für Volksverdummung.

Vör 1933 se mien Papa immer: Wenn Hitler an't Ruder kummt, dann givt dat Krieg. Ik hebb dat als Kind heel frau leert, dat de Nazis nix wert wassen. Mien Oll´n wull´n ook neet, dat ik in de Jungmädchenschaft gung. All Wichter, de dor neet in wassen, mussen saterdags nat School, wenn de Jungmädchenschaft sük treffen de. Wi wurn dann ook fragt, worum wi neet na de Jungmädchenschaft ging'n. Ik tillte int School ook net de Hand, wenn wie ‚Die Fahne hoch' singen mussen. Later muß ik dann doch de Haan'n uptill'n und de so, as wenn ik sing'n de. Ook in de Jungmädchenschaft muß ik dann zwangswies, wiel anners Malheur passert was.

Mien Olln wassen eenfache Lü. Man se leten mi ok Freeheit. Se har'n mi net döpen laaten und ik ging neet na de Religionsunterricht. Ik wull dat aber so gern. Da hebb' ns mi ook gewähren laaten. So ging ik na de Religionsunterricht und leet mi ook konfimeeren.

Mein Onkel war im Konzentrationslager Esterwegen. Er wurde verhaftet, weil er mit Genossen und Freunden von der SPD und KPD Geld gesammelt hatte für einen bereits inhaftierten Genossen. Von Borssum waren noch mehr Männer im KZ.

Der Kohlenhändler Lorbitzky, später Lorbecki, hat vielen Leuten geholfen. Mein Vater war Invalide und bekam nur wenig Geld. Herr Lorbecki kam oft und fragte gar nicht, ob wir Kohlen gebrauchen. Er ging in den Stall und schüttete dort Briketts hin, die wir nicht zu bezahlen brauchten."

7 Frau Talaska – Eine Pillendose und eine Kandiszange

„Der Arbeiter Fritz Kirstein, seine Frau sowie ihre beiden kleinen Töchter hielten bis zuletzt treu zu mir. Im September 1938 war die Frau mit dem jüngeren, etwa 10 Jahre alten Mädchen noch einmal in meiner Sprechstunde, wobei beide herzzerbrechend weinten. Nach meiner Entlassung aus dem Konzentrationslager Dezember 1938 hielt die Frau mich auf der Straße an, obwohl es nicht ungefährlich war, mit einem Juden auf der Straße zu sprechen, um mir ihre Freude auszusprechen, dass ich lebend zurückgekehrt sei“ (aus dem autobiographischen Manuskript, JK 59).

Die Tochter der Eheleute Kirstein, Frau Elsa Talaska, erzählt in dem mit ihr geführten Interview:

„Was mich mit Dr. Kretschmer verbindet, ist meine kranke Mutter. Sie war oft in der Klinik, kam nach Hause und musste wieder in die Klinik. Sie war schon ‚ausgesteuert‘ von der Krankenkasse. Diese bezahlte nicht mehr. Aber sie durfte in der Klinik bleiben, ohne dass die Krankenkasse zahlen musste, und Dr. Kretschmer hat sie weiter kostenlos behandelt. Dr. Kretschmer und Dr. Lüken haben Hand in Hand gearbeitet. Einmal war Mutter wieder schwerkrank und musste in die Klinik. Es stellte sich heraus, dass die Ärzte in Belgien bei einer früheren Operation einen großen Tupfer vergessen hatten herauszunehmen. Da rührten alle ihre Krankheiten her. Sie hatte in der Klinik schon ihre letzte Ölung bekommen. Ich war damals vier oder fünf Jahre alt.

Dr. Kretschmer ging bei uns ein und aus und wusste im Haus Bescheid.

Dann kam das mit den Juden. Meine Mutter sagte zu uns Kindern: ‚Wenn ihr Dr. Kretschmer auf der Straße seht, dann macht ihr euren Knicks wie immer und sagt: Guten Tag, Herr Doktor‘. Eines Tages kam Dr. Kretschmer und brachte uns Sachen vom Markt mit.

Später hieß es dann, Dr. Kretschmer muss weg. Dann wurden die Juden durch die Stadt geführt. Mein Vater hat zu meiner Mutter gesagt: ‚Du gehst mir keinen Schritt vor die Tür‘. Wenn jemand ihrem Arzt (etwas) zuleide getan hätte, wäre sie wie eine Furie auf ihn losgegangen. Er hatte ihr ja das Leben gerettet.

Als Dr. Kretschmer zum letzten Mal zu uns kam, fragte er meine Mutter, was sie von ihm als Andenken haben möchte. Meine Mutter sagte: ‚Ich möchte gerne ihren Stuhl haben, auf dem sie mich immer geröntgt haben‘. Auf diesem Stuhl sind wir groß geworden. Wir haben noch so schöne gute Bücher

bekommen. Die konnten wir uns gar nicht leisten. Ich erhielt noch eine Tasche für Bestecke und feine Glacèhandschuhe.

Ja und dann hat meine Mutter noch diese kleine Pillendose mit E.K. (Elsbeth Kretschmer) darauf bekommen und diese silberne Filigrankandiszange als Andenken.

Dann mussten auch Valks weg. Sie schenkten uns zwei Läufer. Wir durften bei Valks noch Sachen abholen. Die Bücher waren Kunstschätze. Alles ist aber 1944 nach dem großen Angriff verbrannt."

Frau Dinnebier, die Schwester von Frau Talaska, ergänzte den Bericht:

„Mein Vater war ein überzeugter Kommunist und hat uns Kinder immer angehalten, den Doktor zu grüßen. Als Kind musste ich die Polypen herausoperiert haben. Dr. Kretschmer war zu dieser Zeit auf dem Pfingstmarkt in Norden gewesen und brachte mir Süßigkeiten mit. Während der Vorbereitungen zur Emigration durfte ich mir von den Schwiegereltern von Dr. Kretschmer einen wunderschönen Puppenwagen abholen, der voll bepackt mit Büchern war. Das hat mich zum Lesen gebracht. Den Puppenwagen habe ich in großer Angst vor der SA durch die Stadt nach Hause geschoben."

8 Frau Sott: Dr. Kretschmer – Haus- und Hotelarzt des Weißen Hauses in Emden

Frau Sott ist 93 Jahre alt. Ihre Eltern führten in Emden das Hotel Weißes Haus, welches als Hotel ersten Ranges in Emden galt. Es lag nur wenige Minuten von der Praxis und Wohnung der Familie Kretschmer entfernt. Dr. Kretschmer war der Haus- und Hotelarzt und kam zu jeder Zeit, auch nachts, wenn er gerufen wurde.

„Ich war Patientin bei Dr. Kretschmer. Ich wollte Graveurin werden und besuchte in Süddeutschland eine Fachschule für Edelmetalle. Dort bekam ich Asthma und man vermutete eine Tuberkulose. So musste ich zurück nach Emden. Dr. Kretschmer setzte sich sofort mit einem Sanatorium in Braunlage in Verbindung. Dort blieb ich fünf Monate. Nach meiner Rückkehr sagte Dr. Kretschmer zu mir: ‚Sie sind ja eine Weltdame geworden'.

Dr. Kretschmer war sehr tüchtig, sehr dezent, sehr zurückhaltend, sehr gewissenhaft, genau, korrekt und sprach wenig, – das war so angenehm.

Als die Zeit für die Juden schwierig wurde, haben meine Eltern Dr. Kretschmer und Frau häufig zum Essen eingeladen – und zwar im privaten Esszimmer des Renaissance-Hauses, damit sie von den anderen Gästen nicht gesehen wurden. Nach einiger Zeit kam Dr. Kretschmer dann und sagte, es sei für meine Eltern zu gefährlich, sie wollten lieber nicht mehr kommen. Das ganze war eine gewagte Sache. Kretschmers kamen hinten durch eine Stalltür in der Deichstraße. Das Personal durfte das nicht wissen, auch mein Verlobter nicht.

Herr (Simon) Valk war eine Persönlichkeit. Mein Mann war Rechtsanwalt und hat das Testament für ihn angefertigt. Großzügig bedankte sich Herr Valk nach Beendigung mit 100,- RM. Mir fällt noch eine kleine Anekdote ein: Ein Mädchen hatte ein schlechtes Zeugnis, sollte die Schule verlassen und in das Kaufhaus Valk als Verkäuferin gehen, was es sich aber nicht vorstellen mochte. Das Mädchen wurde zu Herrn Valk geschickt, der ihr anbot, jeden Tag Schularbeiten mit dem Mädchen zu machen, was er dann auch getan hat.

9 Herr Hinrich Swart – „Das bin ich meiner Tante Etta schuldig“

Mit diesen Worten meldete sich Herr Hinrich Swart auf einen Artikel in der Emder Zeitung, in dem nach der ehemaligen Patientin Etta Meyer gefragt wurde, welche seit 1922 bei Dr. Kretschmer in Behandlung gewesen war und die treu zu ihm gehalten hatte.

Am 28. Juni 1939 bekam Dr. Kretschmer von seiner treuen Patientin Etta Meyer einen Brief nach Palästina in dem es u.a. heißt:

„Schwester Madelberta sehe ich auch wohl mal. Dann sprechen wir nur immer von Ihnen. Schwester Maria, die mich noch immer treu besucht, lässt Sie herzlich grüssen. Sie sind hier in Emden bestimmt noch nicht vergessen. Viele Menschen fragen oft nach Ihnen.

In alter Treue Ihre Etta Meyer”
(aus dem autobiographischen Manuskript, JK 59).

„Als Kind bin ich fast täglich nach der Schule zu meiner Tante Etta gegangen. Tante Etta hatte ihre eigenen Geschwister gepflegt, die alle lungenkrank waren. Ich glaube, es waren elf Geschwister. Später wurde sie selber lungenkrank und kam so zu Dr. Kretschmer. Dieser hat sie kostenlos behandelt. Wahrscheinlich war sie nicht in einer Krankenkasse, denn dazu hat mein

Großvater kein Geld gehabt. Dr. Kretschmer kam sehr oft zu ihr. Ich nehme sogar an, dass er meine Tante auch finanziell unterstützt hat. Nach seinen Besuchen hatte sie dann auch ein paar Groschen oder Mark für mich. So habe ich auch Dr. Kretschmer kennengelernt. Bei meinem letzten Besuch bei Tante Etta traf ich auch Herrn Dr. Kretschmer an, der sich von ihr verabschieden wollte. Später kam Tante Etta in ein Krankenhaus nach Bad Zwischenahn. Wenn meine Mutter sie dort besuchte, fragte sie sofort: „Was weißt du von Dr. Kretschmer“?

Ich war schon vor 1933 ein begeisterter Nazi und bin 1932 oder 1931 in die SA eingetreten. Mich wollte man zur SS holen, als Blonder, Großer ... Dann bin ich einen Tag mit der SS gewesen und habe anschließend zu meiner Mutter gesagt, ich könnte in die SS eintreten, muss aber dann mit meinem eigenen Blut unterschreiben, dass ich jeden Befehl ausführe, den ich von Adolf Hitler kriege. „Dor geih’st du mi neet rin. Wenn du dor rin geist, dann bist du mien Söhn neet mehr. (In die SS gehst du nicht. Wenn du da eintrittst, bist du nicht mehr mein Sohn.) Und dann bin ich natürlich nicht hinein gegangen. Mit dem Wissen bei Kriegsende wäre ich nicht wieder in die SA eingetreten. Weil, wie gesagt, mit der Muttermilch war mir schon eingebleut worden, der Kerl, der lügt, der schickt euch in den Tod.“

10 Herr Helmut Barghoorn – „Eines Tages fanden auch wir uns in braunen Hosen und Hemden wieder“

Herr Helmut Barghoorn war ein Klassenkamerad von Jürgen Valk und besuchte sechs Jahre mit ihm die Schule. Seine Familie war eine christliche Kaufmannsfamilie, die zum Bürgertum gehörte. Herr Barghoorn beschreibt das christliche bürgerliche Milieu, das Denken und Handeln dieser Schicht, ihre Treue zum Kaiserhaus und im Besonderen die Mitgliedschaft bei ‚den Stahlhelmern‘, die in vielen Interviews eine große Rolle spielte.

Der Stahlhelm wurde im Jahre 1918 als Vereinigung der Soldaten des Ersten Weltkrieges gegründet. Ab 1924 durften Nichtkriegsteilnehmer Mitglied werden, aber ab dem gleichen Jahr hatte der Stahlhelm auch eine antisemitische Ausschlussklausel. Einige wenige deutsche Juden, die vor 1924 eingetreten waren und unbedeutende Posten im Stahlhelm bekleideten, durften Mitglieder bleiben.

Der Stahlhelm war deutsch-national ausgerichtet. Im Juli 1933 wurden die bis 35 Jahre alten Mitglieder als Wehrsoldaten in die SA eingegliedert und

die übrigen Mitglieder umbenannt in Nationalsozialistischer Deutscher Frontkämpferbund. Dieser wurde 1935 aufgelöst.

Im Stahlhelm waren nicht nur Männer organisiert, sondern auch Frauen, die ebenfalls einheitliche Kleider zu ihren Treffen und Unternehmungen trugen. Für ihre Märsche durch die Stadt hatten die Frauen eigens eine Ausgehuniform. Es wurden Sportfeste organisiert, Liederabende gestaltet und regelmäßig Treffen durchgeführt. Auch die Mädchen und Jungen der Stahlhelmer hatten ihre eigenen Gruppierungen.

Helmut Barghoorn erzählt:

„Ich kann mich erinnern, dass ich als achtjähriger Junge, vermutlich also 1929, Schlägereien zwischen den Nazis und Kommunisten erlebte. Die Nazis fuhren in offenen LKW's durch Emden. Zeitweise durften diese keine Braunhemden tragen. Sie zogen dann weiße Hemden an. Manchmal war auch ein Schuss zu hören.

Der Fackelzug am 30. Januar war nicht nur in Berlin, sondern auch in Emden. Die gemäßigten Linken, also die Sozialisten, hatten das Reichsbanner und marschierten mit Schalmeienkapellen durch die Stadt. Die Bürgerlichen, zu denen ja auch meine Eltern gehörten, mokierten sich über die Lage. Sie waren kaiserlich groß geworden. Und kaiserlich hieß zackig und ordentlich. In den Geschäftsstraßen jedenfalls flaggte man nur schwarz-weiß-rot, auch noch während der Nazizeit. Langsam löste sich das später auf. Weite bürgerliche Schichten waren geprägt vom Kaiserreich und waren altgediente Soldaten und teilweise Offiziere. Sie sammelten sich in dieser paramilitärischen Einheit, dem Stahlhelm, und organisierten Aufmärsche. Die waren zackig und militärisch. Der bürgerliche Nachwuchs, also unsere Generation, wuchs da auch drin auf. Der Stahlhelm war ein Verband, der die Soldatentradition aufrecht hielt. Mein Vater hätte niemals eine schwarz-rot-goldene Fahne hochgezogen, nicht er allein, sondern diese ganze Schicht. Das war für sie Unordnung und Durcheinander, und von den Sozis hielten sie nichts. Das war deren Einstellung. Sie waren bürgerlich und kaiserlich geprägt und sicher auch im guten Sinne militant. Sie hatten eine Antipathie gegen die Nazis. Das war kein Widerstand. Es hätte Widerstand werden müssen.

Es gab auch den Stahlhelmfrauenbund. Aber auch der musste sich letztendlich auflösen Die Damen jedoch, meine Mutter auf jeden Fall, die wollten nicht in die Frauenschaft oder Partei. Damit wollten sie nichts zu tun haben. Es gab ein Parkgleis, so will ich das ausdrücken, das war der Kolonialfrauen-

bund. Da wurden die Frauen, die z. B. in Deutsch-Südwest lebten, von hier aus unterstützt. Da schlüpften einige Stahlhelmfrauen unter – es war für sie ein neutrales Mäntelchen.

Ich war im BK, Bund deutscher Bibelkreise, das war so ähnlich wie der CVJM. All den christlichen Organisationen, auch den sozialistischen, der freien Turnerschaft usw., wurde langsam die Luft von den Nazis abgedreht. Manchmal wurde ein Raum gekündigt, manchmal ein Vorsitzender, wenn dieser Beamter war, z. B. nach Schlesien versetzt. Langsam trockneten die Organisationen aus. Eines Tages fanden wir uns auch in braunen Hemden und schwarzen Hosen wieder. Denn die machten dasselbe, sie machten praktisch Geländespiele und so weiter. Wir waren ja Kinder. Als Hitler an die Macht kam, war ich 11 Jahre alt. Wir bekamen ein Koppelschloss und einen Schulterriemen, auf dem Arm ein Abzeichen mit einem Blitz und noch eine Mütze. Das war doch schick und schneidig. Das allertollste war ein Fahrtenmesser. So fing alles an. Das war vielleicht 1934/35.

1936 wurde für alle Jungen und Mädchen der Staatsjugendtag eingeführt. Wir hatten alle schulfrei und wurden ideologisch oder parteimäßig besprüht, nur Jürgen und ein weiterer Schüler durften nicht daran teilnehmen.

Der Neffe von Dr. Kretschmer, Jürgen Valk, der war sechs Jahre bei mir in der Klasse, in der Kaiser Friedrich Oberrealschule, die wir beide bis zur Mittleren Reife besuchten (1931–1937). Jürgen hat in diesen Jahren nie was ausstehen müssen als Jude, weil er ein netter Kumpel war. Die Familie Valk war eine uralte Kaufmannsfamilie in Emden. Die Firma war älter als unsere eigene (die Fa. Barghoorn wurde 1835 gegründet). Da kann man sich vorstellen, dass mein Vater empört war, wenn diese Juden disqualifiziert wurden. Viele hatten doch das Eiserne Kreuz Erster Klasse.

Vor dem Ersten Kriege hatte die Firma Valk sich wohl das Kaufhaus Zwischen beiden Sielen bauen lassen, ein Kleinkaufhausbau, in der Art wie Karstadt damals die großen Kaufhäuser baute. Valks hatten ein Allroundsortiment und steckten sicher die Firma meines Vaters zweimal in die Tasche. Sie hatten ein großes gutes Geschäft in guter Lauflage. Ich erinnere mich, dass im Jahre 1935 SA-Männer die Türen des Kaufhauses blockierten und niemand wagte hineinzugehen. 1937 wurde Jürgen Valk von seinem Vater nach London geschickt.“

11 Frau Rena Petersen – „Man hörte, registrierte und sah – und sah doch nichts“

Frau Rena Petersen ist ebenfalls in einem bürgerlich christlichen Elternhaus (ev. reformiert) aufgewachsen und hat die gleiche Schule besucht wie Ruth Kretschmer. Die Familie wohnte nur ca. fünf Minuten entfernt von der Praxis und Wohnung Dr. Kretschmers, den sie aber nicht kannten. Frau Petersen war Lehrerin. Sie reflektiert die Zeit des Nationalsozialismus und das Verhalten ihrer Familie besonders kritisch aus christlicher und theologischer Sicht und exemplifiziert damit die Denk- und Verhaltensstrukturen eines Teiles der Emder christlichen Bevölkerung.

„Bei meinen Eltern und Großeltern war es im Jahre 1933 so: Sie hatten die Weimarer Republik nicht anerkannt. Der Friedensvertrag von Versailles war für sie eine nationale Schande und die Reparationszahlungen waren eine deutsche Schmach. Auch über die Dolchstoßlegende wurde geredet. Dieses Denken steckte besonders in der väterlichen Linie ganz tief drin. Weiter wurde bei uns nicht über Politik gesprochen, sondern über Kirche, Predigten und Pastoren. Ich möchte es als christliches und gut-bürgerliches Weltbild mit einem schwarz-weiß Denken bezeichnen. Am 18. Januar (dem Proklamationstag von Kaiser Wilhelm I.) jedes Jahres setzte sich mein Vater an das Klavier und spielte: ‚Heil dir im Siegerkranz‘.

Es lebte in unseren frommen Kreisen doch sehr der Gedanke: Die Juden haben unseren Heiland gekreuzigt. Sein Blut komme über uns und unsere Kinder. Das war unumstößliches Evangelium für meinen Vater. Die Predigten der damaligen Zeit hatten zum Inhalt, dass die Kirche in die Nachfolge des alten Israel getreten ist und das Neue Testament das Alte Testament abgelöst hat. Man hatte die Verheißungen, die einst dem auserwählten Volk galten, auf sich bezogen und die Christenheit als Israel rechter Art verstanden. Wir als Christen fühlten eine religiös-soziale Höherstellung. Sicher war das die Voraussetzung für den Herrenmenschen.

Am schlimmsten war, dass in der christlichen Vorstellung die Juden mit dem Teufel in Verbindung gebracht wurden. Mit den Juden hatte es eine unheimliche Bewandtnis und deshalb mied man sie. Man nahm die Bibel wörtlich.

In meiner Klasse waren drei jüdische Mädchen: Rachel Blum, Friedel Cohen und Lieselotte Windmüller. Man war nicht mit ihnen befreundet, die wurden links liegengelassen. Wir hatten andere Freundinnen. Ich habe immer die

Mitschülerin Erna T. bewundert, die ganz offensichtlich zu Rachel Blum hielt; komme, was da wolle. Dazu waren wir zu feige.

Bei uns in der Schule spielte der VDA eine große Rolle. Da gab es Kundgebungen über den Nationalstolz, die armen Menschen taten uns leid, und wir sammelten für sie.

Man kaufte natürlich nicht bei Juden, sondern bei den eigenen Glaubensgenossen. Trotzdem gingen meine Mutter und Großmutter zu einem jüdischen Schlachter in der Oldersumer Straße. Aber das durften die Männer nicht wissen. Wir kauften auch in dem Handarbeitsgeschäft Silberschmidt.

Mein Vater hatte einen Getreide- und Futtermittelgroßhandel. Wir wohnten in der Upstalsboom Straße. Da wohnten keine Juden und wir kannten auch keine außer denen, die bei mir in der Klasse waren. Wir waren eine christliche gut bürgerliche Familie. Man verkehrte nicht mit ‚Schmuddelkindern' und natürlich auch nicht mit Juden. Wir waren befreundet mit christlichen Familien.

Nach dem 30.1.1933 war ich begeistert von der schönen Musik und den Fackelumzügen. Ich ging gleich in den BDM und habe fanatisch dafür gestritten und war begeistert. Meine Schwester hat sich dagegen entschieden und musste samstags immer in die Schule.

Ich war auch im MBK (Mädchen Bibelkreis – für höhere Töchter). Sonntags war immer Dienst beim BDM. Das war für mich ein schlimmer Konflikt. Erst 1937/1938, als ich in Wuppertal, dem Zentrum der Bekennenden Kirche, war und von den Flugblättern und den Aktionen für die verhafteten Pastoren hörte, habe ich gemerkt, dass da etwas nicht stimmen konnte. Die Bekennende Kirche hat inhaltlich sehr viel getan, aber nicht für die Juden. Als ich im Frühjahr 1938 nach Emden zurückkam, da habe ich mich vom BDM abgemeldet. Ich half dann meinem Vater im Geschäft. Gesehen und gehört habe ich nichts von den Ereignissen der Pogromnacht im November 1938, überhaupt nichts. Am Morgen des 10.11.1938 ging ich von unserer Wohnung in der Upstalsboomstraße durch die Altstadt zum Delft. Dort war ich berufstätig.

Sicher haben wir teilnehmend in der Familie sowie im Evangelischen Jugendkreis über das einschneidende Geschehen in unserer Stadt gesprochen, haben auch passende Choräle (etwa aus dem 30-jährigen Krieg) gesungen und Fürbitte getan. ... Aber ich habe nichts getan, was den leidenden Juden hätte helfen können.

Man war sehr abseits und nur unter seinesgleichen. Von den Nazis wurde auch nichts gehalten, aber man wollte auch nicht abseits stehen. Man registrierte, hörte und sah doch nichts.

Meine Mutter war immer schon kritischer. Sie ging auch mit uns zur Bekennenden Kirche. Am ‚Tag von Potsdam' hatte dort ein großer Gottesdienst stattgefunden, der im Radio übertragen wurde. Da wurde gesungen: ‚Nun danket alle Gott'. Daran hat meine Mutter sich sehr gestört. Sie konnte danach das Lied nicht mehr singen. Sie hat die Zeichen der Zeit viel besser erkannt. Sie sagte, der Hitler hat uns betrogen. Aber sie wollte auch keinen Streit über Politik".

Zeitzeugeninterviews in Israel

Während ihrer Recherchen in Israel konnte Gesine Janssen in Kfar Warburg mehrere Familien besuchen, die Dr. Kretschmer noch gekannt haben. Anstelle einer abschließenden Zusammenfassung geben wir im Folgenden Auszüge aus diesen Gesprächen wieder. Sie sind vorzüglich geeignet, die Person Julian Kretschmer einer abschließenden Würdigung zu unterziehen.

12 Frau Ilse Joseph, Kfar Warburg – „Wir sind die letzten von den zehn deutschen Familien"

Gespräch mit Hans und Ilse Joseph in Kfar Warburg am 10. November 1997. Die Eheleute sind schon 1935 bzw. 1936 nach Palästina gekommen.

„Wir sind die letzten von den zehn deutschen Familien die 1938 hierher gekommen sind. Vorher haben wir auf einer Plantage gearbeitet. Weil wir selbständige Landwirte werden wollten, konnten wir in dieses Häuschen einziehen, das der Baugesellschaft gehörte, die dieses Dorf aufbaute. Hier im Haus war noch die Hilfspolizei drin. Ich musste zu den Nachbarn schlafen gehen. Den Boden bekamen wir von der Jewish Agency für 99 Jahre gepachtet. Dr. Kretschmer war damals noch in Raananah. Hier war die Tochter Ruth mit ihrem Mann, die sich beide eigentlich für die Landwirtschaft nicht eigneten. Die Ruth war hier, und der Doktor hat auf dem Meschek ein ganz kleines Haus gebaut. Er hat seinen Freund, einen großen Architekten dafür genommen. Der konnte wohl die Habima (großes Theater in Tel Aviv) bauen, aber doch nicht so ein kleines Haus. Bei uns in der Krankenkasse hing das Bild von Dr. Kretschmer, das man bei einem Umzug offensichtlich nicht wieder aufgehängt hat. ...

Während des Krieges brachte Dr. Kretschmer seine Frau zu ihren Verwandten nach Givat Brenner. Alle Frauen und Kinder waren während des Unabhängigkeitskrieges evakuiert, denn das Dorf war Grenzgebiet zu den Arabern und es fanden oft Überfälle statt.

Dr. Kretschmer hat mit allen Möglichkeiten versucht, sein Brot zu verdienen. Mit der Frau konnte er nichts anfangen. Die müssen irgendwie vermittelt worden sein, denn er kam aus Breslau bzw. aus Berlin und sie war die sehr reiche Frau aus Emden. Der Schwiegervater hat ihm scheinbar die Praxis eingerichtet. Dr. Kretschmer hat uns deutsche Bücher hierher gebracht, die deutsche Zeitung verteilt und mit Sicherheitsnadeln hausiert. Später hat Dr. Kretschmer Prostatakrebs bekommen. Er ist oft nach Tel Aviv zu Doktor Danziger gegangen.

Er war ein phantastischer Arzt. Als meine Tochter 1944 geboren wurde, muss er schon hier gewesen sein. Ich habe ihn sehr gern gehabt.

Als ich ihn zum letzten Mal gesehen habe, habe ich einen Schock gekriegt. Er lag auf einer Couch, nur unter einem Inlett, und ist über mein Essen hergefallen wie ein Wolf.

Erst wollte man ihn hier in Kfar Warburg als Arzt nicht haben, weil er zu alt war. Erst 1944 durfte er Arzt hier werden, da war er 63 Jahre alt. Wir waren alle verschickt worden, als 1948 Dr. Kretschmer starb.

Die Tochter Ruth hat man 34 aus Emden weggeschickt. Ich habe die Herrschaften Valk noch in Bremen kennen gelernt. Ich war schon als Jüdin rausgeflogen bei Karstadt und war nun bei Hirschfeld in der Damenkonfektion ...

Kretschmers konnten ihre großen Möbel nicht in das kleine Haus stellen. Bei Beisermanns war ein Schrank von Kretschmers. Kontakt zu den Dorfbewohnern hatten die Kretschmers nicht. Der Doktor war viel zu intelligent. Außerdem wurden die paar Deutschen, die hier waren, getreten. Die meisten Dorfbewohner waren eher hier und waren auch vorher schon zusammengewesen. Die kamen aus Polen, Litauen, Rumänien. Die Umgangssprache war im Dorf jiddisch. Wir Deutschen waren damals unbeliebt. Wer kein jiddisch konnte, wurde verachtet.

Hier war sumpfiger Boden. Dr. Kretschmer sah man oft mit einer langen Stange, die er vor jedem Schritt in die Erde steckte, damit er nicht einsackte. Es gab noch keine Straße. In unserem Haus hat 17 mal das Wasser gestanden.

Dr. Kretschmer war hier erst überhaupt nicht anerkannt. Wir Jeckes waren hier doch die Gedrückten. Nur wenn die Engländer kamen, mussten wir sprechen. Ich war doch in Deutschland auf der Oberschule und hatte Englisch gelernt. Wir haben das Einjährige gemacht.

Die Frau Kretschmer konnte ja nicht kochen, nicht mal Kaffee!“

13 Frau Sonja B., Kfar Warburg – „Er war unser Doktor“

Das Interview erfolgte im November 1997. Frau B. arbeitete bis zu dessen Erkrankung als Praxishilfe bei Dr. Kretschmer. Frau B. war zu diesem Zeitpunkt 89 Jahre alt; sie ist in Polen geboren und 1929 als Zionistin eingewandert.

„Ich habe schon in Givath Brenner (Kibbuz) als Krankenschwester gearbeitet. Von dort aus sollte ich nach Deutschland geschickt werden und eine richtige Ausbildung bekommen. Ich hatte schon Kleidung für die Reise geschenkt bekommen. Aber dann kamen die Nazis und ich durfte nicht mehr fahren. Ich war bei allen Ärzten auf der Station Hilfsschwester. Ich habe in unserem landwirtschaftlichen Betrieb gearbeitet, den Haushalt versorgt und dann noch freiwillig zu Dr. Kretschmer, um dort auf der Krankenstation zu helfen.

Wir haben erst kein Vertrauen zu Dr. Kretschmer gehabt. Die Leute waren misstrauisch. Deshalb wollte ihn keiner als Arzt. Also hat Dr. Kretschmer Bücher aus Tel Aviv geholt und für die Dorfbewohner so etwas wie eine Leihbibliothek betrieben. Später, als Plastik aufkam, ist er zu den Leuten gegangen und hat ihnen erklärt, was man alles damit machen kann. Er hat uns Plastikteller verkauft. Dann hat er Zeitungen ausgetragen. Das war sehr schwer. Er hatte immer einen Stock, damit er messen konnte, wie tief die Pfützen sind. Dr. Kretschmer hatte keinen Kontakt mit den Dorfbewohnern. Keiner hat gewusst, dass er im Konzentrationslager war. Wenn Hochzeiten im Dorf waren, hat man ihm einen Teller mit Essen hingestellt. Nachdem das Misstrauen verschwunden war, haben die Leute aus dem Dorf den Doktor auch nachts geholt. Er ist dann sofort gekommen. Sie fanden den Doktor meistens in seinem Häuschen, wo er mit einer Dynamo-Taschenlampe seiner umfangreichen Korrespondenz nachging. Nachts sah man immer Licht brennen und ihn schreiben oder lesen. Zu Anfang war es sehr schwierig, aber später war er sehr beliebt und hochgeachtet. Er war unser Doktor. Er war eine Persönlichkeit hier und ein großer Zionist und Patriot. Als man ihn kennen

gelernt hatte, haben ihn alle geschätzt und verehrt. Dr. Kretschmer hatte viele wertvolle Sachen mitgebracht, auch Statuen und wunderschön geschliffenes Glas und herrliche Möbel. Aber er hatte kein Geld zum Leben.

Im Befreiungskrieg war er auch Arzt für das Militär. Hier war nur eine ganz kleine Krankenstation. Auch Araber haben Kranke und Verwandte gebracht. Das hat er nicht bezahlt bekommen. Das Dorf war vor dem Krieg mit den Arabern gut befreundet. Während des Krieges schossen Israelis auf einen arabischen Arbeiter, der weglief. Dr. Kretschmer wollte den Araber retten. Der starb in seinen Armen. Ruth und Lothar Preuß haben es sehr schwer gehabt. Sie waren die körperliche Arbeit nicht gewöhnt."

Der Sohn von Frau B. ergänzt: „Dr. Kretschmer hat immer Bonbons in seiner Tasche gehabt. Wenn er Kinder gesehen hat, hat er ihnen diese gegeben. Auch wenn Kinder behandelt werden mussten, hatte er Bonbons für sie, um sie zu beruhigen. Er war ein Mensch und ein Psychologe. … Eines Tages sind wir mit meinem Vater durch das Dorf gefahren, um Müll abzuladen. Auf dem Müllplatz haben wir dann viele Papiere und Briefe von Dr. Kretschmer gefunden. Vieles war in Sütterlin geschrieben. Wie er Arzt geworden ist, wo er gelernt hat usw.".

14 Schulamith Jaari (in Emden Sophie Nußbaum), Beer Tuwija – „Dr. Kretschmer war ein außergewöhnlicher Arzt"

Das Interview erfolgte im November 1997. Frau Jaari wohnt mit ihrer Familie im Nachbarort Beer Tuwija.

„Ich bin mit meiner Familie erst 1952 nach Beer Tuwijia gekommen. Damals war Dr. Wolf in Beer Tuwijah und hat viel Kontakt mit Dr. Kretschmer gehabt und ihn auch vertreten. Frau Wolf hat damals die Aufzeichnungen von Julian Kretschmer mir gegeben, weil sie nicht wusste, was sie damit anfangen sollte. Ich weiß auch nicht, ob es sich dabei um eine Abschrift der Biographie gehandelt hat. Zu diesem Zeitpunkt lebte Dr. Kretschmer nicht mehr. Ich kannte die Kretschmers aber von Emden her. Dr. Kretschmer war ein phantastischer Internist. Er hatte eine private Praxis. Auch Dr. Lüken, der schräg gegenüber wohnte, hat ihn zugezogen, wenn er eine komplizierte Operation hatte.

Dr. Kretschmer war ein außergewöhnlicher Arzt. Er hat vielen Leuten geholfen. Er hat schon in frühen Jahren den jungen Zionisten, die auswandern wollten, geholfen mit Rat und Tat und ihnen auch Geld gegeben, damit sie

irgendwie überleben konnten. Er war sehr zionistisch eingestellt und hat alle Leute ermutigt, nach Palästina zu gehen. Palästina ist das Zukunftsland der Juden, hat er gesagt. Das hat Dr. Kretschmer gesehen, er war ein intelligenter Mensch und war schon in Palästina gewesen. Er durfte nur 10,-- RM mit rausnehmen. Was konnte er damit schon anfangen? Allen Leuten ging es hier schlecht.

Am 9. November, als ich auch mit meiner Familie verhaftet wurde, wurde auch Dr. Kretschmer fortgeschleppt. Am nächsten Morgen wurden wir entlassen, während die Männer in der Turnhalle blieben und alle möglichen Sachen machen mussten, bellen wie die Hunde usw. Man hat dann Stroh gebracht von Gerhard Visser und hat das in der Turnhalle ausgestreut. In der Mitte haben die Nazis gesessen und gesoffen. Die Juden mussten Kniebeugen machen. Man hat sie schrecklich schikaniert. Am nächsten Morgen hat man sie zum Bahnhof Emden West gebracht und sie wurden nach Sachsenhausen deportiert.

Wir haben in der Brückstraße gewohnt, in dem zweiten Haus, da, wo jetzt das Reisebüro ist. Da bin ich auch geboren. Nach 1933 konnten wir da nicht länger wohnen. Da sind alle Umzüge durchgekommen. Sie haben uns die Scheiben eingeworfen und Nazilieder gesungen: Wenn das Judenblut vom Messer spritzt, dann ist's noch mal so gut – und alle diese Sachen. Da wollten meine Eltern da nicht mehr wohnen. Fast alle Christen haben aufgehört, bei uns zu kaufen, außer Dr. Voget. Dem habe ich im Puppenwagen oder im Tornister Lebensmittel gebracht. Dann sind wir umgezogen in das Haus von Löwensteins.

Mein Vater ist nicht in's Lager gekommen. Leute aus Emden, wie z. B. von der Firma Visser & van Dornum, die sind zur Gestapo gegangen und haben meinen Vater frei bekommen. Zu meinem Vater sind sie dann gekommen und haben gesagt, dass Herr Löwenstein an einem Herzschlag in Sachsenhausen erlegen sei. Sie haben gefragt, ob Frau Löwenstein Geld für die Urne mit der Asche habe. Das war gleich am ersten Tag im Lager.

Nachdem die ersten Verhafteten zurückkamen, sind mein Vater und ich jeden Tag, wenn ein Zug aus Berlin kam, zum Bahnhof gegangen, damit immer jemand auf dem Bahnhof war, wenn einer zurückkehrte. Gesprochen haben die Leute nicht. Das war streng verboten. ‚Der Arm der Gestapo reicht weit, auch bis Ecuador.' Die Leute haben viel zu viel Angst gehabt. Die haben der Gestapo geglaubt."

15 Herr Jürgen Valk – „Unsere Lebenspläne wurden von einem auf den anderen Tag zerstört“

Jürgen Valk wurde 1921 in Emden geboren und ist der Neffe von Elsbeth und Julian Kretschmer. Jürgen Valk hat sich als Schüler auf der Oberrealschule als Außenseiter gefühlt. Die Atmosphäre war durch antisemitische Äußerungen vergiftet, so dass eine gute Lernsituation nicht vorhanden war; so dass er im Jahr 1937 die Schule verließ. Obwohl das Kaufhaus zu diesem Zeitpunkt schon zwangsweise verpachtet werden musste, waren seine Eltern davon überzeugt, dass sie in Emden bleiben könnten. Jürgen Valk wurde zu einem dreimonatigen Kurs nach England geschickt, um dort den Kaufmannsberuf und die englische Sprache zu erlernen. Er sollte danach nach Emden zurückkehren, um das Geschäft zu übernehmen. In Emden und Weener lebten die beiderseitigen Großeltern noch. An eine Ausreise nach Palästina wurde nicht gedacht, weil eine Ausreise mit der älteren Generation undenkbar war und man diese nicht allein zurücklassen wollte.

In England wurde Jürgen Valk dann von seiner Firma angeboten, zunächst in Palästina und später im Irak zu arbeiten. Er ergriff diese Chance und besuchte auf der Reise dorthin noch seine Geschwister Menno und Betti in Holland, die dort in einem Kinderheim untergebracht waren.

Im Jahre 1942 heiratete Jürgen Valk in Palästina die ebenfalls aus Deutschland emigrierte Ruth Schneemann. Sie wurden von dem aus Emden ausgewanderten Rabbiner Dr. Blum getraut, der jedoch in Palästina noch keine Erlaubnis für Amtshandlungen hatte. Ein befreundeter Rabbiner unterzeichnete die Urkunde.

Herr Valk meldete sich telefonisch auf einen Zeitungsartikel, den ihm ein Freund aus Emden, zugeschickt hatte. Das nachfolgende Interview wurde am 25. Oktober 1997 in Quiriat Bialik, Israel geführt.

„Ich kann mich an meinen Onkel Julian sehr gut erinnern. In Deutschland hat er eine sehr große, gut gehende Praxis in Emden gehabt. Die Privatwohnung war im zweiten Stock und die Praxis im Erdgeschoß direkt am Eingang und bestand aus zwei oder drei Zimmern.

Wenn man in die Praxis kam, war da erst das Wartezimmer, und links ging man in das Sprechzimmer. Durchquerte man das Wartezimmer, kam man in das Röntgenzimmer. Es war eine Sprechstundenhilfe dort bei ihm. Dr. Kretschmer war meiner Erinnerung nach ein sehr angesehener Facharzt in Emden und hatte auch viele Patienten aus ganz Ostfriesland.

Er arbeitete zusammen mit einer Klinik, die schräg gegenüber lag. Onkel Julian war ein sehr guter Arzt und gab den Kranken Diätpläne mit und vorgedruckte Formulare, auf denen er je nach Krankheit anstrich, was die Patienten beachten mussten.

Wir waren oft zu Besuch bei ihm in seiner Wohnung. Er hatte eine ausgesprochen schöne Wohnung. Im Salon stand ein großer Flügel und meine Cousine Ruth hat darauf spielen gelernt. Ich war der älteste von meinen Geschwistern, und Ruth war ungefähr sechs Jahre älter. Deshalb war es etwas ganz besonderes für uns. Die Cousine Ruth musste uns etwas vorspielen auf dem Flügel. Auch bei Familienfesten sind wir zusammengekommen.

Die Großeltern, also die Eltern von meiner Tante Elsbeth, die wohnten Neutorstraße 14 und hatten ihr Geschäft in der Straße Zwischen beiden Sielen.

Herr Dr. Kretschmer hat auch auswärts Besuche gemacht, er hat nicht nur in Emden Patienten besucht. Ich kann mich noch erinnern an sein erstes Auto. Das war ein Auto, an dem die Bremsen außerhalb angebracht waren. Er ist jahrelang mit diesem Auto gefahren. Das Auto hatte ein leichtes Verdeck, welches man im Sommer öffnen konnte. Da die Handbremsen außen waren, war es immer ein Problem, denn er musste die Hand rausstecken, wenn es regnete. Da es in Ostfriesland oft genug regnete, war das nicht sehr angenehm. Ich erinnere mich, dass er in späteren Jahren sein Auto getauscht hat gegen ein besseres Auto. Das war dann eine Luxuslimousine im Verhältnis zu dem Auto, was er vorher hatte.

Des Öfteren haben wir kleine Ausflüge gemacht mit Onkel Julian. Er hatte eine Patientin in Aurich, eine Frau Blesene, die hatte ein Zigarrengeschäft auf der Hauptstraße in Aurich, wenn man aus Richtung Emden kommt. Dort wurden wir immer zum Essen eingeladen. Manchmal zum Mittagessen, oder zu Feiertagen wie Weihnachten und Ostern. Dann gab es ein besonderes Essen für meine Tante, meinen Onkel, meine Cousine und mich. Als Ältester der Valk-Kinder durfte ich oft mitfahren. Das war sehr amüsant.

Meine Eltern hatten nie ein Auto, weil es für sie nicht wichtig war. Mein Vater ist zu Fuß zum Geschäft gegangen. Es war damals auch kein Prestige-Objekt. Mein Onkel hat es für seine Patientenbesuche gebraucht.

Mein Onkel war tätig in der Zionistischen Organisation in Emden. Er war der Vorsitzende und hat sehr viel für den Zionismus getan, z. B. Vorträge gehalten usw. Das war später für ihn vorteilhaft, als er selber auswanderte. Er hat auch meinen Eltern geholfen. Während mein Vater im Konzentrationslager

war, hat er durch die Verbindung meines Onkels bei der Zionistischen Organisation Deutschlands schneller die Einreiseerlaubnis bekommen nach Palästina. So konnten meine Eltern noch vor dem Krieg hier einwandern, und zwar im Februar 1939.

In Emden war ich Mitglied in der zionistischen Jugendgruppe Makkabi Hazair[5]. Ich war der so genannte Jugendführer dort in meiner Altersklasse. Unsere Gruppe trug den Namen Bialik, so wie der Ort, in dem ich schon lange in Israel lebe.

Es gab ein jüdisches Altersheim in Emden. Das Altersheim war gegenüber der Wallschule in der Bollwerkschule. Dort hat mein Onkel auch sehr viel freiwillig geholfen, d. h. er hat die älteren Leute untersucht und behandelt. Er war viel in dem Altersheim, ohne Honorar dafür zu verlangen.

Meine Eltern sind zuerst nach Raananah in Palästina gezogen. Cousine Ruth wohnte schon dort mit ihrem Mann Lothar Preuß und den Eltern Julian und Elsbeth Kretschmer. Meine Eltern wohnten mit ihren zwei Kindern ganz in der Nähe meiner Cousine in zwei gemieteten Zimmern mit Küchenbenutzung. Ich hatte schon meinen Beruf und wohnte in Tel Aviv.

Während der ersten zwei Jahre des Krieges war ich nicht in Palästina. Ich war damals im Irak und habe dort gearbeitet für den palästinensischen Vertreter einer englischen Gesellschaft. Da ich zwei Jahre im Irak war, weiß ich nicht, was sich hier abspielte mit meinem Onkel. Er hat wohl bei der Kupath Cholim[6] eine Aushilfsstelle gehabt, aber ich weiß es nicht genau. Ich kam erst Mitte 1941 nach Palästina zurück.

Ich habe dann geheiratet und war mit anderen Dingen beschäftigt, so dass ich außer zu meinen Eltern und Geschwistern wenig Kontakt hatte zur Familie Kretschmer. Ein oder zweimal habe ich sie in Kfar Warburg besucht. Heute liegt Kfar Warburg mitten im Land. Damals war es sehr schwierig hinzukommen. Die Verbindung war nicht sehr gut.

Meine Tante ist dann nach dem Tode meines Onkels nach Frankfurt in ein Altersheim gegangen. Frau Kretschmer war eine Dame, die immer Untergebene hatte. In Israel hatte sie dann die größten Schwierigkeiten. Meine Frau und ich haben sie 1958 in Frankfurt besucht. Sie war glücklich und unglück-

---

5 Makkabi Hazair: Jugendbund, der sozialistisch-zionistisch orientiert war.

6 Die Kupath Cholim, die Krankenkasse der Arbeiter-Partei, war, wie schon gesagt, eine der größten Krankenkassen des Landes.

lich zugleich, denn sie hatte ihre Tochter und Enkelkinder in Israel. Sie hat sich hier nie, wie leider unsere Eltern auch, nie hundertprozentig eingelebt, weil es ein ganz anderes und schweres Leben hier ist. Das war ganz besonders schlimm in den ersten Jahren nach der Einwanderung, weil die älteren Menschen auch die Sprache nicht beherrschten. Später ist meine Tante nach hier zurückgekommen und gestorben. Meine Cousine hatte inzwischen vier Kinder.

Ich bin im April 1937 aus Emden fortgegangen und erst 1978 erstmalig zurückgekommen.

Als Kinder wussten wir nur sehr wenig von den Eltern. Es wurde über viele Dinge nicht mit den Kindern gesprochen. Das hat zu vielen Nachteilen geführt.

Ich kann mich nicht erinnern, wie sich Onkel Julian und Tante Elsbeth kennengelernt haben. Die Heirat ist vielleicht durch irgendeine Vermittlung zustande gekommen. Der Großvater hatte eine Schwester Henni und deren Mann war Geheimrat Dr. Schnitzer und dieser war offensichtlich befreundet oder bekannt mit Dr. Kretschmer in Berlin.

Mir fällt noch ein: Es gab eine Abstimmung in Oberschlesien, zu der mein Onkel extra gefahren ist. Das wurde in der Familie immer erzählt, weil es etwas ganz besonderes war. Eine Reise von Emden nach Oberschlesien bedeutete tagelang unterwegs zu sein, um bei dieser Abstimmung seine Stimme für Deutschland abzugeben. Das war eine große Sache.

Mein Vater schrieb mir an dem Tag, als er aus dem Konzentrationslager entlassen wurde, nach England eine Karte. Da schreibt er: „Ich komme von meinem Erholungsurlaub zurück. Mir geht es gut, ich hoffe, Dir auch“. Einige Emder haben noch mit unterschrieben. Wir haben auch noch ein Telegramm aus dem KZ.

Am 15.12.38 schrieb er eine Karte mit folgendem Wortlaut: „Soeben um fünf Uhr aus dem Sanatorium als geheilt entlassen ... Interessanterweise schreibt er noch: ‚Ich hoffe, dass Onkel Julian auch am 22.12.38 zurückkommt‘. Am 16. Dezember schickte meine Mutter mir das Telegramm mit der Nachricht, dass mein Vater zurück ist.“

Ich habe in Emden zunächst die jüdische Volksschule besucht. Das war eine kleine Schule neben der Synagoge. Es gab acht Jahrgänge, die in zwei Klassenzimmern untergebracht waren. Die niederen Klassen wurden unter-

richtet von einem Lehrer Gottschalk und die oberen vier Klassen von Herrn Hirschberg. Ich habe nur vier Jahre dort gelernt. Ich bin dann in die Oberrealschule eingeschult worden. Am Sonntag mussten wir zum Religionsunterricht kommen in die jüdische Schule, weil wir am Religionsunterricht an der Oberrealschule nicht teilgenommen haben. Es waren sehr wenige Juden auf der Oberrealschule, vielleicht vier oder fünf Schüler. Ich war der einzige in der Klasse und war ein Außenseiter. Freunde habe ich so gut wie gar nicht gehabt. Man hat sich um den Juden nicht gekümmert. Die Lehrer waren unterschiedlich eingestellt, manche waren Antisemiten. Das habe ich auch an meinen Zensuren gemerkt. Ich war nur ein mittelmäßiger Schüler. Das ist darauf zurückzuführen, dass ich unter der Atmosphäre in der Schule gelitten habe.

Ein Teil der Lehrer und Schüler waren antisemitisch eingestellt und haben das direkt oder indirekt gezeigt. Deshalb blieb ich nur bis zur Untersekunda und bin dann sofort Ostern 1937 aus Emden weggegangen. Es war zu schwer, dort auf der Schule zu bleiben und das Abitur abzulegen. In den Pausen habe ich allein in der Ecke gestanden. Der Einzige, der manchmal mit mir zusammen war, das war mein Freund Franz Michielsen."

Ruth Valk, die Ehefrau von Jürgen Valk, wurde 26.4.1922 in Frankfurt als Tochter eines Apothekers geboren. In einem großbürgerlichen Milieu lebte sie mit ihren Eltern in Frankfurt und besuchte das Philantropin. Die Familie war fest davon überzeugt, dass der Nationalsozialismus eine vorübergehende Erscheinung sei. Die antisemitischen Ausschreitungen haben sie wahrgenommen als Vorfälle, die auf keinen Fall gegen sie persönlich gerichtet waren. Das kulturelle und politische Deutschland war ihre Heimat.

Ruth Valk:

„In der Schule sind wir sehr viel auf Fahrt gegangen. Die Nazis haben immer gesagt, die Juden können keinen Sport machen, die Juden haben keine Muskeln usw. Wir sind mit der Mädchengruppe in die österreichischen Berge gefahren, mit einer Sportlehrerin und haben ganz frei gelebt. Natürlich hat man dann hinüber geschaut zur Schweiz oder Österreich, wenn wir in den deutschen Bergen waren, dass es ja leicht wäre, da runter zu kommen. Diese Gedanken hat man sich schon gemacht. Da war ich so 14 oder 15 Jahre alt. Und dann bin ich in die Tanzstunde geschickt worden. Nicht so, als wenn irgendetwas über uns schwebte, gar nicht. Ich bekam meine ersten Abendkleider, habe den ersten Walzer mit meinem Vater getanzt – hirnverbrannt –, aber so war es 1937. Das war der Unterschied zwischen Klein- und Großstäd-

ten. Alle unsere Lebenspläne wurden von einem Tag zum andern zerstört. Eine Jugend haben mein Mann und ich nicht gehabt.

Mein Schwiegervater hat nie, nie etwas aus dem KZ erzählt. Er konnte sich hier auch nicht gut einleben. Er war kein Geschäftsmann. Sehr gut hat er sich mit meinem Vater verstanden. Meine Eltern waren glücklich, dass ich einen Deutschen heiratete und seine Eltern waren glücklich, dass er eine Deutsche heiratete."

16 Herr Heinz Löwenstein (früher Emden) in Kfar Saba – „Er hat sich als Arzt berufen gefühlt"[7]

„Ich kenne Dr. Kretschmer noch aus Emden. Er wirkte immer sehr hochmütig, nein man muss besser sagen, distanziert, denn er hat gerade arme Menschen in Emden behandelt. Ich bin 1914 geboren und mit der Tochter Ruth in einer Klasse gewesen.

Die Familie Kretschmer hat man auch an hohen Feiertagen nicht in der Synagoge gesehen. Zu Frau Kretschmer kann ich nur sagen: Wenn man einen landwirtschaftlichen Betrieb hat oder auf dem Dorf wohnt, kann man das nicht machen, dass die Frau nicht mithilft. Die Frau war in keiner Weise bereit, ihrem Mann oder der Tochter zu helfen. Sie war doch eine Valk und kam aus einem sehr reichen Hause. Dr. Kretschmer konnte es sich ja auch nur leisten, arme Leute ohne Geld zu behandeln, weil er eine reiche Frau geheiratet hat. Das hat die Frau auch sehr gekränkt, dass er so oft kein Geld genommen hat. Er hat sich als Arzt berufen gefühlt und hat wirklich jeden behandelt und nie gefragt, ob jemand Geld hat oder nicht. Das hat die Tochter Ruth immer erzählt, die sehr an ihrem Vater gehangen hat. Von ihrer Mutter hat sie nicht erzählt. Wir wussten auch später (in Israel) nicht, dass die Mutter von Ruth 1952 nach Deutschland zurückgegangen ist. Den Eltern Kretschmer ging es sehr, sehr schlecht. Sie haben ein furchtbar schweres Leben geführt. Alles Geld war weg. Die Frau konnte sich nicht daran gewöhnen, dass sie nicht mehr ‚die geborene Valk' war."

7 Das Interview fand im November 1997 statt.

Literatur

AKKERMANN, Tönjes: Antisemitismus auf Borkum. Unveröffentlichte Kurzfassung der Dokumentation 1993.

Adressbuch der Stadt Emden von 1877.

Adressbuch der Stadt Emden von 1925.

Allgemeine Deutsche Real-Enzyklopädie. 10. Auflage. Leipzig 1853.

ALTER, P./RUMPF, E. (Hrsg.): Polen und Deutsche. Stuttgart 1993.

Arbeitskreis für Frieden und Gerechtigkeit (Hrsg.): Geschichte der Jüdischen Gemeinden in Ostfriesland. Das Ende der Juden in Ostfriesland. Dokumentation. Aurich 1988.

BAJOHR, Frank: ‚Unser Hotel ist judenfrei'. Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 2003.

BARKAI, Avraham: Jüdisches Leben in seiner Umwelt. In: Meyer, M.A. (Hrsg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band IV. München 1997, S. 50-73.

BARKAI, Avraham: Die Organisation der jüdischen Gemeinschaft. In: Meyer, M.A. (Hrsg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band IV. München 1997, S. 74–101.

BARKAI, Avraham: Selbsthilfe im Dilemma „Gehen oder Bleiben?". In: Meyer, M.A. (Hrsg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band IV. München 1997, S. 301–318.

BENZ, Wolfgang/GRAMEL, Hermann (Hrsg.): Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik. München 1988.

Berichte der Exil-SPD 1934–1940, 2. Jahrgang.

Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten und Völker. Unter Mitwirkung und unter Spezial-Redaktion von A. Wernich, hrsg. von August Hirsch. München 1880 u.ö.

BLUMFELD, Kurt: Erlebte Judenfrage. Ein Vierteljahrhundert deutscher Zionismus. Stuttgart 1962.

BORN, Max: Mein Leben. München 1975.

BRACHER, Karl Dietrich (Hrsg.): Die Weimarer Republik: 1918–1933. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft. Bonn 1987.

BRACHER, Karl Dietrich (Hrsg.): Deutschland 1933-1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. Bonn 1993.

Brockhaus Enzyklopädie. Leipzig 1986ff.

Chronik des 20. Jahrhunderts. Gütersloh 1994.

CLAUDI, Marianne & Reinhard (Hrsg.): Die wir verloren haben. Lebensgeschichten Emder Juden. Aurich 1988/ 1991[2].

CLAUDI, Reinhard (Hrsg.) : Stadtgeschichten. Ein Emder Lesebuch 1495–1595. Emden 1995.

COHN, Willy: Verwehte Spuren. Erinnerungen an das Breslauer Judentum vor seinem Untergang. Köln 1995.

Deutsches Institut für wissenschaftliche Pädagogik Münster und Institut für vergleichende Erziehungswissenschaft Salzburg (Hrsg.): Lexikon der Pädagogik. Freiburg 1955.

ELIAS, Norbert: Studien über die Deutschen. Frankfurt a.M. 1989.

ELZE, Günter: Breslau gestern und heute. Ein Wegweiser. 5. überarbeitete Auflage. Leer/Ostfriesland 1992.

ELZE, Günter: Breslau. Biographie einer deutschen Stadt. Leer 1993.

Encyclopaedia Judaica: Das Judentum in Geschichte und Gegenwart. Berlin 1928.

FORSTER, Hans/SCHWICKERT, Günther (Hrsg.): Norden – eine Kreisstadt unterm Hakenkreuz. Norden 1988.

FRERICHS, Klaus (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus in Emden. Aurich 1985.

FRERICHS, Klaus (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte Emdens während der Wiemarer Republik. Emden 1982.

FUCHS, Konrad: Jüdisches Unternehmertum in Schlesien. In: Mitteilungen des Verbandes Ehemaliger Breslauer in Israel e.V. Mitteilungen Nr. 64/ 1998. Tel-Aviv 1998.

Gedenkbuch – Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland: 1933–1945. Bundesarchiv Koblenz 1986.

GEISS, Imanuel (Hrsg.): Chronik des 19. Jahrhunderts. Dortmund 1993.

GOLDHAGEN, Daniel Jonah: Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Rheda-Wiedenbrück, Zug, Wien 1997.

GRÄFE, Karl-Heinz: Das Ostjudentum. Historische und aktuelle Aspekte. In: Kultursoziologie. Aspekte, Analysen, Argumente. Heft 6/1997. Leipzig 1997.

GRUNDMANN, Günther: Erlebter Jahre Widerschein. Von schönen Häusern, guten Freunden und alten Familien in Schlesien. München 1972.

Heimatkreisverband Kreuzburg (Hrsg.): Kreuzburg: Stadt und Kreis in Oberschlesien. Geschichte und Erinnerung. Ein Heimatbuch. Duderstadt 1990.

HEINE, Heinrich: Historisch-kritische Gesamtausgabe. (Hrsg. Von Manfred Windfuhr). Bd. 3/1. Hamburg 1992.

HIBBEN-LEER, Carl-Julius: Ostfriesland wie es denkt und spricht. Eine Sammlung der gangbarsten ostfriesischen Sprichwörter, sprichwörtlichen Redensarten und Ausdrücken. Aurich 1919/ Leer 1947.

HIEMER, Ernst: Der Giftpilz. Ein Stürmerbuch für Jung und Alt. Nürnberg 1938.

JOUHY, Ernest: Klärungsprozesse. Band 1. Politische und historische Philosophie. Frankfurt 1988.

KAGANOFF, Benzion C.: Dictionary of Jewish Names and their History. New York 1977.

KAUFMANN, Georg (Hrsg.): Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau. Breslau 1911.

KINDER, Hermann/HILGEMANN, Werner: dtv-Atlas Weltgeschichte. München 1997/2000.

KLEMPERER, Viktor: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945. Berlin 1995.

KOLB, Eberhard: Die Weimarer Republik. München 1998.

KRETSCHMER, Elisabeth: Gellert als Romanschriftsteller. Dissertation. Heidelberg 1902.

KRETSCHMER, Julian: Die Geburten bei engem Becken in den Jahren 1897/ 98 bis 1899/ 1900. Dissertation. Breslau 1907.

KULKA, Otto Dov/JÄCKEL, Eberhard (Hrsg.): Die Juden in den Geheimen NS-Stimmungsberichten 1933–1945. Düsseldorf 2004. (CD-ROM edition).

LAGIEWSKI, Maciej: Breslauer Juden 1850–1944. Wroclaw 1996.

LOWENSTEIN, Steven M.: Die Gemeinde. In: Meyer, Michael A. (Hrsg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band III. München 1997, S. 123–150.

LOWENSTEIN, Steven M.: Ideologie und Identität. In: Meyer, Michael A. (Hrsg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band III. München 1997, S. 278–301.

MASER, Peter/WEISER, Adelheid: Juden in Oberschlesien. Teil 1. Historischer Überblick. Berlin 1992.

MENDES-FLOHR, Paul: Im Schatten des Weltkrieges. In: Meyer, M.A. (Hrsg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. IV. München 1997, S. 15–36.

MEYER, Michael A. (Hrsg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band I–IV. München 1996/1997.

OEVERMANN, Ulrich: Die Methode der Fallrekonstruktion. In: Kraimer, K. (Hrsg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt 2000, S. 58–156.

OSTROWSKI, Siegfried: Vom Schicksal jüdischer Ärzte im Dritten Reich. In: Bulletin des Leo-Baeck-Instituts. Nr. 21. Frankfurt 1963.

Philo Lexikon: Handbuch des jüdischen Wissens. Berlin 1937.

PIEKALKIEWICZ, Janusz: Der Erste Weltkrieg. Düsseldorf 1988.

PULZER, Peter: Die Wiederkehr des alten Hasses. In: Meyer, M.A. (Hrsg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band III. München 1997, S. 193–248.

PULZER, Peter: Der Erste Weltkrieg. In: Meyer, M.A. (Hrsg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band III. München 1997, S. 356–380.

POPPINGA, Onno/BARTH, Hans Martin/ ROTH, Hiltraut: Ostfriesland. Biographien aus dem Widerstand. Frankfurt a.M. 1977.

PROSS, Christian (Hrsg.): Nicht misshandeln. Das Krankenhaus Moabit. Berlin 1984.

RICHARZ, Monika (Hrsg.): Jüdisches Leben in Deutschland. Band 2. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte im Kaiserreich. Stuttgart 1979.

RICHARZ, Monika: Bürger auf Widerruf. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780–1945. München 1989.

RICHARZ, Monika.: Berufliche und soziale Struktur. In: Meyer, M.A. (Hrsg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. III. München 1997, S. 39–68.

RICHARZ, Monika: Frauen in Familie und Öffentlichkeit. In: Meyer, Michael A. (Hrsg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. III. München 1997, S. 69–100.

SCHEYER, Ernst: Bildung in Breslau. In: Hupka, Herbert (Hrsg.): Leben in Schlesien. München 1962, S. 163–176.

SCHEYER, Ernst: Breslau, so wie es war. Ein Bildband. Düsseldorf 1969.

SCHEYER, Ernst: Erinnerungen um 1913. In: Breslau in alten und neuen Reisebeschreibungen. Düsseldorf 1991.

SCHMEISER, Martin: Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870–1920. Stuttgart 1994.

SCHULZE, Hagen: Kleine deutsche Geschichte. München 1996.

SEGEV, Tom: Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung. Reinbek 1995.

SOMBART, Werner: Die Zukunft der Juden. Leipzig 1912.

STRACKE, Johannes Christian: 5 Jahrhunderte Arzt- und Heilkunst in Ostfriesland. Aurich 1960.

STUBMANN, Peter Franz: Mein Feld ist die Welt: Albert Ballin. Sein Leben. Hamburg 1960.

TEUBER, Werner: Jüdische Viehhändler in Ostfriesland und im nördlichen Emsland 1871–1942. Cloppenburg 1995.

TIELKE, Martin (Hrsg.): Biographisches Lexikon für Ostfriesland. Band 1. Aurich 1993.

TROSKA, Ferdinand: Geschichte der Stadt Leobschütz. Leobschütz 1892.

VAN RAHDEN, Till: Weder Milieu noch Konfession. Die situative Ethnizität der deutschen Juden im Kaiserreich in vergleichender Perspektive. In:

Blaschke, Olaf/Kuhlemann, Frank-Michael (Hrsg.): Religion im Kaiserreich. Milieus – Mentalitäten – Krisen. Gütersloh 1996. S. 409–434.

Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Breslau (Hrsg.): Breslau Reprint von 1908. Leer 1988.

VISSER, A.: Unveröffentlichte Erinnerungen. o. O., o. J.

VOLKOW, Shulamit: Die Juden in Deutschland 1780–1918. München 1994.

WALK, Joseph: Verein Jüdischer Kaufleute in Breslau. In: Israelitische Familienblatt Nr. 9, 10. Jg., 27.2.1908. Reprint in: Mitteilungen des Verbandes ehemaliger Breslauer in Israel, Nr. 27. April 1970, S. 10.

WALK, Joseph (Hrsg.): Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Heidelberg 1981.

WALK, Joseph (Hrsg.): Als Jude in Breslau 1941. Gerlingen 1984.

WALK, Joseph: Wider das Vergessen. Aufsätze und Erinnerungen aus sechs Jahrzehnten. Gerlingen 1996.

WEHLER, Hans-Ulrich: Das deutsche Kaiserreich 1871-1918. Göttingen 1994.

WEISS, Nelly: Die Herkunft jüdischer Familiennamen. Herkunft, Typen, Geschichte. Bern 1992.

WENDT, Bernd J.: Deutschland 1933–1945. Das „Dritte Reich“. Hannover 1995.

YAHIL, Leni: Die Shoah. Überlebenskampf und Vernichtung der europäischen Juden. München 1998.

ZIMMERMANN, Moshe: Die deutschen Juden 1914–1945. München 1997.

Archivalien

Akten der Staatsanwaltschaft im Nds. Staatsarchiv Aurich.

Akten des Staatsarchivs Aurich.

Autorenkatalog der Universitätsbibliothek der Charité.

Bollmann, Hildegard:

Dreyfus, Albert: Mein Leben vor und nach dem 30.1.1933 in Deutschland. Unveröffentlichte Biographie (Harvard University) 1939.

Historische Darstellung der Entwicklung der EVAG. Emden.

Kaiserin Auguste Viktoria Schule. Städtisches Oberlyzeum in Emden. Jahresbericht über das Schuljahr 1925/ 26. Emden 1926.

Marcus, Ernst: Mein Leben vor und nach dem 30. Januar 1933. Unveröffentlichte Biographie (Harvard University) 1939.

Nachlass Dr. Barghoorn, Emden.

Polke, Max Moses: Mein Leben vor und nach dem 30.01.1933 in Deutschland. Unveröffentlichte Biographie (Harvard University) 1939.

Schülerwettbewerb ‚Deutsche Geschichte, Alltag im Nationalsozialismus' 1980.

Schuh, T.: Dr. med. Arend Hoppe 1875–1957. Sein Leben und seine Familie. Manuskript Emden 1987.

Schuljahresbericht des Gymnasiums Leer aus dem Jahre 1992.

Statuten der Naturforschenden Gesellschaft in Emden 1902ff.

http://forge.fh-potsdam.de/~SWABD/allg.htm; 20.11.2005

Aufstellung der Bilder

Abb. 1 Julian Kretschmer mit seinen Eltern und Schwestern

Abb. 2 Julian Kretschmer im Alter von 10 Jahren

Abb. 3 Julian Kretschmer ca. 1903

Abb. 4 Julian Kretschmer als Student (1903) in der Uniform seiner Studentenverbindung, dem ‚Verein Jüdischer Studenten in Breslau', die noch keine zionistischen Embleme aufwies.

Abb. 5 Dr. Kretschmer (vorne) an seinem Arbeitsplatz (1913/14)

Abb. 6 Dr. Kretschmer (mittig stehend) im Kreis seiner ‚Meister und Lehrer' Prof. Albu, Prof. Rotter, (vermutlich) Prof. Salkowski und einer Schwester des Franziskanerinnen Krankenhauses (von links).

Abb. 7 Elsbeth Valk 1912

Abb. 8 Die Hochzeitsgesellschaft

Abb. 9 Die hier reproduzierte Ansichtskarte zeigt neben zwei Stadtansichten das „Waarenhaus J.M. Valk Söhne". Am linken Rand befindet sich die Aufschrift „J.M.Valk Söhne in Aurich am Markt, in Norden Neuerweg, in Jever Neuestraße". Es ist davon auszugehen, dass diese Karte von der Firma Valk für Werbezwecke in Auftrag gegeben und verteilt wurde; offensichtlich wird, dass in den drei umliegenden ostfriesischen Städten weitere Filialen der Firma Valk existierten.

Abb. 10 Dr. Kretschmer als Civilarzt (2. von links)

Abb. 11 Dr. Kretschmer (Mitte) im Kreis von Kameraden

Abb. 12 Elsbeth Kretschmer und Tochter (1915/16).

Abb. 13 Ruth (3 Jahre) ist als ‚feine Dame' ausstaffiert worden, so wie es für ein Kind der großbürgerlichen Familie Valk üblich war.

Abb. 14 Ausweis der Einwohnerwehr Emden.

Abb. 15 Dr. Kretschmers Passierschein zur Wahlabstimmung in Oberschlesien

Abb. 16 Dr. Kretschmer am Lenkrad seines Autos

Abb. 17 Dr. Kretschmer an seinem Auto

Abb. 18 Der am 15.1.1929 ausgestellte Führerschein

Abb. 19 Der Boykottaufruf in der Ostfriesischen Tageszeitung.
Dr. Kretschmer und das Kaufhaus Valk sind im Text aufgeführt.

Abb. 20 Dr. Kretschmer (3. von links) auf der Ausonia.

Abb. 21 Wohnen in Palästina

Abb. 22 Arzt in Palästina

Abb. 23 Praxis in Palästina

Für Rachel, Norith, Michael und Jochanan

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich zunächst allen Menschen danken, die mir mit Rat, Literaturhinweisen, Nennung von weiterführenden Recherchemöglichkeiten und anderen wertvollen Hinweisen dazu verholfen haben, den Lebensweg und die Familiengeschichte des Arztes Dr. Julian Kretschmer in Deutschland und in Palästina/Israel zu komplettieren.

Mein besonderer Dank gilt den Frauen und Männern in Emden, die sich für Zeitzeugeninterviews zur Verfügung stellten. Mit ihren selbstkritischen Erinnerungen haben sie die Lebenswelt der jüdischen und nichtjüdischen Bürgerinnen und Bürger in Emden vor dem Zweiten Weltkrieg beschrieben und in einen Kontext mit dem beruflichen, sozialen und privaten Leben und Wirken von Julian Kretschmer gestellt. Ihre Begegnungen und die persönlichen Erfahrungen mit Julian Kretschmer geben sein Engagement und seine Persönlichkeit wider.

Aufgrund der geführten Interviews mit israelischen Zeitzeugen konnten die Lebensjahre von Dr. Kretschmer bis zu seinem Tode 1948 in Palästina rekonstruiert werden.

Mein Dank gilt weiterhin den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Staatsarchivs Aurich, des Stadtarchivs Emden, des Centrum Judaicum in Berlin und des Leo Baek Instituts in Jerusalem.

Gesine Janssen

Bisher sind in der Reihe

„Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien“

folgende Bände erschienen:

1 Reinhard Pirschel: Dialogisches Prinzip nach Martin Buber und Konzepte zur Förderung von behinderten Kindern und Jugendlichen. – 1998. – 298 S.
ISBN 3-8142-0626-6 ⇨ € 8,20

2 Isabell Schulz-Grave: Lernen im Freien Jüdischen Lehrhaus. – 1998. – 145 S.
ISBN 3-8142-0647-0 ⇨ € 7,70

3 Sabine Armbrecht: Verkannte Liebe. Maximilian Hardens Haltung zu Deutschtum und Judentum. – 1999. – 266 S.
ISBN 3-8142-0653-3 ⇨ € 10,30

4 Jochen Hartwig: „Sei was immer du bist“. Theodor Lessings wendungsvolle Identitätsbildung als Deutscher und Jude. – 1999. – 310 S.
ISBN 3-8142-0690-8 ⇨ € 10,30

5 Ursula Blömer / Detlef Garz (Hg.): „Wir Kinder hatten ein herrliches Leben ...“. Jüdische Kindheit und Jugend im Kaiserreich 1871-1918. – 2000. – 321 S.
ISBN 3-8142-0719-X ⇨ € 10,30

6 Friedemann W. Golka / Wolfgang Weiß (Hrsg.): Joseph. Bibel und Literatur. Symposion Helsinki / Lathi 1999. – 2000. – 124 S.
ISBN 3-8142-0716-5 ⇨ € 7,70

7 Kurt Nemitz: Die Schatten der Vergangenheit. Beiträge zur Lage der intellektuellen deutschen Juden in den 20er und 30er Jahren. – 2000. – 156 S.
ISBN 3-8142-0717-3 ⇨ € 7,70

8 Barbara Busch: Berthold Goldschmidts Opern im Kontext von Musik- und Zeitgeschichte. – 2000. – 499 S.
ISBN 3-8142-0747-5 ⇨ € 15,40

9 Ursula Blömer / Sylke Bartmann (Hrsg.) – unter Mitarbeit von Hans-Peter Geis, Ilse Riemer und Arno Wanders: „Dunkel war ueber Deutschland. Im Westen war ein letzter Widerschein von Licht“. Autobiographische Erinnerungen von Friedrich Gustav Adolf Reuß mit einem Nachwort von Frederick Joseph Reuss. – 2001 – 180 S.
ISBN 3-8142-0774-2 ⇨ € 10,70

10 Nicolaus Heutger: Die Fülle an Weisheit und Erkenntnis. Festschrift zum 70. Geburtstag. – 2001. – 197 S.

ISBN 3-8142-0792-0 ⇨ € 14,00

11 Christel Goldbach: Distanzierte Beobachtung: Theodor Wolff und das Judentum. – „es sind zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.“ 2002. – 269 S.
ISBN 3-8142-0795-5 ⇨ € 9,00

12 Eva Stein: Subjektive Vernunft und Antisemitismus bei Horkheimer und Adorno. – 2002. – 177 S.
ISBN 3-8142-0807-2 ⇨ € 7,80

13 Heike Krösche: „Ja. Das Ganze nochmal“. Lion Feuchtwanger: Deutsch-Jüdisches Selbstverständnis in der Weimarer Republik. – 2004. – 220 S.
ISBN 3-8142-0827-7 ⇨ € 9,50

14 Sylke Bartmann / Ursula Blömer / Detlef Garz (Hrsg.): „Wir waren die Staatsjugend, aber der Staat war schwach“. Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland und Österreich zwischen Kriegsende und nationalsozialistischer Herrschaft. – 2003. – 440 S.
ISBN 3-8142-0865-X ⇨ € 12,00

15 Ursula Blömer: „Im uebrigen wurde es still um mich“. Aberkennungsprozesse im nationalsozialistischen Deutschland. – 2004. – 267 S.
ISBN 3-8142-0906-0 ⇨ € 10,00

Vorstehende Titel können bezogen werden über:

BIS-Verlag
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
z. Hd. Frau Barbara Šíp
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-2261
Telefax: 0441/798-4040
E-Mail: verlag@ibit.uni-oldenburg.de
Internet: www.bis.uni-oldenburg.de